

UNIVERSAL
LIBRARY

OU_216161

UNIVERSAL
LIBRARY

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 923.145

Accession No. 35357

Author Mass
Sarfatti, M G

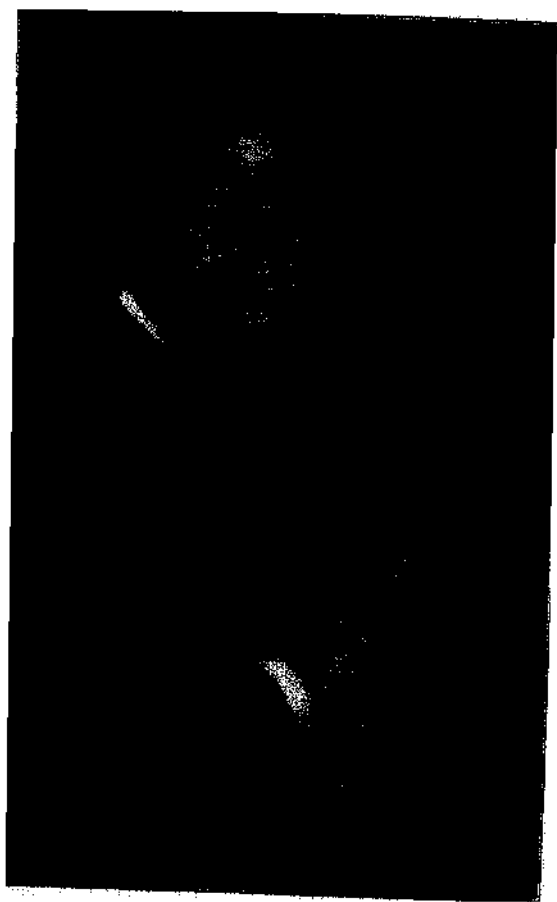
Title Mussolini Lebensgeschichte. n d. 1926

This book should be returned on or before the date last marked below.

MUSSOLINI / LEBENSGESCHICHTE

A L L E R E G H T E V O R B E H A L T E N

DRUCK VON HESSE & BECKER / LEIPZIG



Wynne

MUSSOLINI

LEBENSGESCHICHTE

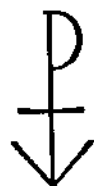
NACH AUTOBIOGRAPHISCHEN UNTERLAGEN
VON
MARGHERITA G. SARFATTI

★

EINZIG AUTORISIERTE DEUTSCHE AUSGABE
HERAUSGEGEBEN VON
ALFRED M. BALTE

★

MIT ZAHLREICHEN, GRÖSSTENTEILS UNVERÖFFENTLICHTEN
PHOTOS UND AUTOGRAPHEN



PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Im unser Zeitalter ist nicht sehr reich an bedeutenden Persönlichkeiten; diinn gesdt sind die Manner, deren Wille eineni ganzen Volh den Slempel der eigenen Persönlichkeit aufzuprdgen vermochte.

Einer von diesen wenigen ist Benito Mussolini.

Seine Revolution, die — im Gegensatz zur bolschiewistischen Revolution seines grofien, Mini in vielem so dhnlichen Antagonisten Lenin — nicht gegen die Monarchic gerichtet war, sondern im Gegenteil die Monarchic als deri dufleren sichtbaren Ausdruck des Slaatsgedankens sldrken wollte, — seine Revolution hat sich heute zu einem Regierungssystem kristallisiert, an dessen Spitze der Revolutionar selbst stehi.

Der Sohn des Schmiedes lenkt heute als oberster Regierender die Geschicke seines Landes.

Man kann dem Politiker Mussolini gegeniiberstehen, wie man will: der Aufsticg des Menschen Mussolini notigt auch dem Gegner Achtung, ja Bewunderung ab. Und. noch ein anderes ist bewunderungstoiirdig: das ist die heifle, fast ddmonische Liebe zum Vaterland, die diesen Mann erfuillt. Je mehr wir selbst unser Vaterland lieben, um so eher werden wir diese Liebe beim anderen zu achten und zu ehren wissen.

„Die wahre Liberalitdt ist Anerkennung“: diese Worte Goethes leileien den Herausgeber bei der Veroffentlichung dieses Buclies. Es gait, dem deutschen Volke einen bemerkenswerten Mann unserer Zeit zu zeigen, einen Mann, der, aus dem Volke hervorgegangen, von unbeugsamern Willen erfuillt, sich alle Bildung selbst vermittelte, der aus der Tie fe zur llohe stieg, und dessen grandioscr Arbeits- und Herrschaftsiville sich verbissen auf das einc Ziel riehtet: das Vaterland grop zu machen.

Das Leben dieses Mannes ist iverit, als ein menschliches Dokument unserer Zeit studiert zu werden.

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Daneben interessiert uns aber auch noch der andere Mussolini, nicht der *Werdende*, dessen Lebensgang wir mit Bewunderung in diesem Buch verfolgen, sondern der schon Gewordene; das ist der *Ministerpräsident* und *Präsident* des Staatsrates, Mussolini, der *Leiter* der *Außenpolitik* des heiligen Italiens. Diesen Mann genau kennenzulernen, ist eine politische Notwendigkeit.

Es wäre unklug, Menschen, die uns vielleicht antagonistisch gegenüberstehen, einfach zu negieren. Der Faschismus ist in Italien heute eine politische Macht, diktiert das außenpolitische Verhalten Italiens ebenso sehr wie die innere Politik, und ist ein neues Instrument im Konzert der Völker. Wer die außenpolitischen Erscheinungen richtig beurteilen will, muß also die Mentalität des Faschismus und seines Führers genau kennen. Diese Kenntnis kann unser Buch wie kein anderes vermitteln, denn jede Zeile darin ist von Mussolini gutgeheißen und kann als seine persönliche Meinungsaussage gelten.

Es wäre für den Herausgeber ein leichtes gewesen, die in diesem Buche manchmal auftauchenden antideutschen Äußerungen Mussolinis und seiner Biographin zu tilgen; aber er wollte die Tatsachen nicht falschen, nicht einmal sie retuschieren. Es heißt hier klar sehen: Wie sieht es mit Italien? Wie steht Italien zu Deutschland? Wie spiegelt sich Deutschland in den führenden Köpfen des Faschismus? Denn sollten wir wirklich Mussolini als einen Gegner betrachten müssen, so wäre es von größter Bedeutung, die Wesensart und Gesinnung dieses Gegners und seiner Partei bis ins kleinste zu kennen, um sie um so wirksamer zurückweisen zu können, wo es nötig ist.

Allerdings: wenn man dieses Buch liest und sieht, wie Mussolini die bestimmenden geistigen Einflüsse seines Lebens Deutschen verdankt, wie er sich an Schopenhauer, Karl Marx, Nietzsche, Stirner bildet, wie er Schiller liebt, Platen bewundert, Klopstock studiert und auslegt, „Kritische Studien über die deutsche Literatur“ schreibt — und trotzdem in der Kriegszeit von den „Barbaren des Nordens“ sprechen kann, die Rom zerstörten und es wiederum bedrohen konnten — dann hat man oft den Eindruck, als ob es sich dabei um so etwas wie eine verdrängte Liebe handele, und man ist versucht, auf Mussolini seine eigenen Worte anzuwenden, die er einst den ihn schmahenden Sozialisten entgegenrief: *Ihr haßt mich, weil ihr mich noch immer liebt.*“

Mussolini ist eben ein Mensch der Widersprüche. Er spricht vom

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Chrislentum, das Rom zerstorte, mil einem Beigeschmack des Masses, aber er stiihl die kalholische Kirche, we'd sie, von Rom ausgehend, die Welt beherrscht. Als solches Zeichen der „weltbeherrschenden Macht Roms“ ist sie ihm lieb. — Er verlangt vom Italiener, durchaus Italiener und national zu sein, nennt jeden einen Schurken, der seine Italianitat verleugnel, aber er will gleichzeitig aus den Siidtirolern Italiener machen, ohne ihre deutsche Nationalitdt zu achlen. Die Achtung, die er der Italianitat zollt, will er anderen Nationalitden nicht erweisen, denn aus Italien, dem Lande, wo die Nachkommen der Romer und Griechen, der Spanier, Araber, Juden, Schweizer, ISormannen und Deutschen wohnen, soil gewallsam ein homogenes Reich gemacht werden, in dem jeder Staatsangehorige Vollblutitaliener ist.

Es ist selbstverstandlich, dafl der Herausgeber manche Auferungen in diesem Buche zuriickweisi. Aber er liefi sie an den wenigen Stellen, wo sie gedupert werden, steJien, um, wie gesagt, nichts zu jalschen, und um auch zu zeigen, wie wenig der Faschismus von Deutschland weifi, von jenem Deutschland, das wir kennen, das sich ohne die Diktatur einer Partei oder eines einzelnen, allein durch die Zusammenarbeit seines Volkes, friedlich, ohne drohende Worte, in hartcr Arbeit schneller als alle anderen aus dem Chaos der Nachkriegszeit wieder erhob, das nicht nur seine Wirtschaft in Ordnung brachte, niclit nur dank der Opferwilligkeit des Volkes seine Valuta wieder zu einer der beslen machte, sondern auch in geistiger Bedeutung wieder den alten Platz einzunehmen vermochte.

Wir wissen, wie sich die Dinge in Wahrheit verhalten; verschliefen wir uns also auch nicht der Erkenntnis, wie die Dinge driiben, in Italien, gesehen werden. Wenn die Beziehungen zwischen diesen beiden Lndern freundschaftliche werden sollen, kann das nur geschehen, indem man ailes ganz klar sieht.

Vbergriffe des Faschismus wird Deutschland stels zuriickzuweisen luissen. Aber als wahre Europaer, als wirkliche Geislesmenschen, bc-sitzen wir Deutschen die Gerechtigkeit und Unvoreingenommenhcit, den Mann Mussolini, dessen Aufstieg wir beivundern, dessen Vaterlandsiebe unserer Jugend ein Beispiel sein kann, als bedeutende Personlichkeit unserer etwas grauen Zeit mit Teilnahme anzuerkennen.

Prien am Chiemsee, im Oktober 1926

Alfred M. Balte

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Margherita G. Sarfatti, die Biographin Mussolinis, ist geborene Venezianerin. Ganz im Gegensatz zur Tradition ihrer Familie war sie schon mit fünfzehn Jahren eifrige Sozialistin und arbeitete in der Partei mit Schrift und Wort. Sie trat dabei Mussolini näher und wurde später Redakteurin am „Avanti!“, wo sie Seite an Seite mit Mussolini arbeitete, und nachher auch an der von Mussolini begründeten kleinen sozialistischen Revue „Utopia“ mitwirkte. Als dann Mussolini die sozialistische Partei verließ, weil er die Teilnahme Italiens am Weltkrieg auf Seiten der Entente propagierte, trat auch Margherita Sarfatti aus der Partei aus und wurde Redakteurin an der von Mussolini neugegründeten interventionistischen Tageszeitung „Popolo d'Italia“. Den Faschismus machte sie von seinen Anfängen an mit. 1922 begründete sie zusammen mit Mussolini die Zeitschrift „Gerarchia“, deren Leiterin sie, unter Mitarbeit von Mussolini, noch heute ist.

VORWORT VON MUSSOLINI

Itfuavor ein Bekenntnis: Ich verabscheue alle diejenigen, die mich JY yzum Gegensland Hirer Schriften und ihrer Reden nehmen. Ob sie mich dabei gut oder schleclit behandeln, ist ohne Bedeutung. Ich verabscheue sie gleicherweise. Dieser Widerwille steigert sich noch, wenn man mich in solcher Weise der Offentlichkeit darbietet — noch dazu einer so breiten Offentlichkeit, wie es geradc hier der Fall ist; und er erreicht den Gipfel der Verzweiflung, wenn ich mich entschlieflen mufl, sogar selbst ein Vorwort dazu zu schreiben.

Mich selbst vorzustellen: das ist wohl die hochste Probe menschlichen Ertragungsvermögens, die ich zur moralischen Erbauung meiner Nachsten bielen kann.

Ich habe manchmal tiber das groleske und erhabene Schicksal eines Mannes der Offentlichkeit nachgedacht. Aber ich bin dabei zu keinem endgulligen Ergebnis gekommen — eben we'd es sich um Schicksal handelt. Der Mann der Offentlichkeit wird fixr die Offentlichkeit geboren. Es handelt sich hier um ein Stigma, das ihn von Geburt an begleitet. Er ist moralisch gezeichnet. Man wird zur Offentlichkeit geboren, so wie der eine eben als klug, und der andere als dumm zur Welt kommt. Niemals wird es gelingen, einen Mann in die Offentlichkeit zu bringen, dem der Hang zur Hduslichkeit angeboren isi. Der Mann der Offentlichkeit gleicht darin dem Dichter: Er wird mit jenem Fluch geboren. Und nie kann er sich davon befreien. Seine Tragodie durchlauft eine endlose Tonleiter: Sie geht vom Martyrium bis zur Autobiographic.

Mein Bekenntnis entspringt einer Laune. Ich habe mich mit meinem Schicksal als Mann der Offentlichkeit durchaus abgefunden. Ja, zuweilen kommt es sogar vor, dafi ich davon begeistert bin. Nicht elwa wegen der Befriedigung, welche die Offentlichkeit mit sich bringt — die Zeit der Eilelkeit pflegt ja nur vom zwanzigsten bis zum funfundzwanzigslen JaJir zu dauern — auch nicht wegen der Beruhmtheit oder wegen des Ruhmes, auch nicht um der Biiste willen, mit welcher der Mann der Offentlichkeit auf dem Marktplatz seiner

VORWORT VON MUSSOLINI

Geburtsstadt endet, — nein, aber der Gedanke und die Erkenntnis nicht mehr sich selbst zu gehdren, Eigentum aller zu sein, von alien geliebt, von alien gehaft — ein notwendiges Element fur das Leben anderer zu sein —, das gibt mir eine Art himmlischer Trunhenheit, die an das Nirwana er inner I.

Vnd dann: gehort man alien, so gehort man niemand. Irgend jemand hal einmal gesagt, man konne die herbe und doch ruhespendende Freude der Zuruckgezogenheit viel eher im Gedrdnge der Menge empfinden als in der Wiiste.

In diesem Buche isi mein Leben. Zum mindesten jener Teil, den man kennen darf, denn jeder Mensch hat in seinem Dasein Geheimnisse und iinerforschbare, dunkelbeschattete Winkel. Dieses hier zeigt mein Leben in der Reihcnfolge der Ereignisse und in der Entwicklung der Ideen. Im Grunde ist mein Leben keine grope Sache. Es enthdlit nichts Auferordentliches, das die Phantasie reizen konnle. Keine glorreichen Kriege, keine Schopfungen neuer Einrichtungen; es isi ein bewegtes Leben, gewip, aber viel weniger interessant als z. B. das Leben des groflen englischen Forschers Savage.

Dieses Buch gefallt mir, denn es stellt mich, ungeachtet der Freundschaft und der Arbeits- und Ideengemeinschaft, in die richtige Beziehung zur Zeit, zum Raum und zu den Ereignissen. Vielleicht wird die Zukunft diese Verhdltnisse dndern: vermindern oder crhohen. Aber das zu untersuchen ist Sache meines Biographen von morgen,

Mussolini

all'antropo - la mia confessione è un epitafio - P. m.
 profetante. rispetto alla mia parte di uomo pubblico, questo
 libro che io ne sia consapevole - Ma più per le necessità
 della pubblica. non, un libro: ^{la} forse della nostra
 era di tutti i vizi e virtù - Ma più per la forma
 la stessa o anche il fatto che l'uomo pubblico finora per
 sé - sulla pagina del nostro libro - no. Il primo è la
 impostura reale di un apparato più, di cose di tutti
 - anche in tutti, stati in tutti - elementi umani alla
 vita umana, mi di una gente di cultura moderna. E poi,
 quando si è di tutti, non si è, nessuno, ^{il} più fra tutti
 una sola persona, più che l'aria e per tutti
 insieme, più che un libro -

In questi libri c'è la mia vita. Allora.

Quella parte che si può capire, perché qui sono le parole
 che ~~sono~~ c'è un'ombra, inesplicita - l'è la mia vita
 come me stesso in tutti, come il libro di idee - In più,
 mi è più la mia vita - Ma, c'è anche di
 qualcosa che può colpire la fantasia - Non

Unterschriften Mussolinis

Als Maurer in Lugano

Als Ministerpräsident

INHALT

	Seite
Einleitung des Herausgebers	V
Vorwort von Mussolini	IX
Faksimile des Vorwortes	XI
I. Die Tragodie ohne Helden	1
II. Der „Klub“ des Dorfes	3
III. Die unruhige Flamme	7
IV. Die ersten Srafexpeditionen	15
V. Eine Rechtfertigung der Sprunghaftigkeit	20
VI. Gcstalten und Einflisse der Umgebimg	23
VII. Berihmte und obskure Freunde	30
VIII. Roma Dea, Alma Roma Mater!	40
IX. Gcstiger Aufstieg	45
X. Der Beginn	50
XI. Tage des Hungers	56
XII. Fine Lektion in elf Kapiteln	65
XIII. Weiilere Lektionen	71
XIV. Im Umkreisc des Samowars	75
XV. Einige Begegnungen	83
XVI. Schlechte Oslern	88
XVII. Der rote Rekrut	94
XVIII. Von Machiavelli und vom Wein	100
XIX. Stiirme der Jugend	105
XX. Mussolini und Nietzsche	111
XXI. ImTrient des Cesare Battisti	117
XXII. Der Internationalismus und die Nation	126
XXIII. Der Klassenkampf	137
XXIV. Prozesse und Kampfe	144
XXV. Der neue Leiter des „Avanti“....	153
XXVI. Das Vorspiel zur Tragodie	160
	XV

INHALT

	Seite
XXVII. Mene, Tekel, Upharsin	168
XXVIII. Die seelische Krise	174
XXIX. Der einsame Mensch	178
XXX. Die Maitage	182
XXXI. In der grungrauen Felduniform	189
XXXII. Auf den Schlachtfeldern	196
XXXIII. Der moralische Schiitzengraben	203
XXXIV. Der Sieg und das Nachher	212
XXXV. Die Redaktion des „Popolo d'Italia“.	220
XXXVI. Die alte und die neue Redaktion	226
XXXVII. Der Fascio	230
XXXVIII. Die Tage von Fiume	235
XXXIX. Tatsachen und Vorstellungen	242
XL. Die rote Fahne	249
XLI. Giovinezza	258
XLII. Die neue Hierarchie	270
XLIII. Die romischen Stimmen	277
XLIV. Mussolini als Redner	285
XLV. Von den Barrikaden zur Herrschaft	289
XLVI. Die Ankunft in Rom	302
XLVII. Die Wiedergeburt des Fihrers	309
XLVIII. Die Personlichkeit Mussolini	323

DIE TRAGÖDIE OHNE HELDEN

Kriege und Heldenverehrungen. — Der Triumph des Imperialismus und der „Unbekannte Soldat“. — Krone und Kapitol.

Jeder große Krieg pflegt im allgemeinen außer Trauer und Dunkelheit den Menschen wenigstens einen Helden zu schenken. Nur die kriegserfüllte Sumpfzeit der Jahre 1914 bis 1918 gebar keinen Helden. Alle Führer schienen den Ereignissen nicht gewachsen zu sein; statt sie zu leiten, wurden sie vielmehr von ihnen beherrscht.

Clemenceau und Lloyd George hatten die Leitung mehr in den Händen als die Strategen, und darin lag wohl auch ein Grund dafür, daß sich der Krieg in einem Schützengrabenkampf fortsetzte, der sich dann zu einem Massenbelagerungskampf auswuchs.

Wohl überdauerten einige Kronen den Krieg, aber es waren keine großen Männer vorhanden, die der Krone würdig gewesen wären, und während die Menschen zu Millionen für die Verteidigung ihrer Heimat und ihrer Ehre starben — Begriffe, die so alt sind wie die Welt —, fand die Idee der Volkerverständigung in Westeuropa keinen Märtyrer, der sie mit seinem Blute besiegelt hätte.

Schon begann der Materialismus, der das Individuum und den freien Willen verneint, zu triumphieren, als ein unvorhergesehenes bedeutsames Aufblühen des Geistes „Alle“ ergriff und daraus „Einen“ zeugte, indem es den unscheinbarsten aller Menschen, den „Unbekannten Soldaten“, zum Symbol dieses dunkeln Krieges machte, zum Symbol eines Krieges, in dem die Menschen, um dem Tode zu trotzen, sich lebendig begruben. In diesem unbekannten Soldaten er-

kannte ein jeder sich selbst, fand jede Mutter ihren Sohn wieder.

Die Weltgeschichte bleibt sich in ihren Hauptlinien immer treu, auch wenn sie in ihren Umrissen wechselnd erscheint. Nachdem die Atmosphäre sich geklärt hatte und eine Übersicht ermöglichte, konnte man erkennen, daß dieser Krieg eigentlich nicht so sehr ein militarisches Geschichtsereignis gewesen war, als vielmehr eine elementare Erschütterung, die beim Zurechtriicken einer unstabilen sozialen Ordnung entstand. Und nun erschienen auch die wahren Helden — wie Carlyle sie meint — auf der Weltbiihne, die Schöpfer des „novusordo“, der neuen Ordnung: Wladimir Lenin und Benito Mussolini; Vertreter zweier Welten, des Orients und des Okzidents, in der europäischen Zivilisation, und so verschieden voneinander, wie die aufgeblauten vergoldeten Kuppeln des Kremls von den Säulen und Bogen des Kapitols.

Scharfsinnige, schlafrig scheinende Augen, in den Winkeln hochgezogen, darunter hervorstehende mongolische Backenknochen; ein bewegungsloses Dasein, von Schleiern einer geheimnisvollen Krankheit umhiilt, beendet mit der Erhöhung des Leichnams auf einem prächtigen Katafalk —: all das zeigt uns Lenin als den Typus eines asiatischen Halbgottes; er verliefi seine priesterliche Einsamkeit nur, wenn es einmal gait, die sich vor ihm in den Staub werf ende Menge zu fanatisieren, so wie es die Kaiser von China einst taten, eingehüllt in den Mantel ihrer Macht. Der andere, Benito Mussolini, ist ein Römer, in der Seele wie im Antlitz, er ist die Wiederverkörperung des rein italischen Typus, der über die Jahrhunderte hinaus nun zur neuen Blüte gelangt.

II

DER „RLUB“ DES DORFES

Die Mussolini als Volksführer. — Ein Revolutionär aus der Romagna.
Signora Rosa.

In Bologna gibt es noch heute eine „Via dei Mussolini“. Dieser Geschlechtsname stammt sicherlich aus der Zunft der Fabrikanten oder Händler jenes feinen Leinens, das wir noch heute nach seinem Herstellungsort in Mossul in Kleinasien „Musselin“ nennen. Spuren des Naniens Mussolini und darauf bezügliche Dokumente, sind auch in Venedig nachzuweisen.

In jener Gegend des damaligen Bologna stand ein Turm, und die Leute, die dort wohnten, hatten dem kriegerischen Bologna des 12. Jahrhunderts manchen stolzen Parteigänger und Volksführer, „Capitano del popolo“ nannte man sie, gegeben, — damals, als ein Volksführer noch Kämpfer und Gesetzgeber zugleich war.

Ob Herr Alessandro Mussolini ein Nachkomme dieser Volksführer war, laßt sich nicht mehr genau feststellen. Er lebte als Schmied und später als Gastwirt in einem Nebenort von Varano di Costa, in einem großen Gebäude am Abhange eines kleinen Hügels zu Dovia, in der Landschaft von Predappio, die sich in der Gegend von Forlì befand. In jenen sturmischen Zeiten kam es ja nicht selten vor, daß angesehene Familien von ihrer Rangstufe herabsanken — besonders wenn die Gegenpartei triumphierte — und sich dann wieder mit dem Volke vermischten.

Obwohl nur ein einfacher Handwerker, war Alessandro Mussolini doch kein ungebildeter Mann. Bereits als Jungling war er Anhänger von Bakunin und Andrea Costa und wurde

EIN REVOLUTIONS AUS DER ROMAGNA

als solcher in jene politischen Prozesse verwickelt, die namentlich in der Romagna — dem klassischen Boden aller aufrihrerischen Bewegungen — haufig waren, und liber die die ersten Annalen der sozialistischen Propaganda in Italien berichten. Als treue Tochter und Kolonie von Rom, hatte die Romagna — einst die antike Romandiola — in ihren Adern noch imrner ein wenig vom revolutionaren Ferment des echten romischen „populus“.

Auch Ilerr Alessandro Mussolini hatte verschiedene Monate im Gefangnis zugebracht, bis ihm der Rest der Strafe durch Begnadignrig erlassen wurde.

Wer noch nie wenigstens einen Sommer in der Romagna zugebracht hat, der kann sich gar nicht vorstellen, wie leicht, wie groftzugig und wie frohlich das Leben auf Erden sein kann. Auf jedem Hof kraht ein Hahn; aus jedem Bauernkarreii entladen sich duf tende Friichte und herrliche Gemiiise, jede Fischerbarke, die am Horizon t auftaucht und mil geblachten Segeln auf den Fluten der Adria heraneilt, ist bis zum Bordrand mit herrlichen Krustentieren und silberglanzenden Fischen beladen.

So isi es nicht verwunderlich, daft der Romagnole so sehr an seinem Boden hiingt und von einer Auswanderung nichts wissen will. Er ist eine Kampfernatur und zugleich ein Lebenskiinstler; er liebt ein angenehmes frohes Leben. Er will zu Hause in seinem Lande arbeiten, und wenn er dort keine Arbeit findet, so schwornt er sich eben gegen die Regierung, damit sie ihm Arbeit verschaffe. Seine Arbeitskraft wurde lange in unwirtschaftlichen Unternehmungen verzettelt und kain erst in dem Augenblick Italien (statt wie bisher Amerika) zugute, als man sich zur Aufteilung des Groftgrundbesitzes entschloli und damit einen neuen Stand von wohlhabenden fleifiigen kleinen Grundbesitzern ermöglichte. Die bekannten „Cooperative rosse“, die roten Vereinigungen der Romagna, hatten ihren Ursprung in dem Verlangen nach einer solchen Besitzanderung, und des glei-

chen Ursprungs waren auch die umsturzlerischen Bestrebungen der „Braccianti“ (Tagelöhner) und der „Risaiole“ (Reisbauern), sowie die Streitigkeiten wegen der Dreschmaschinen. In dieser Beziehung gilt der Romagna als ein politisch hartnäckiges Geschöpf. „Fruchtbarer Boden — aber unbandige Menschen“, charakterisierte einmal irgend ein Kardinallegat die Romagna.

In der Romagna pflegen die Frauen die politische Passion ihrer Männer durchaus zu respektieren. Denn sie, die einst schon und frei und jung waren wie Nausikaa, werden später die treuen Gefährtinnen ernsthafter Männer und verwalten ihr Hauswesen mit dem stolzen Sinn der weisen Arete, einst Königin auf der Insel der Phäaken.

Die Werkstatt des Schmiedes von Dovia — Alessandro Mussolinis, der gleichzeitig Bürgermeister des Ortes war und die Märtyrerkrone des Politikers bereits errungen hatte —, war damals, so vor 30 bis 40 Jahren, glänzend dazu geeignet, als Klublokal zu dienen. Der Meister, ein Mann von geselligem herzlichen Wesen, machte sich aus dem Gelde weniger als aus den Ideen, die dort besprochen wurden, und opferte manches Brathuhn und manchen Liter Wein, um die Diskussion in Flut zu halten.

In einem Winkel des Raumes pflegte dann eine schwächliche zarte Frauengestalt zu sitzen; sie protestierte nicht gegen die Dinge, die da vorgingen, aber man sah es ihr an, daß sie unter den vielen unnötigen Worten litt und daß es sie emporhebe, die Güte ihres Mannes so ausgebeutet zu sehen. Das war die Frau des Schmiedes, Signora Rosa, zugleich Schullehrerin des Dorfes, und trotz ihrer Jugend von den gutmütigen und ungebildeten Leuten ihrer Umgebung hoch verehrt. Ihre Schule hielt sie in dem Zimmer über der Werkstatt ab, und der Klang des Hammers auf dem Amboss, das Prasseln der Flammen im Gekeuch des Blasebalgs begleiteten mit klingenden und tonenden Akkorden ihre Stimme, während sie den Knaben und Mädchen das bürgerliche Wissen,

das diese brauchten, beibrachte, und ihnen durch ihr Beispiel und ihr gütiges Lächeln jene große Kunst zu vermitteln suchte, die sich nicht erklären läßt und doch so unentbehrlich ist: die Kunst, gut zu sein.

Geschöpfen, die ihrer Umgebung so überlegen sind, wie es Signora Rosa war, bereitet alles Schmerz. Da sie nur noch ein Bündel gequalter Nerven sind, schlagt all das, wovon sich andere durch ein Gelächter und einen Witz befreien, ihnen Wunden ins Herz, und der Panzer eines scheinbaren Stoizismus vermag sie vor diesen Wunden nicht zu schützen, sondern nur vor fremdem Mitleid; und doch ziehen solche Menschen es vor, diesen Panzer zu tragen, selbst um den Preis, das Glück, als Wesen ohne die Hemmungen seelischer Scham dahinleben zu können, entbehren zu müssen.

Ihrem angebeteten Erstgeborenen, dem Knaben Benito Mussolini, gab die Mutter mit Stolz den besten Teil ihres Selbst. Und doch mußte auch sie unter ihm leiden, denn auch ihm war jener Nervenzustand eigen, der, dem ihrigen gleich, jederzeit bereit war, sich in heftigen Ausbrüchen zerstörend zu entladen. Allein wie alle Mütter liebte sie ihn um der Leiden willen, und weil er ihr so ähnlich war, nur noch mehr.

Das Volk hat noch Gefühl für wahre Größe und vermag noch Achtung für solche Erscheinungen aufzubringen; und da das Volk für alles, was gut und schön ist, gerne Vergleiche aus längst vergangenen Zeiten herbeiholt, so war es kein Wunder, daß das Lob für Frau Rosa im Volksmunde in dem einen Satz ausklang: „L'e una donna all' antica" — sie ist eine Frau vom alten Schlag! Und das bedeutet in der Romagna das höchste Lob, denn darunter versteht der Romagnole, vielleicht in unbewußter Erinnerung an die Matronen der Antike, die Zusammenfassung der höchsten weiblichen Tugenden.

III

DIE UNRUHIGE FLAMME

Zusammenkünfte auf den Feldern. — Das Sonntag9kind. — Mussolini erzählt aus seiner Jugend. — Die väterlichen Züchtigungen. — Als Abgeordneter am Blasbalg. — Akrobatenkünste im Automobil. — „Ober Graber — vorwärts“.

Ein kleiner Junge brachte die Lehrerin beständig zur Verzweiflung, ob er nun auf der letzten Bank ganz hinten saß oder direkt vor dem Katheder hockte; er kroch auf allen Vieren unter die Bänke, erschreckte die kleinen Mädchen und zwickte die Knaben ins Bein. Dieser kleine Junge erzwang alles, was er wollte, durch den Blick seiner großen stolzen Augen, die in dem mageren Gesichtchen unter der gewölbten Stirn hervorleuchteten, und die Suggestionskraft dieses Blickes war so stark, daß sie sogar auf die Großen unter seinen Mitschülern wirkte, vor allem aber auf eine kleine Siebenjährige, die Schönste unter allen Mädchen. Mit ihr verabredete er sich zu Zusammenkünften auf den Feldern, lief sie dort einsam herum und brach dann plötzlich stürmisch aus einer Hecke hervor, um sie zu angreifen. Aber wehe, wenn sie dann vor Angst schrie. Das mochte er nicht leiden. — Das Bauernmädchen mit dem schweren blonden Zopf war ihm, eingeschüchtert, in allem folgsam. Vielleicht fühlte sie sich auch ein wenig durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt, die der Sohn ihrer Lehrerin ihr erwies.

„Gib mir einen Kuß, Marietta!“ befahl der kleine Benito, und Marietta folgte. Dann wieder riß er sie am Zopf, um mit ihr Pferdchen zu spielen; und ein wenig später lief er sie brisk stehen: „Geh jetzt, geh weg!“ Er war des Spieles mit ihr schnell überdrüssig geworden. Und schwermütig

DAS SONNTAGSKIND

ging das Madehen fort, um wieder eine gute Schulerin zu sein.

Benito Mussolini war am 29. Juli 1883 geboren. An einem heiften Sommertage. Auf den Feldern reifte das Korn, und alle Glocken lauteten zum Feste. Der Volksglaube, dem auch Goethe zugetan war, behauptet, daß Sonntagskindern ein sonniges Schicksal zuteil werde.

Viele Jahrzehnte später, als Benito Mussolini im Gefängnis saß und durch die Haft zur Ruhe gezwungen war, gewährte er sich den seltenen Luxus, sich einmal auf sich selbst zu besinnen; und er schrieb all diese Dinge aus seiner Kindheit in ein altes Heftchen nieder. Arturo Rossato ließ sich dieses Heftchen später einmal von Mussolini aus und schrieb es zum größten Teil ab. So sind diese Aufzeichnungen erhalten geblieben, denn Mussolini liebte das Heftchen später mit einer Unbekümmtheit, die für ihn charakteristisch ist, verloren gehen.

Kinder haben Gemütsbewegungen im allgemeinen sehr gerne und suchen den dramatischen Reiz solcher Seelenerschütterung oft mit fast krankhafter Wollust auf. Der kleine Benito dagegen wich solchen Erschütterungen aus, vielleicht weil er sie stärker und innerlicher empfand als andere Kinder. Schon damals lebten zwei Seelen in seiner Brust: die eine gehörte ihm, so wie er war, die andere dem Mächtigen, den er aus sich gestalten wollte. Diese war die Stärkere, und so formte sich in diesem Menschen ein Naturell, das aus zwei selbständigen gegensätzlichen Kräften bestand.

Sein gewaltiges Geistesgedächtnis und die zarte und doch lebhafteste Erinnerungsfähigkeit seines Herzens bewahrten alle Dinge, die mit Kultur und Empfindungen zu tun haben, (überraschend zuverlässig und genau. So konnte er z. B. auf eine unvorhergesehene Frage sofort den Todestag von Dantes Beatrice nennen; das geschah beispielsweise am 14. Juli 1902, als Mussolini in Lausanne zum ersten Male das Ge-

MUSSOLIM EHZAHLT AUS SEINER JUGEND

fangnis betral; aber gleich darauf bift er sich auf die Lippen und entschuldigte sich mit einer Selbstanklage: „Wissen Sie, ich bin ganz unwissend — sehr unwissend. Ich kann mir nichts merken. Die Vergangenheit interessiert mich nicht, sie existiert für mich nicht, — für mich gibt es nur die Zukunft.“

Und es ist wahr: ungeachtet seines reichen Innenlebens, dessen große Stärke in der blitzartig auftauchenden Intuition lag, wollte er nur für die Zukunft leben, und deshalb zwang er die Erinnerungen in sich nieder, weil sie den kriegerischen Unternehmungsgeist verweichlichten, so wie er auch der weisen Stimme der Erfahrungen Schweigen gebot, damit sie nicht mit ihrem Zweifel die Tatkraft lahme. Nur wenn der Tatmensch in ihm in körperliche Gefangenschaft geriet, konnte sich der Gefühls Mensch für Augenblicke aus der moralischen Gefangenschaft befreien, in welcher ihm sein Herr hielt.

Lassen wir nun Benito Mussolini selbst von seiner Jugend erzählen.

„Ich wurde,“ so schreibt er, „an einem Sonntage um zwei Uhr nachmittags geboren. Man feierte das Fest des Patrons der Pfarrkirche ‚delle Camminale‘, deren alter baufälliger Turm feierlich und erhaben die ganze Ebene von Forlì beherrscht. Die Sonne war seit acht Tagen in das Zeichen des Löwen eingetreten.“

„Mein Vater hieß Alessandro. Er hatte nie eine Schule besucht. Kaum zehnjährig, wurde er in das Nachbardorf ‚Dovadola‘ geschickt, um dort das Schmiedehandwerk zu erlernen. Von Dovadola kam er nach Meldola, wo er in den Jahren 1875 bis 1880 Gelegenheit fand, die Ideenwelt der Internationalisten kennenzulernen. Als er dann Meister in seinem Fach geworden war, eröffnete er eine Werkstatt in Dovia. Dieses Dorf — auch heute noch wie damals ‚Piscaza‘ genannt -- erfreute sich keinem guten Rufes. Die Leute dort galten als sehr sleitsüchtig. Mein Vater fand

MUSSOLINI ERZÄHLT AUS SEINER JUGEND

„Arbeit und begann gleichzeitig die Ideen der Internationale zu verbreiten. Er gründete eine kopf reiche Ortsgruppe, die später durch einen polizeilichen Zugriff aufgelöst und zerstreut wurde.“

„In meinem vierten oder fünften Lebensjahre begann ich, in der Bibel zu buchstabieren und konnte binnen kurzem fließend lesen. — Die Erinnerung an meinen Großvater hatte sich nie in den Nebeln einer weiten Ferne aufgelöst. Aber meine Großmutter liebte ich sehr.“

„Meine Beziehungen zur weiteren Außenwelt begannen, als ich sechs Jahr alt war. Von da an bis zum neunten Jahre ging ich in die Schule, zuerst bei meiner Mutter, dann später bei Silvio Marani, der damals Hauptlehrer in Predappio war. Ich war ein unruhiger schlagfertiger Gassenjunge; mehr als einmal brachte ich einen von Steinwürfen zerbeulten Kopf nach Hause. Aber ich wußte mich zu rächen.“

„Ich war ein wagemutiger Felddieb. In den Ferien bewaffnete ich mich mit einer Schaufel und brachte in Gemeinschaft mit meinem Bruder Arnaldo die Zeit mit Erarbeiten am Flusse zu. Einmal stahl ich die Lockvögel aus einem Vogelherd. Der Eigentümer verfolgte mich, ich raste flüchtend einen Hügelrücken hinunter, durchlief den Fluß in einer Furt — aber meine Beute ließ ich nicht fahren.“

„Zu erwähnen wäre noch, daß ich eine große Liebe zu den Vögeln habe, besonders zum Kauzchen.“

„In Gesellschaft meiner gläubigen Mutter und Großmutter nahm ich auch an religiösen Übungen teil; aber nie konnte ich es lange in einer Kirche aushalten, besonders wenn dort große Feierlichkeiten stattfanden. Das rote Licht der brennenden Wachskerzen, der durchdringende Geruch des Weihrauchs, die Farben der priesterlichen Gewänder, der Klang der Orgel und der monotone Gesang der Gläubigen: all das versetzte mich in eine tiefgehende Unruhe.“

DIE VATERLICHEN ZOGHTIGUNGEN

Der zerbrechlichen milden Mutter war es bis zu einem gewissen Grade gelungen, den kleinen Rebellen zu bandigen; dabei half ihr die tiefe Verehrung, die der Knabe der Mutter entgegenbrachte, als auch ihre ihm so geheimnisvoll erscheinende Kunst, aus den schwarzen Lettern des bedruckten Papiers Laute und Bilder, Dinge und Personen aufleben zu lassen.

Auch die Unterweisungen des Vaters waren schon; und die aus der Kunst aufbliihenden Offenbarungen des Genius waren ebenso bezaubernd wie die Geheimnisse des Geistes, die vom Buchstaben vermittelt wurden.

Oft geschah es, daft der Knabe in der Werkstatt zerstreut und mit leerem Blick iiber die armseligen Mauern hinauschaute; dann rief ihn der rauhe landliche Handwerker mit ein paar machtigen Ohrf eigen in die Gegenwart zuriick. Und der Kleine lernte bald verstehen, daft das Leben kein fades Mitleid kennt, und daft es besser isi, heute vom Vater einen Schlag zu bekommen, als spaterhin von einem Fremden zwei. Wohl blick te in solchen Fallen der Knabe finster von unten herauf, aber das geschah nicht des Schmerzes wegen, sondern weil ihn die Beleidigung krankte.

Er war beim Vater in einer harten Schule. Wehe, wenn er sich die Augen bedeckte oder sie nur halb schloft, um sich vor den Funken des spruhenden Stahls zu schiitzen. „So wirst du nie etwas lernen," herrschte ihn dann der Vater an, und der schnell abgenommene Hosengurt sausle durch die Luft und vollzog ein furchtbares Gericht. Der kleine Lowe briillte dann auf und floh aus dem Hause, um erst in tiefer Na chi wieder zuriickzukehren und verslohlen ins Bett zu kriechen.

Und doch war der Knabe sehr geschickt; der „klassische Mensch" und der Spiritualist, die beide in ihm lebten, hatten ihn zur Verehrung der Mechanik erzogen, die der Ausdruck der Herrschaf t des tatigen Menschen iiber die trage Malerie ist. Das Eisen leistet ihm keinen Widerstand, und kein Ge-

triebe wider setzte sich den merkwürdig geschickten Händen des kindlichen Handwerkers.

*

Viele Jahrzehnte später — von heute aus gesehen vor gar nicht langer Zeit — lenkte der Direktor, Gründer und Eigentümer einer großen mailändischen Tageszeitung, daneben Abgeordneter und Führer einer bedeutenden politischen Partei Italiens, sein mächtiges Rennautomobil durch die lombardische Ebene. Er hatte erst vor kurzem das Autofahren erlernen und amüsierte sich damit — teils zum Entsetzen, teils zum Vergnügen seiner Freunde, die gleich ihm Wagehalse waren —, allerlei Probestückchen seiner Geschicklichkeit zu zeigen. Allerdings war er ein tüchtiger Flieger gewesen, und so schien ihm die Steuerung des Automobils keine große Sache; er hatte schon andere Dinge hinter sich, z.B. einen Sturzflug aus 40 Meter Höhe, verbunden mit verschiedenen Verletzungen, die allerdings wunderbarerweise nur leicht gewesen waren und ihn nur kurze Zeit vom Fliegen abhielten. Späterhin begeisterte er sich für einen „bodenständigeren“ Sport, aber seine Kurven und Wendungen glichen auch dann noch mehr Sturzflügen in einem Element, das über drei Dimensionen verfügt, als einer Automobilfahrt auf der flachen Erde. Bei einem dieser „Steuer-Scherze“ brach einmal irgend etwas an der schönen neuen Maschine, und das große Kind mußte sein glanzendes Spielzeug — das er nach Kinderart zerbrochen hatte, um zu sehen, wie es ist —, Schritt für Schritt zur nächsten Ortschaft bringen.

Es war gerade Patroziniumsfest: die Straßen mit Girlanden und Blumengewinden feiertäglich geschmückt, aus den dunkeln Toren der Häuser strömten die Menschen auf die Straße, und die Jungfrauen der Marienkongregation sammelten sich, in weißen Schleier gehüllt, mit züchtig gesenkten Augen zur Prozession.

Der einzige Schmied der Vorstadt war bald gefunden. Er

wollte gerade in seinen Sonntagsrock schlupfen. Das Feuer in der Werkstatt war erloschen. Aber wie staunte der Schmied, als nun der Abgeordnete und Automobilist sachkundig den Blasbalg zog, um das Feuer neu zu entfachen, dann das gluhende Eisen auf den Amboss warf und es kunstgerecht zurechtschmiedete. Dabei strahlten seine Augen, und er rief seine Freunde von der StraÙe herein, um ihnen sein Konnen auch auf diesem Gebiete zu zeigen. Der alte Schmied war ganz erstaunt: „Der Herr versteht die Sache, man merkt's, daÙ er sich im Handwerk auskennt.“ Dieses Lob beglickte den Abgeordneten niehr als alle seine Erfolge im Parlament. Und als dann nachher weder der Geselle noch der Chauffeur, ja nicht einmal der Schmied selbst, das fertiggeschweifite Slick am Bestimmungsort anzuschrauben vermochten und es erst unter den Händen des Abgeordneten sich ohne Widerstreben fiigte, da empfand er das als den groliten Triumph. Stolz sagte er zu den Freunden: „Ich mochte den Leuten fast meinen Namen sagen, damit sie alien erzahlen konnen, wie tiichtig ich bin.“

Dieser Abgeordnete war Benito Mussolini. Und wenn ihm audi das Erlernen dieser Schmiedekunst einst als Kind manche Ziichtigung eingetragen hatte, so entschuidigte ihn nun das BewuÙtsein, sich das Handwerk zu eigen gemacht zu haben, fur all den einst erlittenen Schmerz. Wie die Flammen *der* Esse erst im Winddruck des Blasbalgs zu hellster Glut werden, so war auch in ihm durch den Druck einer strengen Erziehung die innere Glut zu einem hohen Zweck entfacht worden. Diesen tieferen Sinn seiner Erziehung hat Benito Mussolini seinem Vater nie vergessen, denn als er am 26. November 1910 den Schmerz erlitlt, ihn durch den Tod zu verlieren, schrieb er in der Zeitung, die er damals in Forli begrundet hatte und leitete, und die „La Lotta di Classe“ (Der Klassenkampf) hieÙi, folgendes:

„Ich schreibe diese Zeilen mit zilternder Hand, nicht um „eine Biographie oder eine Lobrede zu verfassen, sondern

„um ganz schlicht den tiefsten Ausdruck meiner kindlichen
„Verehrung am Grabe meines Vaters niederzulegen ... Mein
„Vater war Gemeinderat und Biirgermeister von Predappio,
„und wenn gewisse Arbeiten von unstreitbarem Wert fur
„die Allgemeinheit verwirklicht wurden, so ist das groftten-
„teils ihm zu danken, der niemals miide wurde, sich um
„diese Dinge zu bemuhen. Zum Dank dafiir behielten ihn
„die Behorden stets wachsam im Auge.“

Zum SchluB schrieb der Sohn, nachdem er mit nuch-
ternem Lob die Tatsachen geschildert hatte:

„Vom Parteilieben her kannte mein Vater die Freuden,
„aber auch die unvermeidlichen Bitterkeiten, die der mora-
„lischen Misere der Menschen entsprieften. Er war gut und
„zuweilen sogar ein ubermaBiger Altruist. Er erwies nicht
„nur seinen Freunden Wohltaten, sondern auch seinen Geg-
„nern. Sein Dasein war in vielen Beziehungen ein sehr ge-
„qualtes. Sein Ende war verfriiht. An materiellen Giitern
„hatte er uns nichts hinterlassen. An sittlichen Reichtumern
„vermachte er uns einen Schatz: die Idee.“

„Und nun trete — nach dem Schweigen des Todes - -
„das Leben wieder in seine Rechte und nehme seinen Lauf.“

Ein solches Lob von Mann zu Mann, von Kampfer zu
Kampfer, ist wohl das Schonste und Hochste, was sich ein
Vater von einem Sohne, der seiner wiirdig ist, wiinschen
kann. Und mit Recht setzte Benito Mussolini an den SchluB
dieses Nekrologs jenes Wort, das Goethe, der als Kampfer
nie kleinmutig wurde, einst aus einem ahnlichen Anlafi
sprach: „Uber Graber — vorwärts!“

DIE ERSTEN STRAFEXPEDITIONEN

Der erste Verrat. — Ein bitterer Geschmack. — Der Sturz vom Apfelbaum. — Der zukiünftige Fihrer.

Zu Ehren von Benito Juarez, des mexikanischen Revolutionars, der die Erhebung gegen den Kaiser Maximilian befehligt hatte, war der kleine Mussolini auf den Namen Benito getauft worden.

Sein Schwesterchen Edvige (Hedwig) kam erst zur Welt, nachdem dem Schmied Mussolini noch ein zweiter Knabe geboren worden war, dem ebenfalls ein Heiliger aus der Revolutionsgeschichte, Arnaldo da Brescia, den Taufnamen gab.

Arnaldo Mussolini, der gu te, bescheidene und tapfere Chefredakteur des „Popolo d'Italia“, der Nachfolger seines Bruders auf diesem Posten, als jener durch die Oktoberrevolution von 1922 an eine andere, höhere Stelle berufen wurde, war damals, in der Kindheit, ein dicker, friedlicher, etwas kurzsichtiger Knabe und seinem alteren, erstgeborenen Bruder ganz ergeben. Dieser beherrschte ihn, verschaffte ihm Unterhaltung, qualte und liebte ihn zur gleichen Zeit, und war ein despotischer Beschützer, der Anbetung und ehrfurchtige Scheu auslöste. — Benito Mussolini hatte bereits mit 7 Jahren gelernt, sich und andere zu verteidigen. Und das kam so: eines Tages trieb er sich gerade vertrauensselig und glücklich im goldigen Staub und surrenden Gesang der Dreschmaschine herum, als ihn ein alterer Spielkamerad anrief: „Du, bring' mal deine neue kleine Karre her.“ Und als Benito den Karren brachte, schlug der andere ihm damit hinterhältig ins Gesicht, lief mit dem teuren Spiel-

DEK ERSTE VERRAT

zeug davon und lieft den Geschlagenen blutend und verhohnt stehen.

Weinend kam Benito nach Hause.

„Wie?“ sagte sein Vater, „du hast dich schlagen lassen? Von einem Grofteren? Und du liefit ihn entkommen? Lern' lieber dich als Mann zu verteidigen, statt wie ein Madchen zu flennen.“ Und damit gab er ihm eine tuchtige Maulschelle.

Mit einem Schlage versiegten die Tranen. Das Kind begann zu iiberlegen. Es verbrachte den ganzen Tag damit, einen Stein zuzuspitzen, und noch vor dem Abendessen suchte es den grofieren Jungen auf, der den Zwischenfall schon liingst vergessen hatte.

„Du hast mich auf den Kopf geschlagen — da hast du einen Denkkettel dafur!“

Mit diesen Worten hammerle er seinem Gegner den spitzen Stein zwei-, dreimal auf den Kopf, bis er endlich Blut fliedten sah.

Wenn Mussolini auf dieses Erlebnis zu sprechen kommt, spiirt er auch heute noch den heimlichen Groll gegen seinen Beleidiger und die Befriedigung der Bache, und ein hochmittiger, stolzer, gefahrlicher Zug spielt dann urn seinen Mund.

Dieses kleine Ereignis ist eine bedeutsame Episode in seinem Seelenleben, denn eine solche erste Enttauschung in der Kindheit ist wie eine Vertreibung aus jenem Paradiese der Beinheit, wo jedes Kind noch ein Engel ist. Sie ist die Erkenntnis des Guten und des Bosen.

Ich habe Mussolini niemals nach einem MiBerfolg niedergeschlagen gesehen. Er schuttelt dann nur den Kopf, lacht sein seltenes aber herzliches Lachen, das seine Schultern erschuttert, und bleibt seiner selbst sicher noch mehr als zuvor, standhaft wie ein Krieger und unbekimmert wie ein Kind, das sein Kartenhaus am Boden liegen sieht und sich freut, es wieder aufzubauen.

EIN BITTERER GESCHMACK

Allein diesem im politischen Leben abgeharteten Mann kann ein Verrat solchen Gemüthschmerz zufügen, daß er sich dagegen mit der Maske des Zynismus zu schützen sucht.

Er weicht deshalb jeder Zuneigung und Freundschaft aus, um niemandem jene Waffe in die Hand zu geben, die ihm an seinem einzigen empfindlichen Punkt verletzen konnte. „Quando ‚mastica la cenere‘ di un tradimento,“ wie er zu sagen pflegt, — wenn er die „Asche eines Verrats kaut,“ einen Verrat spürt, — dann wird Mussolini fahl, vernichtet und schrecklich.

Und doch vermag er, ganz im Gegensatz zu seiner leidenschaftlichen Natur, viel zu verzeihen, sogar auch den Verrat, wenn er jemand einmal liebgewonnen hat. Wer ihm, trotz Irrthümern, im Grunde treu bleibt („treu“ ist ein Wort, das er instinktiv im antiken ritterlichen Sinn anwendet und mit besonderer Betonung auszusprechen pflegt), dem vergibt er auch jeglichen Irrthum.

„Übergriffe und Gewaltthatigkeiten darf man sich nicht gefallen lassen; von niemand, und um keinen Preis. Wer sie erduldet, ist ein Feigling.“ Die väterliche Ohrfeige hat ihm das eindringlicher ins Gedächtnis geprägt, als es eine Predigt vermocht hätte.

Der Faschismus ist nichts anderes als die praktische Anwendung dieses Prinzips, das von einem gelehrigen Schüler auf einem weiten Weg in die That umgesetzt wurde. Der Faschismus ist weder ein christliches Evangelium, noch eine Tolstoische Utopie, sondern die praktische Grundlage aller Volksgemeinschaften, die jemals bestanden und je sein werden: der Staat als Gesamtheit (*collettivita*) der einzelnen, mit dem Motto: Erwartet nicht alles vom „Papa Staat“, sondern seid selbst stark, wenn ihr einen starken Staat wollt.

Man darf aber dabei die Gewaltthatigkeit nicht als eine Methode betrachten. „Die Gewalt (*violenza*) darf nur die Rolle des Chirurgen spielen, sie darf niemals herausfordern, sie muß abwehren, nicht angreifen; und sie muß eine Epi-

DER ZUKUNFTIGE FUHRER

sode bleiben und darf kein System werden." Dieses besonders zu betonen, ist Mussolini stets bemüht.

Als er die Regierung in die Hand nahm, nachdem sich die bisherige Regierung aufgelöst hatte, bemühte er sich ernsthaft alien Provokationen zuvorzukommen, um dadurch auch nicht zur Verteidigung gezwungen zu werden. „Wenn es zu Massenzusammenstößen kommt, so werfen sie beide Parteien ins Gefängnis, Herr Präfekt," befahl er seinem Beamten. „Es ist besser, heute zwanzig Vogel im Käfig zu haben, als morgen einen unterm freien Himmel erwürgt zu finden. Die zwanzig werden dann nach ein paar Tagen wieder spazierengehen können!"

Das gleiche ritterliche Gesetz, das ihn veranlaßt, die Beleidigungen von seiten der Feinde zu rachen, schreibt ihm auch Solidarität und Hilfeleistung seinen Freunden gegenüber vor. Das ist die andere, feinere Seite seiner Erziehung zur kriegerischen und aristokratischen Strenge. Die materiellen Güter, die Bequemlichkeiten des Lebens und sogar der Selbsterhaltungstrieb gelten ihm nichts, wenn es sich um moralische Werte handelt, wie z. B. um die Ehre.

*

Die Kindheit hervorragender Männer ist begreiflicherweise niemals glücklich. Ihnen fehlt das natürliche und lebenswürdige Gleichgewicht der Mittelmaßigen. Das angeborene Bedürfnis nach Oberherrschaft verzehrt sie und bringt sie in Widerspruch zum natürlichen Zustand der Unterwerfung, der diesem Alter eignet.

Eine unheilbare Unruhe zwang schon den Knaben Benito sich oft merkwürdigen und schweren Aufgaben zu unterziehen. So lief er einmal, wie von der Tarantel gestochen, vom Hause fort, raste atemlos den anderthalb Kilometer langen Weg bis zum Gipfel eines nahen Hügels hinauf, riß dort, ohne ein Wort zu sagen, dem alten Filippone die Hacke aus der Hand und verrichtete sechs Stunden lang un-

DER STURZ VOM APFELBAUM

unterbrochen dessen Erdarbeit. Der alte Bauer ließ ihn gewahren, saß mit philosophischer Ruhe daneben und rauchte sein Pfeifchen. Ihm war's recht. Um so beschwerlicher aber war es dem Kinde, das schließlich erschöpft und doch befriedigt das Gerat fortwarf und ohne nähere Erklärungen ebensoschnell verschwand, wie es gekommen war.

Ein andermal geriet er mit seinem Bruder Arnaldo und anderen Gefährten auf einem Streifzug'in einen Obstgarten, den sie zu plündern begannen. Als die Bauern aus einem Nachbargarten drohend zu schreien und mit Steinen zu werfen begannen, stob die Schar wie Spatzen auseinander. Dabei stürzte einer der Knaben von einem prachtvollen Apfelbaum und brach sich beim Sturz, vor Schreck erstarrt, das Bein. Doch ungeachtet der fluchenden Bauern, die ihn mit dem Gewehr bedrohten, ließ der kleine Benito den verletzten Kameraden nicht im Stich, sondern lud ihn sich auf die Schultern und trug ihn ganz allein in schnellem Lauf nach Hause.

Er war schon damals ein wirklicher Führer, der die Verantwortung für die Verfehlungen anderer auf sich zu nehmen wußte, aber auch zu strafen verstand.

EINE RECHTFERTIGUNG DER SPRUNGHAFTHKEIT

Jeder Mensch hat seinen Stil. — Der werdende Mann ist schon im Kinde enthalten. — „Von der Strafe zur Macht.“ — Klatsch und Geschichte.
Die Unterkunftshütte in den Alpen.

Ich merke, daß ich abschweife und die klassischen Grenzen der Einheit von Zeit, Ort und Handlung überspringe.

Der wilde Schlosserlehrling, der in einem Dorf der Romagna herangewachsen, hat in meinen Erzählungen noch nicht das zehnte Jahr erreicht, während ich bereits von Tatsachen und Handlungen berichte, die sich erst zwanzig Jahre später ereigneten.

Aber irgend jemand hat einmal gesagt, die Kunst, gute Knoten zu schürzen, sei nur von Bedeutung, wenn man Wasche aufhängen will; und irgendein anderer wieder meinte, daß die Sorgfalt, die man für die Ordnung und den Aufbau eines Werkes verwende, dem Verfasser mehr Plage bereite, als sie dem Leser Vergnügen schaffen können. Ein Kind, wie dieser kleine Benito, enthält bereits im Keim den ganzen zukünftigen Mann in sich, und angesichts einer solchen menschlichen Einheit, die so unzerstörbar ist wie das Gewebe der Nerven, wäre es ein armseliges Unternehmen, die Fäden der Ereignisse chronologisch aneinanderzureihen. Ein Knabe wie dieser verändert sich, allem Anschein zum Trotz, auch nicht in jenen Augenblicken, wo er sich weiter entwickelt. Deshalb kann nur eine solche Darstellung als gelungen bezeichnet werden, die bei jedem Pinselstrich auch die innere Richtung und das Wachstum des Gewebes des dargestellten Stoffes erkennen läßt. Und wenn gar der dar-

gestellte Gegenstand ein Mann wie Mussolini ist, der von von sich selbst sagt „Io sono un camminante“ — „Ich bin ein Wanderer“, dann ist es ein Ding der UnmogHchkeit, von ihm so zu erzahlen, wie man uber einen asthmatischen alten Philosophen berichten wurde.

Zu den vielen, noch nicht veroffentlichten Werken seiner befahigten Feder gehort auch eine ausfuhrliche Autobiographic, von welcher bisher nur der Titel existiert. Er lautet: „Dalla strada al potere“ — „Von der Strafte zur Macht“. Man kann sich unschwer eine Vorstellung da von machen, wie gradlinig in den Tatachen und wie strotzend von zusammengefafiten Ideen dieses kleine Buch sein wiirde — wenn es geschrieben ware.

Anders sieht die Frau, die dieses Buch schrieb, die Dinge. Sie scheut sich nicht, ein wenig in der geistigen Landschaft zu verweilen und lafit manchmal die von Mannern in blitzartiger Kiirze vorgezeichneten Bahnen in Stich. Von einer Frau geschrieben, ist dieses Buch hier neugierig auf Einzelheiten des Lebens und verschmaht deshalb auch den Klatsch nicht, weil auch in ihm mancher wahre Kern steckt. Ich habe mich zuviel mit Geschichte und mit Chroniken beschafigt, um den historischen Klatsch gering zu achten. Erst das wahre Gesicht der Helden, mit allem scheinbar nebensachlichen Drum und Dran, macht uns die grofien Ereignisse wirklich bemerkenswert. Deshalb ist die Geschichte Roms uns noch immer so lebendig, von der schuldhaften Liebe und dem sagenhaften Streit seiner Begrunder an bis zu den Gegensatzen: Marius und Sulla, und der Auflosung des romischen Reiches. Dschingiskhan und Elisabeth von England, so bedeutend sie waren und so GroBes sie auch leisteten, erregen unsere Teilnahme kaum in der Weise wie die Konige Frankreichs, weil bei den letzteren unsere Neugierde von den Chronisten, sei es nun Villehardouin oder Saint-Simon, sogar durch Mitteilung der koniglichen Speisekarte befriedigt wird.

DIE UNTERKUNFTSHUTTE IN DEN ALPEN

Es kommt eben darauf an, nicht nur die geistige Wesenseinheit des Helden zu vermitteln, sondern auch ein Panorama seines Lebens zu geben und dort jene Punkte zu zeigen, aus denen auch manche Hauptlinien unserer Epoche entsprangen.

Einmal — als das bescheidene, ihm für seine Dienstreisen zur Verfügung stehende Automobil sich geweigert hatte, eine Steigung zu nehmen, begab sich der junge Abgeordnete Mussolini mit einer kleinen Gruppe von Freunden zu Fufi auf den Weg, um das Bollwerk der Alpen zu besteigen. Als die Gesellschaft das ursprüngliche Ziel erreicht hatte und sich unter einem Baum zur Rast niederließ, deutete Mussolini auf eine einsame Schutzhütte, die der höchste bewohnte Punkt auf einer 3000 Meter hohen Felswand war und Hirten und Herden als Zuflucht diente. „Dort hinauf möchte ich, um auszuruhen,“ sagte er. „Ihr meint, der Tag langt heute nicht dazu? Macht nichts. Daun werde ich eben einmal zu diesem Zwecke besonders herkommen. Ja, es würde mir Freude machen, dort oben anzukommen. Ich würde gerne da hinaufgehen, um dort zu leben... eine Stunde lang!“

Eigentlich wollte er sagen: „Ich möchte dort für immer leben.“ Aber in der kurzen Pause des durch Punkte angedeuteten Zögerns hatte er, nach blitzschneller Prüfung seines Gewissens, den Zeitraum auf 10 Jahre, dann auf einen Monat, schließlich auf einen Tag und zuletzt, um sich selbst gegenüber ganz wahr zu sein, auf eine Stunde vermindert.

Von diesem Manne, der sich selbst so im Zaum zu halten versteht, will ich erzählen, von seinem Leben mit allen Balungen, Zwischenräumen und Verdunklungen.

VI

GESTALTEN UND EINFLUSSE DER UMGEBUNG

Narcisa und Giovanna. — Der Instinkt des Blutes. — Tutankamen, der Palazzo Ghigi und die Bureaukratie.

Im Volke trifft man oft Typen von so urwiichsiger Originalität, wie man sie in den oberen, durch Sitte und Erziehung gehemmten Klassen schwer findet, am wenigsten aber im mittleren Burgertum, dessen Abgott ja bekanntlich das „Was sagen die Leute dazu,“ ist, und dem die Gewohnheit zum Dogma wurde.

Die Besitzenden der niedrigsten Klasse, die Handwerker und Landpächter, leben zwar nicht mehr im druckendsten Elend, wohl aber noch in einer Armut, die den Vorteil hat, **da**U sie den Geist scharft und den Charakter **ma**Bgt; und deshalb haben sie sich noch alle Merkmale eines urwiichsigen Menschenschlages bewahrt: die Mannigfaltigkeit und den Kontrastreichtum der Prägung, besonders auf dem breiten Lande, in den entlegeneren Provinzen, wo sich die Menschen nicht ständig aneinander abschleifen.

Ein charakteristischer Typus dieser Art war Alessandro Mussolini, der Vater, der als Handwerker und Gastwirt ganz im Banne seiner Ideen und seiner politischen Wirksamkeit lebte. Auch noch andere solcher, oft noch viel eigenartigerer Menschen bildeten die Umgebung des heranwachsenden Knaben Benito. Da war z. B. Fortunato, der kleine bucklige Hausbesitzer. Er war sterblich verliebt in die schöne Frau Teresa, eine lebhaft, uberrmitige Hausfrau, die ihn verspottete. Um sich dafür zu rachen, fuhrte er ihren Gatten einmal zu einem dunkeln **Winkel unter**

der Treppe, wo die schöne Teresa in den Armen eines Dorfmusikanten lag. Dieser Musiker war, im Haupt- oder Nebenberuf, Hilfsarbeiter in der Schmiede des Vaters Mussolini, und nebenbei ein bruderlicher Freund des von ihm betrogenen Ehemannes. Schon seit neun Jahren loderten die Flammen der Leidenschaft in den Herzen der schönen Teresa und des Musikanten, aber die beiden beachteten in ihren Beziehungen soviel Vorsicht, daß niemand in dem kleinen Hause etwas davon gemerkt hatte, wenn nicht die eifersüchtige Spionage des Buckligen gewesen wäre. Sowohl dem Gatten als auch dem Geliebten der schönen Teresa brachte die Entdeckung den Tod. Der Gatte nahm sich am Ostersonntag das Leben. Man hüllte ihn in ein schwarzes Tuch und legte ihn auf den Boden seiner armseligen verlassenen Hütte. Als der Liebhaber davon erfuhr, tötete er sich zwei Tage später in Mailand. Seine Leiche lag ebenso einsam wie die des anderen, auf den Marmorfliessen des Monumentalfriedhofes von Mailand.

In solcher Umgebung wuchs das Kind auf. Da war noch eine Nachbarin, die Narcisa, die auf unmenschliche Weise von ihrem trunksüchtigen Gatten mißhandelt wurde, der ihrer Tochter aus erster Ehe nachstellte. Es kam oft vor, daß der kleine Benito nachts durch die Hilferufe der Narcisa aus dem Schlafe geschreckt wurde. Als der Mann dann eines Tages im Schnapsrausch über das Treppengeländer des zweiten Stockwerkes sprang, sah das Kind mit entsetzten Augen den schweren Körper an sich vorbeifallen und auf dem Pflaster des Hofes zerschmettern. Schreiend und aufgelöst, mit dem Säugling an der Brust, kam Narcisa die Treppe hinabgestürzt, beugte sich über den noch warmen Leichnam, gab ihm Fußtritte und schrie all die Schmahungen ihres lange zurückgedrängten Hasses hinaus: „Tot! Er ist tot! Bist du wirklich tot? Bist du endlich tot? Nun kann ich dir endlich ins Gesicht spucken!“

Solche Ereignisse und Tragodien, in welchen die primi-

tivsten tierischen Instinkte ans Licht kamen, waren sicherlich nicht geeignet, dem geweckten und nachdenklichen Knaben eine sehr hohe Meinung von den Menschen einzufloren. Trotzdem brauchen solche Beispiele der Leidenschaft, selbst wenn sie roh und ungezügelt ist, die Charakterbildung eines Menschen durchaus nicht immer schlecht zu beeinflussen; viel gefährlicher ist der frühzeitige Einfluß des Skeptizismus, der Schlaffheit, und vor allem jener Gleichgültigkeit, die alles gehen läßt, wie es geht, zu nichts Stellung nimmt und die kraftigen Lebenssaft vergiftet.

Im schroffen Gegensatz zu diesen krassen Gewaltsamkeiten stand im Mittelpunkt seiner kindlichen Welt eine vierschrotige Gestalt, eingehüllt in die Schatten der Schweigsamkeit und vieler dunkler Ratsel: die alle Giovanna.

Sie war einst schon gewesen, hatte manche romantischen Leidenschaften erweckt, und sogar ihre drei gesetzlichen Ehen vermochten, wie man sich erzählte, die Reihen ihrer Eroberungen nicht zu beenden. Nachdem sich ihr erster Mann an den niedrigen Zweigen eines Maulbeerbaumes erhangt hatte und der zweite Gatte eines plotzlichen, unerklärlichen Todes gestorben war, lebte sie mit ihrem dritten Ehemann in einem stummen Kampf voll erbitterter Herausforderungen.

Sie stritten sich nur selten; vielleicht hatte er Furcht vor ihr; jedenfalls war das eine sicher: er wollte sie nicht an seinem Tisch haben. „Am angenehmsten ist man zu dreien, wenn dieses Dreiblatt aus einem Selbst, dem Hunde und einem Stock, um den Hund fortzujagen, besteht“: so pflegte der Alte zu sagen. — Wurde die Frau von einem Husten geplagt, so freute das den Mann. Hatte der Mann einen Anfall von Rheumatismus, der ihn besonders heftig qualte, so rieb sich die Frau die Hände. „Bald holt dich Fradel,“ (das war der Totengraber des Dorfes), „Dich wird er schon zuerst holen.“ Mit solchen Reden suchten sie sich gegenseitig zu treffen.

DER INSTINKT DES BLUTES

Der kleine Benilo funite sich von dieser starken und merkwürdigen Frau, die den anderen Menschen Furent einflofite, sehr angezogen, und trieb sich oft bei ihr herum. Auch sie hatte eine grofie Vorliebe für ihn; vielleicht ahnte sie sein bedeutsames Schicksal voraus.

Wieviel seltsame Erkenntnisse leben noch heute in der Seele des Volkes dunkel fort! Sind es Oberbleibsel untergegangener Kulturen? Mussolini kann noch heute da von erzählen, was er alles von der alten Giovanna gelernt hatte: (über den bedeutungsvollen Einfluß des Mondes, je nachdem er zu- oder abnimmt; weshalb man den Mondschein beim Schlaf meiden soll; über den tieferen Sinn der Träume; über die Bedeutung des Neujahrsmorgens; über das Kartenschlagen; warum sich die Ochsen nicht von Frauen lenken lassen wollen; und daß bei den Hasen die Vorderbeine vom Laufen kürzer werden und die Hinterbeine sich verlängern, um beim Abrupfen ihrer Nahrung eine bessere Stütze zu bieten. Sagenhaft, malerisch ausgeschmückt, zum Teil kindlich waren die Geschichten, mit denen die alte Frau dem Knaben das große „Warum“ dieser Geheimnisse zu erklären versuchte; und doch vermittelte sie damit dem Kinde eine starke Ehrfurcht vor jenen unbekannten Dingen, die so oft an das Tor unserer Seele klopfen, und in welchen so viel göttliche und menschliche Kraft liegt.

„Il sangue mi dice — bisogna che io ascolti il mio sangue" — „Mein Blut spricht zu mir — ich muß auf das Sprechen meines Blutes hören." „E inutile, io sono come le bestie: sento il tempo che viene. Se do retta al mio istinto, non sbaglio mai" — „Ich kann es nicht ändern, ich bin wie die Tiere: ich fühle das Wetter, ehe es kommt. Wenn ich mich auf meinen Instinkt verlasse, irre ich nie," so sagt Mussolini noch heute.

Tatsächlich räumt er den Imponderabilien einen wichtigen Platz bei der Vorausberechnung der Ereignisse ein; und vielleicht irrt er sich gerade deshalb so selten. Denn

Logik allein gemigt nicht; und die Phantasie allein schweift gerne ab und verliert sich. Es bedarf vor allem jener schöpferischen Gestaltungskraft, die den Kunstlern eigen ist.

Ein Mann, der die Tat mit klarer Erkenntnis übersieht und vorbereitet, dann aber, im Augenblick, wo er die Schwelle zum Handeln überschreitet, die Augen schließt und sich dem Instinkt überläßt, der aus dem dunkeln Grunde des Unterbewußtseins spricht — ein solcher Mann bleibt niemals nur Taktiker, sondern ist auch Stratege; und nur so kann er ein außerordentlich wachsamer und ungewöhnlich intuitiver Staatsmann sein.

Ich will hier ein kleines bezeichnendes Erlebnis einschalten. Eines Nachts saß Mussolini — er war bereits Ministerpräsident — in seinem stillen großen Hause. Wie ein fernes Meeresrauschen klang ab und zu der Lärm der Stadt Rom herüber. Mussolini arbeitet sich in gewohnter Weise gerade durch Dutzende von Zeitungen aller Länder durch. Zu jener Zeit waren die „Times“ und andere englische und amerikanische Zeitungen überfüllt mit Bildern und Nachrichten über die soeben ausgegrabene Mumie des alten Ägypterkönigs Tutankamen und über den tragischen Kampf, den Lord Carnarvon gegen die geheimnisvolle todbringende Magie der Ägypter führte. Plötzlich sprang Mussolini zum Telefon und rief einige überraschende Befehle hinein. Ihm war plötzlich eine tausendjährige, frisch ausgegrabene Mumie erschienen, die er vor wenigen Wochen geschenkt bekommen hatte, und die unten in einem Winkel des „Salone della Vittoria“ zwischen den Gobelins des Palazzo Chigi neben seinem monumentalen Arbeitstisch ihren Standort hatte. Nun schien sie plötzlich vor ihm zu stehen mit dünnen Binden umwunden, in dem bemalten Schrein, der sie beherbergte.

Mussolini hatte sofort den Befehl gegeben, sie zu ent-

DIE BUREAUKRATIE

fernen. Er telephonierte dann noch einmal um 1 Uhr, nochmals um 2 Uhr — alle 10 Minuten, um sich zu vergewissern, daß sein Befehl sogleich ausgeführt sei.

Man kann sich denken, welche Verwirrung dieser plötzliche Befehl in das friedliche, nachtlliche Bureauleben der ministerialen Turhuter und Aufseher brachte, noch dazu in jenem Rom, wo man die Zeit noch mit orientalischen Begriffen mafi und durchaus keine Eile hatte. Aber schon der Schatten Mussolinis wirkte — besonders in den ersten Monaten des Jahres 1923, als um ihn sowohl Legenden als auch wahre Geschichten kreisten — so gewaltig, daß man sich seinen Befehlen auch in der Nacht schnellstens fugte.

Überhaupt lernte man allmahlich ihm zu gehorchen. So war es zwar schon langst vor Mussolinis Zeit eingeführt worden, daß in den Ministerien morgens Listen auslagen, in welche die angestellten Beamten sich zum Zeichen ihres pünktlichen Erscheinens namentlich eintragen mußten. Diese Listen wurden morgens um $1\frac{1}{2}$ wieder fortgenommen. Man wollte sich auf diese Weise vergewissern, wer von den Beamten wirklich arbeitete und wer sich nur vom Staat unterhalten lasse, ohne etwas zu leisten. Aber man hatte damit nicht viel erreicht, denn die Beamten kamen einfach morgens hin, gaben ihre Unterschrift und gingen dann wieder ihrer Wege. Bis einmal folgendes passierte:

Eines Morgens, nachdem alle ihre Unterschriften abgegeben hatten, ging ein hoherer Beamter, strahlend vor Eitelkeit und Selbstzufriedenheit, soeben wieder die Treppe des Ministeriums hinunter, um sich vergnügt zu entfernen, als ihm ein jungerer Herr begegnete, der im Begriff war, die Treppe hinaufzugehen.

„Was haben Sie denn vor, daß Sie schon wieder das Amt verlassen?“ fragte der jüngere Herr den Beamten, um die patzige Antwort zu erhalten: „Das geht Sie gar nichts an, kummern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.“

Allein der jüngere Herr war anderer Ansicht: „Das geht

TUTANKAMEN

mich sehr viel an — ich bin Mussolini. Kommen Sie in mein Arbeitszimmer, dort können Sie mir Ihr Verhalten erklären. Sie sollten sich wirklich schamen."

Von dieser Zeit an wurden die Herren Beamten in den Ministerien flugsamer. Und so kam es, daß in jener Nacht, als den Ministerpräsidenten die Manen der Pharaonen beunruhigten, bereits um drei Uhr morgens ein eiligst aus dem Depot des Kriegsministeriums angeforderter Lastwagen vor dem Tor des ethnographischen Museums von Rom hielt, um die Mumie dort abzuliefern. Glocken schrillten, Pfortner liefen herbei, Inspektoren wurden geweckt, und nahmen den dringlichen Befehl entgegen, die Mumie sofort in sicheres Gewahrsam zu bringen.

*

Die Agypter pflegten bei ihren Gelagen einen Totenkopf aufzustellen. Er sollte sie daran erinnern, daß alle Freude vergänglich sei, daß aber auch die Traurigkeit keinen Sinn habe, denn alles gehe vorüber.

Wer aber — weder Genießer noch Asket, weder Skeptiker noch Trappist — im Raume für seine Zeit wirkt, der darf sich nicht diesen hauchzarten, bosartigen Einflüssen aus dem Jenseits preisgeben, der darf sich nicht von einem Totensymbol daran mahnen lassen, daß das Dasein kurz ist, und alle Mühe vergeblich sei.

Und deshalb liebt Mussolini die ägyptische Mumie noch in derselben Nacht aus seinem Arbeitszimmer entfernen.

VII

BERUHMTE UND OBSRURE FREUNDE

Jean Valjean und Cosetta. — Die abendlichen Zusammenkünfte. — Im „Collegio“. — Die Baume und der Flufi. — Schwimmen und Galoppieren. — Eine Apotheose. — „Meine Jahreszeiten.“
Armselige Kindheit.

Die Werke grolier Geister verstreuen ihren Samen über die ganze Welt. So kam auch eines Tages ein Exemplar der „Les Miserables“ von Victor Hugo in die Hütte von Dovia, wo der kleine Benito Mussolini aufwuchs. Es war eine schlechte italienische Ausgabe, mit engem Druck, schmierig und zerrissen. Jean Valjean, Cosetta oder der Herr Bischof hatten sie gebracht.

Mit weit aufgerissenen Augen horte der Knabe zu, wenn im Stall mit halblauter Stimme aus diesem Buche vorgelesen wurde. Das Ollampchen warf flackernde Riesenschatten auf die Wände und das dunkle Gebalk, während die Bauern dabei spannen und die Ochsen behaglich wiederkauten. In dem vom Atem der Tiere erwärmten Raum spannen die Alten ihren Hanf, arbeiteten die Mädchen an ihrer Aussteuer; die Manner rauchten ein Pfeifchen und tranken dazu den „Nachwein“ (aus der zweiten, mit Wasser vermischten Kelterung der Trauben). Ab und zu gab einer der jüngerer Manner einem der Mädchen einen Rippenstoß, wie das so die Art von Bauern ist, wenn sie einem weiblichen Wesen den Hof machen. Je stärker der Rippenstoß, um so größer die Liebe.

Um Mitternacht begaben sich dann alle in ihre Häuser.

DIE ABENDLICHEN ZUSAMMENKCNFTE

Nur ein ganz kleiner, intimer Kreis blieb zuriick, um noch mit leidenschaf tlichen und verurteilenden Worten das MiBgeschick eines Verhafteten oder die Liebesgeschichte eines gewissen Herrn Mario zu erortern. Im Winter sind die Nächte lang, und auf dem Felde gibt es auch wenig zu tun. Diese Manner lieBen in ihren Gesprachen nochmals die Phantasien des Dichters an sich voniberziehen, fuhlten dabei Hoffnung und Schmerz, droschen Phrasen dazu und ergaben sich jener Schonrednerei, die einem guten Glauben an die groBen Ideen des eignen Jahrhunderts entsprang. Und weil diese Ideen salbungslos vorgetragen wurden, gingen sie den Leuten ans Herz. Auch das Herz des Knaben Benito offnete sich diesen mit Poesie gepaarten Stimmen der Menschlichkeit.

Seiner Mutter war das garnicht recht. Sie war sich dariiber klar, daB dieses Kind eine andere und kriiftigere geistige Nahrung brauchte, als sie ihm das Dorf bieten konnte; und auch eine festere, aber dabei doch weniger rauhe Zuegung. Ein Rassepferd braucht einen erfahrenen Reiter. Sie drang deshalb so lange in ihren Gatten, bis der alte Revolutionar seinen Widerwillen gegen die von Priestern geleiteten Institute iiberwand. SchlieBlich waren ja diese Institute die einzige Bildungsmöglichkeit in der Provinz. So wurde derin Benito zu den Salesianern nach Faenza gebracht.

Seine, viele Jahre spiiter im Gefangnis niedergeschriebenen Erinnerungen berichten dariiber:

„Mein Yater war anfangs durchaus gegen diesen Plan, „aber schlieBlich gab er nach. In den Wochen vor meiner „Abreise war ich ein noch argerer StraBenjunge als je zu „vor. Ich empfand innerlich eine gewisse Unruhe, ich hatte „das unklare Gefiihl, daB die Begriffe ‚Kerker‘ und ‚Col- „legio‘ miteinander verwandt seien. Ich wollte mich noch „des Lebens erfreuen, ich wollte meine Freiheit genieBen, „auf den StraBen, auf den Feldern, an den Graben. Die



Wm. Lloyd Garrison,

From: 

1. *M. mulleri* Bartsch & Stenroos

1. Heltens, was, nach dem veränderten Einkommen,
den zufließenden Subj. hervorgeht, nur, als
dann hat, die nach der Subj. zu sein.

[Faint handwritten notes at the bottom of the page]

20. 11. 1971

27th Nov 1891
 1st Dec

version of Allen
Mississippi Bank
The Banker

London, 1854

Mio amico,

Lausanne - 3 - II - 902

! Inerte che sto per scriverti sono memorie.

Queste memorie di una gioventù disperata
che vede morire tutto - fin l'ideale -

Quello che conterranno le pagine seguenti
tu non lo dirmi a nessuno; sola una donna
sa i miei dolori e quando avrai letto, tu.

ti manderò se ne farai oggetto di chiacchiere.
Non si deve parlare ingenuamente questa mia
preziosa al segreto - E comincia -

Partii da Gualtiero - salutandolo solo la
mia donna - la mattina del 9 luglio -

Era un mercoledì - Da Parma a Milano

e da Milano a Chiasso il caldo insopportabile
fu poco per me fu riparo d'età.

Chiasso il primo paese repubblicano,
mi ospitò sino alle 10 1/2 di sera - Ebbi

DIE BAUME UND DER FLUSS

„Beim Eintreffen in Faenza, machte mir die eiserne „Brücke den größten Eindruck. Sie führt über den Lamone „und verbindet die Stadt mit den Vororten.“

„Es mochte ungefähr zwei Uhr nachmittag sein, als wir „am ‚Collegio dei Salesiani‘, dem Institut der Salesianer, „anklopften. Man kam und öffnete uns. Ich wurde dem „Censore, dem Studieninspektor, vorgestellt; er betrachtete „mich und sagte: ‚Das muß ein lebhaftes Kind sein.‘ - Dann „umarmte und küßte mich mein Vater. Auch er war sehr „bewegt. Als ich die große Eingangstür hinter ihm zu schließen „hörte, brach ich in Tränen aus.“

Der Schmerz, seine Baume und den klaren heimatlichen Fluß verlassen zu müssen, war groß. Denn der Knabe hatte diese beiden sehr in sein Herz geschlossen. In späteren Tagen vertraute Mussolini in einem seltenen Augenblick von Mitteilbarkeit einem Freunde an, daß er in den ernstesten Augenblicken seines Lebens, ganz gleich ob es sich um freudige oder schmerzliche handle, nur die Augen zu schließen brauche, um in visionärer Ekstase „Baume, viele Baume und den Fluß“ zu sehen.

Es war so schön, in den heißesten Mittagsstunden des Sommers den Fluß mit den Gefährten um die Wette zu durchschwimmen und die schäumende Strömung mit der Brust und erstarkenden Schultern zu besiegen! Noch schöner aber war es am frühesten Morgen, wenn er das Pferdchen seines Vaters zur Tränke brachte, schnurgerade im Galopp durch das grüne Land, auf blankem Pferderücken, mit harten Fersen das Tier anspornend, in Hemdärmeln glücklich und stolzer als ein König.

Später, am 21. April 1923, feierte man in Rom zum erstenmal den „Dies sacri natalis“ des lateinischen Kaiserreiches, den „Tag der heiligen Geburt“, der Gründung Roms. Dieser Festtag sollte die Stelle des internationalen

i. Mai einnehmen. Der Festzug marschierte an den Ruinen und Triumphbogen vorbei, vorbei an den Thermen des Caracalla und am Altar des „Milite Ignoto“, des unbekannten Soldaten, und am Palast San Marco, der einst dem Kirchenstaat und der Seestadt Venedig gehört hatte und nun, nach einem Jahrhundert, den Händen Österreichs entrissen worden war. Die Jugend der Nation scharte sich bei diesem Fest um den jugendlichen Führer. Er trug „la camicia nera“, das schwarze Hemd, und über die Schultern die Scharpe in den Farben Roms. Und oft beugte er sich herab, um den prachtigen Fuchs, auf dem er ritt, zu liebkosen.

Vielleicht dachte er dabei an den wilden Knaben von damals auf dem struppigen Pferdchen, vielleicht sah er durch die schwarze Flut der ihm fanatisch huldigenden Männer den klaren Flufi und die Baume der Heimat.

Unsere Seele ist junger als unser Körper, denn ihr Maftstab ist die Ewigkeit; ihr erscheinen feme Augenblicke oft als etwas Nahes und die seltsamsten Dinge so natiirlich wie ein Traum. Dreihunderttausend Menschen jauchzten ihm bei dieser Feier zu, nicht mehr die vier kleinen streitsuchtigen Jungen, deren Anfiihrer er einst war. Die Szene wechselt, der Schauplatz vergroBert sich; nur der Geist des Helden bleibt sich gleich, wenn er als wahrer Berufener zum Herrschen geboren wurde.

Stark, unbeugsam, griifit sein ausgestreckter Arm auf Romerart die Kohorten seiner Miliz und die fliegenden Adler auf ihren Standarten. Man bewundert seine Haltung, und in manchem nachdenklichen Kopf der vom gemeinsamen Sturm der Begeisterung bewegten Menge mag wohl die Frage aufgetaucht sein: „Chi e mai questo?“ Was ist dieser eigentlich? Ist er Abgeordneter und Premierminister eines konstitutionellen und durchaus parlamentarischen Staates — oder ist er ein kommandierender General? Ist er Seine Exzellenz, der Ministerpräsident — oder ein Diktator? Ist er ein Parteiführer, ein hoherer Beamter, oder

„MEINE JAHRESZEITEN“

das Haupt einer bewaffneten Schar? Ist er ein „Capitano del Popolo“, ein Volksführer, wie seine Vorfahren waren, oder ist er die Wiedergeburt des „Condottiere“, des antiken typisch-italienischen Soldnerführers? — Was fühlt, was denkt, was meint das Volk damit, wenn es spontan aus eigenem Antriebe ihn jauchzend „il Duce“ ruft, und ihm damit, aus tiefem Herzen auf die Lippen springend, einen der am wenigsten gebräuchlichen alten Führtitel verleiht.

„Mehr noch als die Menschen beeinflussten mich stets die Dinge, die Jahreszeiten und die Landschaft,“ bekennt der Duce manchmal, wenn er in Gedanken versunken mit langsamer, leiser Stimme einen Augenblick lang sich selbst kritisch betrachtet, und dabei das unbewußte Heimweh des reifen Mannes nach der Kindheit verspielt. Und in seinen Aufzeichnungen schreibt er:

„Ihr meine grünen Hügel, ihr meine Jahreszeiten! „Wie brachte ich ganze Nächte zu im Heu oder Stroh, bis „morgens die Männer kamen, um mit der großen Walze das „Korn zu dreschen. Sie schwitzten und tranken und tranken „und schwitzten und muhten sich ab. In späterer Zeit fuhr „mein Vater einmal nach Mailand, zu einem gewissen Ingenieur Riva, und brachte die erste Dampf-Dreschmaschine „zu uns. Mailand, Ingenieur Riva, eine Maschine: Namen, „Dinge, Orte, die mir märchenhaft erschienen. Ich hatte „noch nicht mal eine Lokomotive gesehen. Die Dresch- „arbeiter wollten die Maschine nicht in Tätigkeit treten lassen, weil sie um ihr Brot fürchteten, und mein Vater „mußte viele Kämpfe ausfechten, um die Maschine vermieten zu können.“

„Du, mein Vaterhaus, wie arm warst du, wie arm. Und „wie arm und herbe war mein Leben. Wer unter den Menschen hat mir je Zärtlichkeit erwiesen! Du, meine Mutter, „du von tausend Sorgen Gequalte.“

ARMSELIGE KINDHEIT

Es war ein armes Leben, in dem er aufwuchs. Kaffee lernte er zum erstenmal mit zwanzig Jahren kennen. Auch Milch war in jener Gegend ein fast unbekannter Luxus. Fleisch sah man nur an Festtagen, nicht einmal jeden Sonntag, sondern nur bei besonders feierlichen Anlässen, wenn z. B. die Musikkapelle ins Dorf kam. Dann iibernahm jede der Familien des Dorfes ein paar Musikanten, und da muftte man doch auGer Suppe und Wein auch ein wirkliches Fleischgericht bieten. Solches geschah z. B. regelmaBig am zweiten Sonntag im August, wenn das Fest des Hl. Demetrius gefeiert wurde.

Daher kam es, daB die Mutter sich viel Sorgen machte, wenn der Tag der Wahlen, dem so viele Versammlungen vorausgingen, nahte. Denn der Vater war dann so sehr der Freude hingegeben, reden zu horen und die Leute einzuladen, daft er weder auf die damit verbundenen Ausgaben achtete, noch auf seine Armut, und der Mutter oft unvorbereitet funf bis sechs Tischgaste nach Haus brachte.

„Das Menu bei uns bestand gewoehnlich aus Suppe, ein „wenig Salat und Brot,“ erzählte der Mann, der heute ein „gefeierter Gast des Konigs ist. „Zum Abend gab es fast „regelmafiig irgendwelche Wurzeln, meist wildwachsende „Zichorie, die meine GroJmutter auf den Feldern zusammen gesucht hatte. Das wurde gekocht und dann mit „einem sparsamen Tropflein Ol gewurzt. Es schmeckte „iibrigens ausgezeichnet, aber meistens war der Hunger „nicht ganz gestillt.“

Es war ein armes Haus. Bei den Kirchweihfesten auf dem Jahrmarkt in Forli betrachtete der Knabe oft sehnsuchtig die Buden der Schnellphotographen und der en Auslagen, wo so viele Kinder seines Alters auf glanzenden Kartchen im Bilde zu sehen waren. Aber zu solchem Luxus langte es nicht.

„Wissen Sie, dali es von mir kein Kinderbild gibt?“ erzählte er mir einmal. „Auch kein Gruppenbild mit meinen

„Geschwistern. Meine erste Photographie stammt aus meinem zwanzigsten Lebensjahr.“ (Sie ist in diesem Buche zum erstenmal veröffentlicht.)

„Meine arme Mutter muftte sich sehr plagen. Manchmal konnte sie nicht schlafen, und ich horte dann, wie sie aus dem Bette stieg und unruhig auf den Fliesen auf und ab ging, um ihre erregten Nerven zu beschwichtigen; das geschah manchmal zehnmal, oft auch zwanzigmal in einer Nacht. Am Morgen wachte sie dann abgespannt und müde auf. Und mußte trotzdem ihren Unterricht in der Schule geben.“

Die besten Freunde des Kindes waren die Kauzchen. Ungeduldig wartete er in jedem Jahr auf die Zeit, wo sie unter dem Bogen der Brücke nisteten. Dann ging er mit einem langen Rohr hin und fing sich die Jungen mit der Leimrute. Er zog sich dann eines der Jungen auf und hielt es auf einem kleinen Gestell neben seinem Bett:

„Wenn ich dann nachts erwachte, sah ich diese runden, gelben Augen phosphoreszierend, gleich goldenen Scheiben, weit geöffnet auf mich gerichtet, mich bewachend.“

Seltene heitere Lichipunkte des Daseins waren die Kalendarfeste, meistens die Patroziniums feste der benachbarten Ortschaften. Sie hatten Kirchweihmusik zur Folge, zuweilen Wettkämpfe, und vor allem heiße Krapfen:

„Das war eine armselige Lustigkeit, gewiß, aber die Sorglosigkeit und die süße Zärtlichkeit einer gesicherten Kindheit hab* ich nie kennengelernt. Konnt ihr es nach allem verstehen, daß ich in der Schule, im Institut, und in gewissem Grade auch noch jetzt, mitten im Leben stehend, herb und verschlossen, stachelig und fast wild sein muß?“

Im Collegio, bei den Salesianern, gab es drei Tische: den Tisch „dei nobili“, den mittleren Tisch und den gewöhnlichen Tisch. Natürlich mußte der kleine Benito an dem letzten sitzen, dem armseligsten. — In den Akten der Pra-

fektur zu Forli befindet sich noch ein ruhrender Brief von der Mutter Mussolinis. Darin bittet sie als Gemeindelehrerin um eine kleine Beihilfe (die ihr Cibrigens verweigert wurde) für das Studium ihres Sohnes, der nach dem Urteil mafiegebender Leute „hoffen lasse, daß etwas aus ihm werde“ — „lusinga di poter promettere qualche cosa“ —, wie sie sich mit zarter, zurückhaltender, aber würdevoller Demut ausdrückte.

Unter diesen Verhältnissen litt der Knabe; sein Stolz begegnete den frühzeitigen Demütigungen mit Widersetzlichkeiten und sprunghaftem Wesen. Man behielt ihn nur, weil er begabt war, gut lernte und weil seine Mutter oft weinend für ihn bat; und doch wurde er zweimal ausgewiesen. Er wollte nie dulden, daß jemand tu ch tiger war als er oder ihn in irgendeiner Sache übertrafe. Er konnte monatelang ganz ruhig sein, bis plötzlich eine tñibe Jahreszeit seine Lebenssaft in Unruhe brachte und dunkle, übermächtige Triebe in ihm Macht gewannen. Dann lieft er sich urn eines Wortes, um eines Blickes willen, oft überhaupt um nichts, dazu hinreiften, seine Kameraden mit den Fausten zu bearbeiten und sie zu terrorisieren. Und nachher lieft er sich von ihnen um Verzeihung bitten.

Im Hause eines dieser Mitschuler, den er ebenfalls iibel behandelt hatte und bei dem er dann in Begleitung seiner Mutter seine Entschuldigungen vorbringen mußte, sah er zum erstenmal ein Ding, das ihn in höchste Bewunderung versetzte: Es war der Dante, mit den Bildern von Gustav Dore. Noch heute verraten seine Augen — wenn er auf diese Sache zu sprechen kommt — die Verwirrung, die dieses wunderbare Ereignis in ihm hervorgerufen hatte.

Ein andermal soil te er wegen einzelner Verfehlungen aus dem Institut ausgewiesen werden; man begniigte sich jedoch damit, ihm die Ruhepause auf die Dauer von zwölf Tagen zu entziehen. Vier Stunden lang mußte er jeden Tag, in einen Winkel neben die Tur verbannt, unbeweglich knien,

einsam, unter der Aufsicht eines Erziehers, während sich die anderen Kinder vergnugten. Ganz genau kann er sich an den Vorfall nicht mehr erinnern, aber es kommt ihm so vor, als seien außerdem noch auf dem Boden Maiskörner ausgestreut gewesen, um die Strafe zu verstärken. Eins jedoch steht fest: als die zwölf Tage zu Ende waren, hatte er zwei tiefe Wunden an den Knien.

„Mussolini, dein Gewissen ist schwarz wie die Holle,“ raunte ihm eines Tages der Direktor dumpf ins Ohr. „Geh inorgen zur Beichte.“ Doch die Seele des Kleinen war in einem Zustand so wutender Auflehnung, daß sie sich nicht einschuchtern Heft. Um der Beichte zu entgehen, die ihm so verstündnislos auferlegt worden war, brachte er die ganze Nacht, endlose Stunden der Dunkelheit, im Pferch zu, hinter einem Pfeiler zusammengekauert. Zwei schreckliche Hofhunde bellten. Der Zehnjährige begann zu zittern: Wenn die Hunde ihn aufspürten, so wurden sie ihn zerreiften. Aber obwohl er vor Angst zitterte, wollte er doch nicht nachgeben: „Nein, nein, man hatte mich so sehr gedemittigt — ich wollte meine Genugtuung haben!“

In Forlimpopoli, wohin er dann später kam, hatte ihn der Leiter des Institutes, Professor Carducci — ein Bruder des berühmten Dichters Giosue Carducci —, wirklich lieb. Er versuchte, ihn mit Vernunft zu lenken und durch Gute zu überzeugen. Diese Aufgabe wurde immer weniger schwierig, je mehr der Knabe, heranwachsend, Erfahrung, Menschenkenntnis und Selbstbeherrschung gewann.

„Trotzdem ist meine wirkliche Lebensgeschichte ganz „allein in den ersten funfzehn Jahren meines Lebens ent„halten,“ bemerkte Mussolini später einmal nachdenklich. „Damals habe ich mich geformt. Ich fühle, daß die Ein„flüsse von damals bestimmend waren. Ailes war schon „damals im Keim in mir vorhanden.“

VIII

ROMA DEA, ALMA ROMA MATER!

Die Freunde des wilden Knaben. — Der Faschismus und die Beschützung der Schwachlichen. — Mussolini und die Kirche. — Die Freimaurerei und die Anrufung Gottes im Parlament.

Zwei Nachrichten, die den Knaben in der gefangnisartigen Abgeschlossenheit des „Collegio di San Francesco di Sales“ in Faenza erreichten, bereiteten ihm bitteren Schmerz: ein Bauer hatte aus boshafter Rachsucht dem geliebten Pferdchen das Bein zerschmettert, so daß das Tier getötet werden mußte; und die gefiederten Lieblinge, sein Zeisig und sein Kauzchen, die er sich selbst gezahmt hatte, waren verhungert, weil man vergessen hatte ihnen Futter zu geben. Benito besaß zwar nicht jene Oberschwenglichkeit Tieren gegenüber, wie sie manchen Menschen eigen ist, die dafür um so weniger Menschenliebe zeigen. Aber Tiere, das fühlte er, standen, wie alles, was schwach und wehrlos ist, wie die kleinen Kinder und das Weib, unter dem Schutz der Starken. Dieses Gefühl entsprang jenem tiefen Naturinstinkt, der von den ritterlichen Orden Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde. Der jüngste dieser Orden ist in unserer Zeit der Faschismus.

Als der Knabe nach Hause zurückkehrte, vermochte er der alten Bauerin, die ihm seine Vogel verhungern ließ, und damit solchen Schmerz zugefügt hatte, nicht mehr ins Gesicht zu sehen.

Einen Trost hatte der heranwachsende Knabe, dessen Gesichtszüge anfangen sich scharfer auszubilden, inzwischen doch gefunden; er hatte gelernt auf die Schriften der **Vater** zurückzugreifen, auf das **Latein**. Die **Lebensgeschichte**

Caesars, die Weisheit eines Tacitus, die Dichtung des Aeneas — das alles bezauberte ihn ebenso stark wie die sagenhafte Geschichte jenes Banditendorfes auf den Hügeln Latiums, das zum weltbeherrschenden Rom heranwuchs und dem Erdball Gesetze gab.

Rom ist in den treuen Herzen der Romagna stets gegenwärtig und lebendig. In der Romagna wie in Veneto und anderen Provinzen Italiens nennt man die himmlische Milchstraße „La strada di Roma“, die Straße nach Rom, und behauptet, daß sie genau dorthin weist.

Kinder haben oft den Drang, die Dinge, mit denen sich ihr Geist am stärksten beschäftigt, durch Kritzeleien auszudrücken; aufrührerische Naturen unter ihnen zeichnen Karikaturen, der zukünftige Kaufmann libt. eine schnorkelreiche Unterschrift, der Sentimentale schreibt das Wort „Mutter“ in seine Schulbücher, der Ycrliebte schneidet den Namen seines Mädchens in Baumrinde.

Für Benito Mussolini gab es nur eins: Rom. Rom war ihm Mutter und Geliebte. Dieses eine Wort, Rom, schrieb er immer wieder, von seinem zehnten bis zum sechzehnten Lebensjahr, mit begeisterter Bewunderung hin. Vielleicht trieb ihn dazu eine innere Stimme, jener Stimme verwandt, die Johanna im Garten von Domremy zu vernehmen glaubte. Denn wie die Hirtin aus Lothringen, so sollte auch dieses Bauernkind der Romagna einst zu den Waffen rufen und aus Liebe zu seinem Land Italien große Dinge vollbringen.

Man weiß nicht, inwieweit der Aufenthalt in dem geistlichen Institut und die Erziehung dort einen Einfluß auf die Seele des Mannes ausgeübt haben. Als Jungling und jüngerer Mann war er Religionsgegner, und auch heute noch ist er gegen jede Formel, und jede Bigotterie, ob nun konfessionell oder antikonfessionell, ist ihm fremd. Er ist ein

MUSSOLINI UND DIE KIRCHE

Fanatiker der Einheit seines Landes und mag keine der vielen Sekten. Die mächtigsten Schläge, die gegen die geheime internationale Freimaurerei in den fünfzig Jahren seit dem Bestehen des geeinten Italiens geführt wurden, kamen beide von demselben Manne, Mussolini: im Jahre 1910 zwang er die Sozialisten und 1923 die Faschisten, zwischen der Freimaurerei und der von ihm geleiteten Partei zu wählen. Aber wenn er auch die antiklerikalen Vereinigungen nicht liebt, so hat er deshalb keineswegs etwa eine Zuneigung für die klerikalen Verbände. Sooft sich eine Gelegenheit bietet — und das ist häufig — gibt er den politisierenden Geistlichen eins auf den Kopf, und zwar mit solcher Kraft, daß Don Sturzo, ihr Führer, es noch heute spürt.

In der Politik erzielen die mittelmaßigen Schlaupöcke manchmal durch Ranke und Kniffe Augenblickserfolge, die jedoch nur Verwirrung bringen. Oberragende Geister dagegen versuchen vor allem die Probleme zu vereinfachen. Wenn Mussolini sich Schulter an Schulter mit der Kirche auf den Boden des Katholizismus stellt und sogar versucht, die Nation mit neuem, wiederbelebten religiösen Geist zu erfüllen, so kann er das nur tun, indem er die klerikale Frage von der religiösen trennt und dadurch eine Zusammenarbeit mit der Kirche ermöglicht. Würde er die Kirche zwar anerkennen, aber sich feindselig von ihr entfernt halten, so überließe er ihr die Zügel der Herrschaft, ohne eine Kontrolle über dieses bedeutsame Geistesgebiet zu haben. Der Klerus hat es stets verstanden, aus unklaren Situationen Nutzen für sich zu ziehen, unter Berufung auf die ihm zugewiesene Rolle des verfolgten Glaubigen.

Mussolinis religiöse Gegnerschaft gegen den Klerus zeigt sich unverhüllt; sie ist durchgreifend und wirksam. Er ist nur gegen die Machtbegierde des Klerus, nicht gegen die Religion. So führte er neuerlich das Kreuzifix und das Morgengebet wieder in den Volksschulen ein, und ebenso das Studium der Religionsgeschichte in allen Klassen der Mittel-

schulen. Und bei der feierlichen Sitzung aus Anlaß seines Amsantrittes halite das Wort „Gott“ durch den dumpfen, grauen Saal des neuen Parlaments, als er den Beistand des Hochsten für die kommende große Arbeit anrief.

Wie kann auch ein Geschlecht wie das italienische, das Jahrtausende alt geworden und durch Kreuzungen und fremde Invasionen stark gemischt wurde, das sich zudem noch nach allen vier Himmelsrichtungen unaufhörlich ausgebreitet hat — wie kann ein solches Geschlecht die volkische Einheit empfinden, wenn es nicht zugleich mit dem Begriff der Volksgesamtheit auch den Begriff des Ewigen in sich starkt. Ein Volk kann nicht gegen Widerwartigkeiten gestahlt und groß und siegreich sein, wenn es dem Hedonismus huldigt und sich in selbstsuchtigen Begierden zerbrockelt, wenn das Symbol der höchsten Verehrung — das Vaterland — nicht in der Nähe des Allerhöchsten — Gottes — aufgerichtet ist.

Wenn auch der kleine Benito als Schuler der Salesianer in der Kirche stets eine starke Gemutsbewegung empfand, ohne zu wissen weshalb, so war sich der Mann Mussolini darüber klar geworden, daß es sich da um eine Kraft handelt, die aus geheimnisvollen Tiefen entspringt. Er hatte die Tiefe und die Erhebung kennengelernt, die Macht des katholischen, universalen, römischen Reiches, dessen Bürger Christus ist, wie sich auch Paulus als dessen Bürger bekannte, eine Macht nationaler Einheit und allumfassender Ausdehnung, die nicht mehr ubergangen werden kann.

Wer, wie der Maurer Benito Mussolini, im Auslande gelebt und gearbeitet hat, und das nicht als Vergnugungsreisender in guten Hotels, sondern in der untersten Schicht des fremden Humus, der weiß diese Dinge besser als die in Italien eingeschlossenen Landsleute.

Denn je mehr man die fernen Dinge kennenlernt, um so mehr erkennt man, daß das Wort „Italien“ wie ein Licht, das von einem stärkeren Glanz verzehrt wird, ganz im

ROMA DEA

**Ruhm des antiken Wortes: Rom aufgeht. So wie der Strahl eines weitentfernten Sternes noch immer durch den Welt-
raum eilt und anderen Gestirnen leuchtet, auch wenn sein Kern bereits durch neue Konstellationen umgewandelt worden ist.**

GEISTIGER AUFSTIEG

Der Primus der Klasse wird gelobt. — Crispi und Mussolini. — „Aus seinem ganzen Leben ein ganzes Meisterstück machen“.

Nachdem Benito das Institut der Salesianer verlassen hatte, trat er in das Lehrerseminar von Forlimpopoli ein. Der Trennungsschmerz war diesmal viel geringer, denn der Knabe hatte bereits jene Lust des Lernens gekostet, die einen lernbegierigen Jungling wie ein unwiderstehlicher Begeisterungsrausch überfällt.

O gottliche Jugend, wo jeder Tag neue Eindrücke erschließt und jede Antwort auf ein „Warum“ neue Fragen gebiert. Zu alien Schwellen des Wissens treibt einen das lebhafteste Verlangen, sie zu überschreiten. SoBe Lebenszeit, wo das Leben noch weit ausgebreitet vor einem liegt, scheinbar von unendlicher Länge, und wo auf jeden herrlichen Tag eine lange Nacht folgt, erfüllt von erschreckendem Schlaf und tiefen Traumen. Tag für Tag spürt man mit Stolz das eigene Wachstum, fühlt man die Schauer unerklärlicher erregter Unruhen, und der Geist, der sich noch nicht an den Wänden eines Kaffees wunden geflattert hat, schweift jauchzend in die schrankenlose Weite. Wer einmal wirklich jung gewesen war, dem schlägt auch noch als reif ein Mann das Herz hell auf, wenn er später das zauberhafte Wort „Jugend“ hört.

Eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens waren die Erläuterungen, die der Bruder des Dichters Carducci den Schülern zu dessen Werk „Davanti San Guido“ gab. Tief rührte es ihn zu hören, wie der alte Professor, den er so gern hatte, mit gerührter Stimme die weichen beschworenen Verse vorlas, Erinnerungen einer andern wilden Kind-

DER PRIMUS DER KLASSE WIRD GELOBT

heit. Eines Tages besuchte der Dichter Carducci seinen Bruder, den Professor, in der Schule. Die Schüler begrüßten den Dichter mit einem Trompetentusch. Es soll ohrenzerreißend geklungen haben, erzählte Mussolini später einmal. Damals aber sah er nur den Dichter, mit wirrem Haar und zwei lebhaften leuchtenden Augen, die ihn ungemein anzogen. Und er lauschte den Worten seiner väterlichen besorgten rauhen Stimme: „Bedeckt eure Köpfe, Kinder, die Sonne brennt.“

Der kleine Benito hatte es vermocht, ungeachtet der Schelmenstreiche, zu denen ihn sein unruhiges Temperament hinriß, das Vertrauen seiner Lehrer in solchem Mafie zu gewinnen, daß sie ihn trotz seiner siebzehn Jahre dazu ausersahen, die Gedächtnisrede auf Giuseppe Verdi im Theater zu Forlì zu halten. Und das wurde ein Triumph.

Es ist ein eigenes Ding um die Schullaufbahn bedeutender Manner. So man che der Vorwürfe, die ein einsichtiger Lehrer dem fleißigen, aber unruhigen Schüler Mussolini hatte machen können, waren wohl jenen Bemerkungen nicht unähnlich geworden, die der scharf sichtige Lehrer der Militärschule zu Brienne über den neuen Unterlan seiner allerchristlichsten Majestät des Königs von Frankreich, einen jungen Korsen, niedergeschrieben hatte: „Er ist aufergewöhnlich fleißig, vertraut sich aber keinem an, pflegt keine Freundschaften und scheint sich in grenzenlosem Ehrgeiz zu verzehren.“ Jener Schüler hieß Bonaparte.

Auch Mussolini konnte bereits als Schüler seine schon geformte Persönlichkeit nicht durch die Begrenztheit irgendeines Problems einengen lassen. Ihn interessierte immer die Frage an sich, ohne ihre schulmäßige Begrenzung, und er suchte sie stets vom Standpunkt eines Marines, nicht eines Schülers, gründlich zu erschöpfen.

Sein Verhältnis zur Schule und zum Leben wird sehr gut durch folgende Geschichte gekennzeichnet: Als Mussolini zur Macht gelangt war, brachten die Leute jener Stadt eine

DAS VERHALTNIS ZUR SCHULE

Mussolini-Erinnerungstafel an der Front des Schulgebäudes an; sie sollte daran erinnern, daß Mussolini dort zur Schule gegangen war. Im Jahre 1923 sollte aber auf Grund behördlicher Erhebungen die Schule in Forlimpopoli aufgehoben werden. Die Leute wandten sich nun an das Oberhaupt der Regierung und baten um Erhaltung der Schule, unter Hinweis auf seine dort verbrachte Schulzeit und die Gedenktafel. Sie bekamen von Mussolini die freundliche, aber keinen Widerspruch duldende Antwort, daß Maßnahmen, die für die Zukunft getroffen seien, nicht durch schätzenswerte Erinnerungen an die Vergangenheit beeinträchtigt werden dürfen. Gesetze müssen befolgt werden, sie dürfen nicht wie Gummi von all und jedem je nach dem persönlichen Vorteil zurechtgeformt werden.

Volker sind wie Kinder: sie verachten jeden, der ihnen nachgibt.

Als Mussolini mit dem Lehrerdiplom wieder nach Hause zurückgekehrt war, bemühte er sich um die freigewordene Stelle eines Gemeindeschreibers beim Gemeindeamt Predappio. Er tat das hauptsächlich, um in der Nähe seiner kranklich gewordenen Mutter zu bleiben. Aber man fand ihn mit seinen 18 Jahren zu jung für einen solchen Posten. Auch hatte er bereits den Ruf eines Revolutionärs und Aufreihers und galt als ein wenig geschmeidiger Charakter; außerdem hatten sich die Leute auch über seine Erfolge als Festredner im Institut geärgert.

*

Als der Chefredakteur der Mailänder Zeitung „Popolo d'Italia“ — dieser Chefredakteur war Mussolini — am Abend des 31. Oktober 1922 zum „Viminale“ nach Rom abgereist war, blieben wir vier Redakteure und einige treue Freunde in der Redaktion der Zeitung zurück. Wir versuchten mit unnützen, aber immerhin tröstenden Gesprächen die Leere auszufüllen, die durch seine glorreiche Abreise entstanden war.

Die erste Tat des neuen Staatslenkers Mussolini, der damals aus der Redaktion des „Popolo d'Italia“ nach Rom zur Übernahme der Regierung berufen worden war — die erste Tat noch vor Übernahme seiner neuen schweren Aufgabe war es gewesen, seine journalistische Mission nunmehr sicheren und treuen Händen zu übergeben. Er ernannte seinen Bruder Arnaldo Mussolini zum Nachfolger in der Leitung des „Popolo d'Italia“. Arnaldo war so genihrt darüber, daß er sich kaum getraute den Platz im Zimmer des Leiters einzunehmen, und er ließ auch späterhin dort alles, wie es gewesen war, damit sein großer Bruder sich auch bei Besuchen in der Redaktion niemals als Fremder fühle. In jener bedeutsamen Stunde erzählte uns Arnaldo Mussolini von den Ahnungen seines Vaters. Er sagte: „Mein lieber, armer Vater, er muß das alles schon geahnt haben; denn als man damals meinem Bruder Benito den Posten des Gemeindeschreibers verweigerte, schalt er den Bürgermeister und die Gemeinderäte öffentlich aus und sagte ihnen: „Ihr werdet euch noch einmal schamen, daß ihr meinen Sohn nicht als Gemeindesekretar gewollt habt, so wie sich die Heimat von Francesco Crispi einst später aus dem gleichen Grunde zu schamen haben wird.“ Diese vaterliche Behauptung war wirklich fast prophetisch, denn damals, als sie ausgesprochen wurde, war Crispi sowohl bei den Sozialisten als auch bei den Demokraten in gleicher Weise verhaßt.

*

Wirklich hat der Sohn des Schmiedes aus der Romagna vieles mit Crispi gemeinsam: den stolzen Charakter, den starken Sinn für Staatsautorität und das Gefühl für die Würde des Begriffes: Italien. Auch Mussolini bewundert Crispi und beurteilt ihn treffend: „Alle Eigenschaften bei Crispi sind angeboren, nichts ist angenommen. Gebieterisch, jähzornig und voll Verachtung, mit einem schwierigen Charakter ausgestattet, unduldsam, mit einem geni-

„alen Sinn fur die Politik und fur das Vaterland — so war „er schon mit zwanzig Jahren, und mit fiinfzig warfer auch „nicht anders geworden, hochstens et was herber und weniger „elastisch und biegsam; weder die Jahre noch die Erf ah- „rungen hatten ihn gereift noch gelautert."

In dieser Anerkennung wie in der Kritik liegt eine unfreiwillige Beichte Mussolinis.

*

„Heute ware ich nicht fiihig, Ihnen einen englischen Brief „zu schreiben; aber in einem Monat werde ich es konnen, „und ich verspreche Ihnen, daft sie ihn dann bekommen."

Solcherart verabschiedete sich Mussolini im November 1922 von Lady Curzon und dem englischen Minister, die ein wenig uber diesen diplomatischen Scherz lachelten.

Aber nach vier Wochen kam ihnen ein anderes Lacheln, denn der junge Minis terprasident hatte in dem Trubel von Arbeit und Yerantwortlichkcit, die sein gewaltiger Aufstieg zur Macht mit sich brachte, doch noch Zeit gefunden, seine englischen Kenntnisse — vor Jahren im Gefangnis erworben — aufzufrischen, und, seinem Versprechen gemaft, der Lady mit einem elegant geschriebenen Brief in ihrer Muttersprache aufzuwarten.

*

„Man muft aus seinem ganzen Leben ein ganzes rechtes Meisterwerk machen." — „Fare di tutta la propria vita tutto proprio capolavoro," pflegte er zuweilen zu sagen.

Der „L'art pour l'art"-Kunstler ist mehr oder weniger bestrebt, sein Innerstes auferhalb des eigenen Ich in einem Kunstwerk zu jener Vollkommenheit zu gestalten, der weder die Zeit noch die Beschrankung etwas anhaben kami. Politik dagegen ist angewandte Kunst, und das „fare di tutta la propria vita tutto proprio capolavoro" ist ein so gewaltiges Programm fur einen Auf stieg, daft es daneben keine andersgearteten Bestrebungen geben kami.

X

DER BEGINN

Das Schulmeisterlein von Gualtieri und der „Sozialismus der Suppennudeln“. — Ver sacrum. — Der Bienenschwarm ohne Königin. — Die Auswanderer.

Vor dem verfehlten Dasein einer sitzenden Lebensweise glücklich bewahrt, wurde der für ein Leben der Bewegung bestimmte Jüngling vom Sturm des Schicksals erfasst und in den Garten der weiten italienischen Ebene geweht; scheinbar geschah das nur, damit er den Kindern der drei Volksschulklassen des Dorfchens Gualtieri bei Reggio Emilia das Alphabet beibringe; der tiefere Sinn dieses Schicksalswaltens ging aber wohl dahin, dem jungen Lehrer Benito Mussolini Gelegenheit zu geben, den emilianischen Sozialismus, der damals und auch in der Folgezeit für das Leben der Nation sehr bedeutungsvoll war, ganz aus der Nahe kennenzulernen.

Seine im Gefängnis niedergeschriebenen Erinnerungen berichten darüber:

„Gualtieri bei Reggio Emilia ist eine Ortschaft am Ufer des Po und liegt zwischen den immerhin wichtigen Städten Guastalla und Borghetto. Der Ort ist ungefähr einen Kilometer vom Po entfernt und gegen den Fluß durch mächtige Dämme geschützt, auf denen entlang die Straßen laufen. Ich kam dort an einem grauen nebligen Nachmittag an. Auf dem Bahnhof wurde ich von irgend jemand erwartet. Noch am selben Tage lernte ich die wichtigsten Personen des Ortes kennen, Sozialisten und Verwalter. Dann mietete ich mich für vierzig Lire in Pension ein. Mein Monatsgehalt als Lehrer betrug 56 Lire.

„Damit konnte man keine grofien Springe machen. Am „nachsten Morgen begab ich mich geradenwegs zur Schule; „sie lag zwei Kilometer vom Dorfe entfernt, in Pieve Saliceto. Ich hatte ungefahr vierzig Kinder zu unterrichten. „Sie waren ziemlich sanft veranlagt; ich gewann sie lieb. „Der Unterricht ging ununterbrochen vor sich. Urn ein Uhr „schlofi die Schule, und ich kehrte dann ins Dorf zuruck, „wo ich (iber die Nachmittags- und Abendstunden frei verfugen konnte. — Die ersten Tage waren recht eintonig; „spater erweiterte sich mein Bekanntenkreis, und ich kam „den Leuten naher. Jeden Sonntag wurde getanzt. Auch „ich beteiligte mich dabei. So vergingen Monate."

Mehr als Marx und jene Nationalokonomcn, die die wissenschaftlichen Probleme in deutscher Art behandelten, interessierten ihn Babeuf und die Philosophen eines romanischen idealistischen Kommunismus, wie Proudhon und der Italiener Buonarroti ubrigens kein Nachkomme des grofien Michelangelo). Die Entdecker psychologischer Erkenntnisse und Methoden zogen ihn mehr an als die Erfinder von Theorien. Der Mann der Politik mufi aus Fleisch und Leidenschaft bestehen und nicht aus jenen blutleeren Abstraktionen, die fur einen Wirtschaftler oder Verwaltungsbeamten geziemen.

Damals lernte Mussolini Violine spielen; damals tanzte er auf dem Estrich beim Kirchweihfest mit der ganzen Raserei eines gewandten Jiinglings, Rhythmus und Musik atmend. Er war durchaus nicht der Meinung, dafi man in Erwartung der Revolution nicht mit Intensivitat und sogar mit Heiterkeit leben durfe. Nur widerstrebte ihm jede Mischung des Heiligen mit dem Profanen. Es widerstrebte ihm, einen guten Becher Wein und grofie, heroische, auf-ruhrerische Worte mit dem gleichen faulen und selbstzufriedenen Wohlgefallen zu genieflen, als sei eins und das andere nicht verschieden. In Zeitungen, auf Versammlungen und Kongressen, mit Artikeln und mit Reden ging er

„NUDELSoZIALISMUS“

aus diesem Grande dem Reformsozialismus zu Leibe, und auch noch später, als er als Führer des revolutionären Sozialismus den „Avanti“ („Vorwärts“) leitete, empfand er noch immer den gleichen Widerwillen gegen jenes geruh-same, fette, materialistische Wohlbefinden, das so oft hinter der Gladiatorenpose eines aufrührerischen Idealismus zu finden ist.

Das blühende Emilia war die Hochburg der Reformisten. Mit den Hauplern dieser sozialistischen Richtung, dem ehrenwerten Zibordi und Enrico Pampolini, hatte er häufig Streit, weil er ihrer Art, die Massen zu organisieren, jeden Wert absprach, selbst dort, wo er klar zutage trat. Er pflegte dabei seiner heftigen Unduldsamkeit mit drastischen und grausamen Aufierungen Luft zu machen, sprach vom „Nudelsozialismus“ und zog in ähnlicher Weise im Zeitungs-bliittchen von Forli, das „La lotta di Classe“ („Der Klassen-kampf“) hieft, gegen die „Heiligsprechung“ des „San Giu-seppe da Genova“ los, als ihm die Anhänger von Mazzini einmal das „ipse dixit“ des Meisters wie ein Dogma ent-gegengehalten hatten.

Mussolini ist kein Mann von „Humor“, kein Mann von „Geist und Witz“ im französischen Sinne. In der Regel hat er für jemand, der sich in seiner Gegenwart einen Scherz erlaubt, einen so eiskalten Blick iibrig, daß dem andern die munteren Worte im Munde erstarren. Seine Auffassung des Lebens ist im höchsten Grade dramatisch, ja neigt sogar gerne zum Tragischen. Er liebt die Kontraste von Licht und Dunkelheit und die starken Emotionen. „Bisogna drammatizzare la vita“ — „Man muß das Leben dramatisch gestalten,“ sagt er, und doch hat der Künstler Medardo Rosso recht mit seiner Beobachtung, daß Mussolini wirklich zu lachen verstehe, und daß er, wenn er lache, es so herzlich mache wie ein Kind.

Aus dem Volke geboren, liebt er die epische Dichtung, die Tragodie und die Posse; für das Schmunzeln hat er, wie

für alle Zwischentöne, kein Verständnis. Pharisäermienen und falsche salbungsvolle Würde kann er nicht ausstehen. Begegne er einem von jenen Menschen, die sich, sei es um andere zu tauschen oder um ihre eigene Minderwertigkeit zu verbergen, in den Mantel der Heuchelei oder der Charlatanerie hüllen, so bricht er in Empörung aus und bedenkt sie mit Spott. Seine unbarmherzige, zerfleischende Erfindungsgabe zeigte sich in verschiedenen bemerkenswerten Streitschriften, wie z.B. in der „Intervista con Pruden-zio Turati (1915 im „Popolo d'Italia“ veröffentlicht).

Garibaldi, der Kämpfer und Idealist, der Mann ungestümen Handelns und wilder und weiser Aufrichtigkeit, war der Held seines Herzens. Einmal sollte auf dem Marktplatz in Gualtieri vor einer dichtgedrängten Menge ein Garibaldi-Denkmal errichtet werden. Der offizielle Redner hatte die Sache im letzten Moment im Stich gelassen. Da kam gerade Mussolini, die Jacke nachlässig über die Schulter geworfen, aus der Tür einer „Osteria“, und fragte die verzweifelte Veranstalter: „Was fehlt euch? Eine Rede? Über Garibaldi? Die will ich euch halten.“ Und er sprach zum Erstaunen der Menge anderthalb Stunden.

*

Als er im April 1924 Gualtieri auf dem Wege nach Rom im Automobil durchfuhr — es war nach einer Volksabstimmung, die ihm fünf Millionen Stimmen gebracht hatte —, sahen ihn seine ehemaligen Schüler, die ihn noch immer mit Furcht und Gehorsam verehrten, und erinnerten sich dabei an das Schönschreibdiktat, mit dem er sie noch am letzten Schultag lange beschäftigt hatte. Es lautete: „Perseverando arrivi“ — „Beharrlichkeit führt zum Ziel.“

Er hatte seine Schüler damals so verlassen, wie er zu ihnen gekommen war. Vielmehr: er hatte sogar noch seinen Mantel der Wirtin als Pfand lassen müssen. Er wanderte dann in die Schweiz, nach Frankreich und auch ein wenig

nach Deutschland, und konnte sich ein Bild von dem Leidensweg machen, den die italienischen Auswanderer durch die Lander Europas, Amerikas und Afrikas wandern.

Wahrend England, das doch recht eigentlich ein Auswandererland ist, nur eine Auslese von Eroberern, Besizende und Techniker, in die Welt Schickt; wahrend jeder englische Burger, wo er sich auch befinde, stets das Bewufttsein hat, daft das Vaterland eifersuchtig liber sein Wohlergehen wacht, gleicht Italien einem furchtbaren, aber engen Bienenkorb, der bestandig Schwarme von sich abstoften muft. Die Alpen, Apeninnen, die Gletscher, das ailes sind Teile seines Landes, die wohl anbetungswiirdig sind, aber sich nicht zur Broterzeugung eignen. Daft man die Auswanderer, diesen „ver sacrum“, ohne Fuhrung, ohne Schutz Heft, daft man dem Schwann der Arbeitsbienen keine Konigin gab, um die sie sich hatten neu scharen konnten — das ist die Schuld der damals leitenden Klassen, und Italien hat das am eigenen Leibe bitter buen müssen.

Wer waren diese damals fuhrenden Klassen? Im Norden das neue Burgertum der Industriellen, die Nachfolgerin der dxirftigen und stchwerfalligen Intellektuellen in der Provinz, flink, arbeitsam und skrupellos, fast wie jenes Burgerturn, das dem Risorgimento so bewundernswerte ideale Energien gegeben hatte; auf der anderen Seite stand das Burgertum der Advokaten und Landwirte, die im Siiden die Latifundien zu zertrummern versuchten; diese beiden Gegner kampften in Rom durch den Mund ihrer Fuhrer Cavallotti und Crispi gegeneinander und schlossen endlich, getrieben von ihren Begierden, mehr oder weniger einen gegenseitigen Kompromift, der mit einem Ausbeutungssystem endete, welches doppelt schwer. auf der Nation lastete.

Trenta giorni di macchine a vapore,
E neir Anierica ci siamo arrivati.
Non abbiam tr.ovato ne paglia ne fieno,

DIE AUSWANDERER

Abbiám dormito sul nudo terre no
Come le bestie che va a riposa.
E T America Ye longa Ye larga,
Circondata da fiumi e montagne.
Con T industria di noi ilaliani
Abbiám fondato paesi e citta.

DreiBig Tage auf Dampfschiffen,
Und dann sind wir in Amerika angekommen.
Wir fanden weder Stroh noch Heu,
Wir mußt ten auf bloftem Boden schlafen.
Amerika ist lang und weit,
Von Flussen und Gebirgen umgeben.
Die Arbeit von uns Italienern
Legte den Grund zu Dorfern und Stadten.

Dieses Lied, herzerreiftend wie eine Klage und sanft wie ein Wiegenlied, erklingt noch heute in unserem Lande, wenn die Mädchen abends beim Dammerschein von der Arbeit heimkehren. In ihm liegt unbewußt der Stolz eines aufbauenden Volkes, das unstillbare Heimweh im Lande der Verbannung. Es ist traurig für uns, daß die leitenden Stellen im damaligen Rom für ihre in alien vier Winden umherirrenden Landsleute nichts anderes übrig hatten als den trockenen Ordnungsbefehl, die „Roten“ zu meiden. Auf diese Feigheit von „oben“ antworteten die von „unten“ mit wildem Sarkasmus; weil ihnen von ihren Konsuln, die doch offiziell das Vaterland für sie vertraten, keinerlei Stützung und Verteidigung zuteil wurde, verlieften sie sich auf ihr Messer, das der Auswanderer sarkastisch „il console“, seinen Konsul, nennt, und dessen Anwendung all die düsteren Legenden über den Italiener im Auslande zeugte.

XI

TAGE DES HUNGERS

Die Wahlurnen von Predappio und die 45 Lire der Mutter. — Als Steintrager auf dem Neubau. — „Gebt mir Brot“.

Während der Lehrer Mussolini in Glial tieri das Schuljahr schloß — „Beharrlichkeit führt zum Ziel“ —, wurde in Dovia sein Vater Alessandro Mussolini ins Gefängnis gebracht. Man hatte ihn angeklagt, sich am unbefugten Öffnen einer Wahlurne beteiligt zu haben. Er wurde zwar in der Folge feierlich freigesprochen, aber in dieser zweiten Haft — er war nicht mehr so Jung wie einst — verdaß er sich sein Gemüt; auch bekam er eine Zahnkrankheit, die aber, wie er meinte, auch davon hernähren konnte, daß er öfters im Freien im Mondschein geschlafen habe, dessen Strahlen die Knochen zerstören.

Während er im Gefängnis saß, blieb Frau Rosa ganz allein mit ihren beiden kleinen Kindern und gramte sich gleichermaßen um ihren kranken eingekerkerten Mann und um den Lieblingssohn Benito, der in der Welt umherirrte.

Die Mutter hatte es dem Sohn ermöglicht, einen anderen Himmelsstrich kennenzulernen und den Geschmack fremden Wassers und fremden Brotes zu kosten. Mussolini berichtet darüber:

„Die Sommerferien näherten sich; da faßte ich den Entschluß, nach der Schweiz auszuwandern, um mein Glück zu versuchen. Ich bat meine Mutter telegraphisch um das nötige Reisegeld, und sie schickte mir sofort telegraphisch 45 Lire. — Am Abend des neunten Juli kam ich in Chiasso an. In Erwartung des Zuges, der mich weiter, in das Innere der Schweiz, bringen sollte, nahm ich mir die Zeitung

ABSCHIED VON ITALIEN

„Secolo' vor und war nicht wenig erstaunt und betrübt, als ich darin die Nachricht von der Verhaftung meines Vaters fand. In Predappio und in Orte hatten die Wähler der sozialistischen Partei und der Volkspartei die Wahlurnen zertrümmert, um den Sieg der Klerikalen zu verhindern; die Gerichtsbehörde hatte verschiedene Leute verhaftet, darunter auch meinen Vater. Diese Nachricht stellte mich vor eine Alternative: zurückkehren oder weiterfahren? Ich entschied mich, die Reise fortzusetzen, und stieg am 10. Juli auf dem Bahnhof von Yverdon aus, mit zwei Lire und zehn Centesimi in der Tasche."

Hier hören die erst viele Jahre später aufgezeichneten Erinnerungen auf. Aber glücklicherweise kommt uns nun ein bisher unveröffentlichter wertvoller Brief zu Hilfe, den Mussolini aus dem Wirbel der Ereignisse und der tiefen neuen Eindrücke geschrieben hatte. Er lautet:

Lausanne, 3. 9. 1902.

Mein Freund!

„Was ich Dir hier schreibe, sind Erinnerungen. Traurige Erinnerungen einer verzweifelten Jugend, die alles dahinschwinden sieht, sogar das Ideal.

„Was Dir die nachfolgenden Seiten erzählen, sollst Du niemand weiter sagen. Nur eine Frau kennt mein Leiden, und Du, wenn Du dieses gelesen haben wirst. Aber ich werde Dich verfluchen, wenn Du darüber schwatzen solltest. Es braucht Dir auch nicht unerklärlich zu erscheinen, daß ich das alles geheim gehalten haben will.

„Ich beginne also: Ich verließ Gualtieri am Morgen des neunten Juli, nachdem ich nur von einer Frau Abschied genommen hatte. Es war an einem Mittwoch. Auf der Fahrt von Parma nach Mailand und von Mailand nach Ghiasso ließ mich die unerträgliche Hitze vor Durst fast verschmachten. Ghiasso, wo ich zum erstenmal den Boden einer Republik betrat, beherbergte mich bis 10¼ Uhr

„abends. Im ‚Secolo‘ blatternd, las ich zu meiner Über-
 „raschung von der Verhaftung meines Vaters, der in Wahl-
 „unordnungen verwickelt worden war. Diese Nachricht be-
 „unruhigte mich, denn wenn ich sie schon in Gualtieri er-
 „fahren hatte, so wäre ich nicht nach der Schweiz, sondern
 „nach der Romagna gefahren. Nachdem ich in einem ge-
 „wissen Tangherone Pontremoli einen Reisegefährten ge-
 „funden hatte, wechselte ich mein italienisches Geld um
 „und bestieg den Zug, mit dem wir nach zwolfstündiger
 „Bahnfahrt in Luzern eintreffen sollten. Der Wagen war
 „voll von Italienern. Ich stand fast während der ganzen
 „Fahrt am Fenster. Die Nacht war herrlich. Hinter den
 „himmelhohen Schneebergen stieg, vom silbernen Lachen
 „der Sterne begleitet, der Mond auf. Der Lugano-See lag
 „magisch schimmernd, wie eine glatte Metallfläche, da, von
 „unbekannten feenhaften Lichtstrahlen getroffen. Der
 „Gotthard erschien meinem Blick als ein nachdenklicher, in
 „sich gesammelter Riese, der die eilende Schlange, die mich
 „in ihrem Bauch in schwindelndem Lauf unter neue Men-
 „schen entführte, auf ihrem blinden Weg segnete. Alle
 „Leute im Wagen schliefen. Ich war allein mit meinen Ge-
 „danken. — An was dachte ich in jener Nacht, die mein
 „Leben in zwei Abschnitte trennte? Ich weiß es nicht mehr.
 „Erst gegen Morgen, als wir die deutsche Schweiz durch-
 „fuhren und uns dabei ein Novemberregen empfing, kühl
 „wie der Abschiedsgruß eines Unglücklichen, erst da kamen
 „mir wieder die grünen, von feuriger Sonne geküßten
 „Fluren Italiens in den Sinn, und ich fühlte einen Stich
 „im Herzen. Lag das an meiner körperlichen Ermüdung?
 „Oder war das die erste Regung des Heimwehs? Vielleicht.
 „— In Luzern wechselte ich den Zug und nahm, durch
 „meinen Reisegefährten geführt, der mir eine Anstellung
 „bei einem seiner Verwandten, einem Stoffhändler, in Aus-
 „sicht stellte, eine Fahrkarte nach Yverdon. Ich kam nach
 „sechsendreißigstündiger Bahnfahrt am Donnerstag, den

„i o . Oktober, um 11 Uhr, dort an. Betaubt und ermiidet
 „begab ich mich in eine armselige Wirtschaft, wo ich Ge-
 „legenheit hatte, zum erstenmal französisch zu sprechen.
 „Ich aß etwas. Dann gingen wir zu dem erwähnten italie-
 „nischen Kaufmann. Er machte nur allerhand Flausen.
 „Immerhin lud er mich doch zum Essen ein. Ich nahm an.
 „Wieder erschöpfte er sich in nichtssagenden Redensarten.
 „Zum Schluß gab er mir einen Scudo (5 Lire). Um ihn
 „nicht im Glauben zu lassen, daß er mir ein Almosen er-
 „wiesen habe, gab ich ihm ein prachtvolles Messer arabischer
 „Art als Pfand; ich hatte es seinerzeit in Parma zusammen
 „mit unserem rothaarigen Romani gekauft."

„Am Freitag verbrachte ich eine Stunde vor dem Stand-
 „bild Pestalozzis, der hier in Yverdon geboren war, und die
 „übrigen 23 Stunden lag ich im Bett. Am Sonnabend ging
 „ich mit einem arbeitslosen Maler nach Orbe, einer Stadt
 „in der Nahe, um mich dort als Handlanger und Maurer-
 „gehilfe zu verdingen. Ich fand Arbeit und fing am
 „Montagsmorgen, den 14. Oktober, gleich an. Arbeitszeit:
 „11 Stunden täglich; Lohn: 32 Centesimi die Stunde. Am
 „ersten Tage stieg ich 121 mal mit einer steinbeladenen Trage
 „zum zweiten Stock eines Neubaus hinauf. Am Abend
 „waren die Muskeln meiner Arme angeschwollen. Ich aß
 „einige in Asche gebratene Kartoffeln und warf mich dann
 „angekleidet auf mein Lager, einen Strohhaufen. Am
 „Dienstag erwachte ich um fünf Uhr und eilte wieder an die
 „Arbeit. In mir kochte die Wut des Machtlosen. Der Arbeits-
 „herr brachte mich fast zur Tollwut; am dritten Tage sagte
 „er zu mir: ‚Ihr seid zu gut gekleidet!' Diese Worte sollten
 „eine Anspielung sein. Ich hatte große Lust zu rebellieren
 „und diesem Emporkömmling den Schadel zu spalten, die-
 „sem Kerl, der mich der Tragheit beschuldigte, während sich
 „meine Knochen unter der Steinlast bogen. ‚Du Feigling,
 „du Schuft' — solche Worte hatte ich ihm gerne in die
 „Schnauze geschleudert. Aber was wäre dann? Das Recht

TAGE DES HUNGERS

„ist ja doch immer auf der Seite derer, die einen bezahlen.
„So kam der Sonnabendabend. Ich sagte dem Arbeitgeber,
„daß ich die Absicht habe abzureisen, und deshalb meinen
„Lohn wolle. Er ging in sein Arbeitszimmer. Ich blieb auf
„dem Treppenabsatz wartend stehen. Nach kurzer Zeit kam
„er wieder heraus, warf mir mit kaum unierdruckter Wut
„20 Lire und einige Centesimi in die Hand und schrie: ‚Da
„habt ihr euern Lohn; das Geld habt ihr mir gestohlen.'
„Ich war wie versteinert. Was sollte ich ihm antun? Ihn
„töten? Was hätte ich ihm damit schon angetan? Nichts.
„Warum auch? Ich hatte Hunger und auch keine Schuhe
„mehr. Die Arbeit im Bauschutt hatte mir nicht nur Hände
„und Sohlen verletzt, sondern auch ein Paar fast neuer
„Stiefel zu Fetzen gemacht. Fast barfuß lief ich zu einem
„Italiener und kaufte mir ein Paar Bergstiefel. Dann
„schnürte ich mein Bündel, und am nächsten Morgen, Sonn-
„tag, den 20. Juli, nahm ich in Chavornay den Zug nach
„Lausanne. — Lausanne ist keine schöne Stadt, aber sehr
„sympathisch. Sie erstreckt sich vom Gipfel des Berges bis
„zu den Ufern des Genfer Sees, wo sich der bezaubernd
„schöne Vorort Ouchy befindet. Die Stadt ist voll von
„Italienern (zirka 6000), die nicht gern gesehen sind; das
„Vollzugskomitee der sozialistischen Partei hat dort seinen
„Sitz, auch erscheint dort die Wochenschrift ‚Avvenire del
„Lavoratore' (‚Die Zukunft des Arbeiters'), die ich jetzt
„gemeinsam mit dem Advokaten Barboni redigiere. — Aber
„bleiben wir bei der Reihenfolge. In Lausanne konnte ich
„in der ersten Woche ganz bescheiden von dem Gelde leben,
„das ich in Orbe verdient hatte. Dann aber stand ich vor
„dem Nichts. Die einzige Münze, die ich am Montag in der
„Tasche hatte, war eine Nickeldenkmünze von Karl Marx.
„Am Morgen hatte ich nur ein Stück Brot gegessen, und
„ich wußte nicht, wo ich am Abend schlafen würde. Ver-
„zweifelt schweiften meine Gedanken in die Ferne, um
„Hilfe, während ich auf dem Sockel des Denkmals von

TAGE DES HUNGERS

, Wilhelm Tell im Park von Montbenon saß. Ich konnte nicht mehr gehen, meine Magenkrämpfe ließen es nicht zu. Mein Blick muß wohl in jenem furchterlichen Moment etwas Erschreckendes gehabt haben, denn die Besucher des Denkmals betrachteten mich mit mißtrauischen und beunruhigten Mienen. Oh, wenn doch in diesem Augenblick De Dominicis gekommen wäre, um mir seine Moral zu predigen, mit welchem Vergnügen halte ich ihn erwiirgt! — Um 5 Uhr verließ ich Montbenon und begab mich in die Richtung nach Ouchy. Während ich den Quai (eine prachtvolle Straße am Ufer des Sees) entlang bummelte, zog der Abend herauf. Das letzte Licht der Dämmerung, die verlorenen Klänge der alten Glocken, die nun herüberschwebten, lenkten meine Gedanken ein wenig ab. Eine unendliche Melancholie umfing mich, und angesichts des Genfer Sees erhob sich in mir die Frage, ob es denn der Mühe wert sei, noch einen Tag länger zu leben ... So ging ich meinen Gedanken nach, bis eine süße Harmonie, sie klang wie das Lied einer Mutter an der Wiege ihres Kindes, mich ablenkte. Ich wandte mich um: auf der Terrasse des großartigen Hotels 'Beau Rivage' spielte ein Orchester von vierzig Künstlern. Ich lehnte mich an das Gartentor, schaute durch das Tannendunkel und lauschte. Die Musik tröstete mir das Gehirn und den Bauch. Aber die Pausen, wenn sie nicht spielte, waren entsetzlich; dann peinigten die Krämpfe meine Eingeweide wie mit glühenden Nadeln. — unterdessen lustwandelte eine frohliche Menge auf den Parkwegen, man hörte das Rauschen der Seide und das Gemurmel von Sprachen, die ich nicht verstand. Ein altes, verschrumpeltes Ehepaar ging an mir vorbei. Es schienen Engländer zu sein. Ich wollte sie um 'argent pour me coucher ce soir' bitten, um Geld für ein Nachtlager. Aber die Worte erstarrten mir auf den Lippen. Die untersetzte, wie gerupft aussehende Frau strotzte von Gold und Edelsteinen. Ich hatte keinen Soldo, kein Bett, kein Brot. Ich

TAGE DES HUNGERS

„floh fluchend von dannen. Oh heilige Idee der Anarchie
„des Gedankens und der Tat! — Hat der am Boden Liegende
„nicht das Recht, seinen Bedrucker zu beißen?“

„Von zehn bis elf Uhr abends lag ich unter einer alten
„großen Barke. Ein kalter Wind wehte. Er kam aus Sa-
Avoyen. Ich ging dann in die Stadt zurück und verbrachte
„die Nacht unter dem ‚Grand Pont‘, der Brücke, die zwei
„Hügel verbindet. Am anderen Morgen betrachtete ich mich
„mit Neugierde im spiegelnden Fenster eines Ladens: ich
„erkannte mich nicht wieder. Daun begegnete ich einem
„Romagnolen und erzählte ihm kurz meine Erlebnisse. Er
„lachte dazu. Ich verwiinschte ihn. Er griff in die Tasche
„und gab mir 10 Soldi (50 Centesimi). Ich dankte ihm,
„stürzte in einen Backerladen und kaufte Brot. Daun lenkte
„ich meinen Weg zum Walde. Ich hatte das Gefühl, einen
„Schatz zu tragen. Nachdem ich mich weit genug vom Stadt-
„innern entfernt hatte, bißt ich mit der ungestümen Gier
„eines Zerberus in das Brot. Ich hatte seit 26 Stunden nichts
„gegessen.“

„Nun fühlte ich wieder ein wenig Leben durch meine
„Adern rinnen. Mit dem Verschwinden des Hungers kehrte
„auch der Mut zurück. Ich beschloß zu kämpfen und begab
„mich auf den Weg nach der Villa Amina in der Avenue
„du Leman. Dort wohnte ein Lehrer des Italienischen, ein
„gewisser Zini. Bevor ich den Garten des hübschen Haus-
„chens betrat, putzte ich meine Schuhe, richtete meine Kra-
„watte und rickte meinen Hut zurecht. Dann ging ich hinein.
„Zini hatte einen mit wirren grauen Haaren bedeckten Kopf
„und eine ungewöhnliche Nase. Kaum hatte ich ihn italia-
„nisch begrüßt, da wettete er gegen mich los: ‚Taglich diese
„Belastigungen, taglich, heiliger Christ noch einmal, was
„wollt Ihr denn? Ich will nichts für Euch, ich will nichts.
„Wendet Euch an Borgatta, rue Solitude. Vielleicht geht
„es da, nun, vielleicht geht es.“

„Geh zur Holle mitsamt deinem Erzeuger, du schabiger

TAGE DES HUNGERS

„Kerl!* mit diesem Abschiedsgruß lieb ich ihn stehen und

"ging."

„Ailes weitere im nächsten Brief."

„Es mag Dir ailes wie ein Roman klingen, und doch ist
„es Wirklichkeit."

„Deine Karte habe ich erhalten. Schick mir die Ode und
Nachrichten von den Freunden."

Dein Freund

„Benito Mussolini."

Wenn Mussolini von anderen spricht oder Naturerscheinungen schildert, steigert sich die Glut seiner Empfindung oft bis zur Emphase. Aber nie sucht er die Schuld auf andere abzuschieben, wie es z. B. Maxim Gorki, der „iiberaus Bittere", in seinen autobiographischen Erzählungen tut. Der junge Italiener hatte eben schon damals das unklare Gefühl (heute ist er sich darüber ganz klar), daß solche Prüfungen nötig waren, um aus ihm etwas Brauchbares zu machen. Das Ertragsvermögen eines Menschen ist der Maßstab seines Wertes, und solche Lasten erhöhen die Kraft des Starken, wenn das Wort wahr ist, daß die Belohnung für eine überwundene Aufgabe darin besteht, die Fähigkeit zur Überwindung einer noch schwereren zu erhalten.

Ohne einen Soldo in der Tasche floh er eines Abends bei Anbruch der Dunkelheit vor den Gefahren, Tribseligkeiten und Versuchungen dieser Wohnstätten, floh durch die Vorstädte von Lausanne und durch die schmucke Landschaft. Mit dem wie künstlich erscheinenden Gras und den Chalets, die wie Attrappen von Tintenfassern aussahen, glich das ailes einem Schachbrett aus der Arche Noah. Vor einem dieser spielzeugartigen Chalets saß eine kleine Familie beim Mittagessen. Man kann sie mit drei Pinselstrichen schildern: der Vater in Hemdarmeln, die Kinder wie Orgelpfeifen um den Tisch geordnet, während die Mutter im Lichtschein einer auf dem Tisch stehenden Lampe die Suppe mit jener er-

„GEBT MIR BROT“

haben. Feierlichkeit aufschöpfte, die sich immer einzustellen pflegt, sobald die Suppe auf den Tisch kommt. Schweigsam, mit großen Augen naherte sich ihnen der hohlwangige Wandersmann: „Habt ihr Brot? Gebt mir davon!“

Er gehörte zu jenen Menschen, die wohl schenken und befehlen können, aber nicht bitten. Und er hatte nicht übel Lust, den Leuten das Brot ins Gesicht zu werfen, als sie es ihm finster und eingeschuchtert reichten, ohne einen guten Blick und ohne ein Lächeln des Mitgefühls für ihn zu haben.

Aber der Magen ist ein böser knurrender Hund.

EINE LEKTION IN ELF RAPITELN

Die Brücke von Lausanne im Jahre 1902 und zwanzig Jahre später. — Die krankhafte Furcht vor dem Eingeschlossensein. — Das Idol des Volkes. Dank und Undank.

Mussolini ist, kرافي gesagt, ein aristokratischer Plebejer. Als Soldat leerte er seinen Efinapf, ohne eine Miene zu verziehen, selbst wenn er kurz zuvor daraus ein unschuldig mitgekochtes Mauschen am langen Schwanz herausgezogen hatte; aber in einem eleganten Restaurant rumpft er die Nase, wenn das Glas, aus dem er trinken will, nicht ganz tadellos sauber poliert ist. Der geringe Lohn, den er als „Magutt“, als Steintrager, erhielt, gab ihm keine Möglichkeit, sich ein wirklich anständiges Nachtlager zu beschaffen. Er zog es deshalb vor, die Nacht elend in einem Stall zu verbringen. Das war ihm immer noch lieber, als billige, schmutzige Räume mit widerlichen Menschen zu teilen.

In Lausanne gibt es eine Brücke, die historische Bedeutung in Mussolinis Leben hat. Auf dem trockenen Kiesgrund unter dieser Brücke hatte er manchmal nachts Zuflucht und Schlaf gesucht. In einer Regennacht benutzte er einmal eine liegengebliebene leere Holzkiste aus einer nahen Druckerei, um sich hineinzukauern und so ein wenig geschützt zu sein. Beim Erwachen wurde ihm das Erlebnis der ersten Verhaftung zuteil; man nahm ihn wegen Landstreicherei in Gewahrsam. Nach vierundzwanzigstündiger Haft wurde er wieder freigelassen. Damit begann das erste Kapitel einer Lektion, die elf solcher Kapitel hatte, 1902 in Lausanne begann, 1909 in Mailand endete, und durch die

DIE BRÜCKE VON LAUSANNE

Gefangnisse der Schweiz, Deutschlands, Frankreichs, Österreichs und Italiens führte.

Genau 20 Jahre später, 1922, begab sich das Haupt der Regierung Italiens nach der Schweiz. In Genf lud er die ihn dort erwartenden Vertreter Englands und Frankreichs, Lord Curzon und Poincaré, zufällig gerade nach Lausanne ein, um mit ihnen dort umfassend über das Schicksal Europas zu konferieren.

(Es war erst kurze Zeit — zwei bis drei Monate — her, daß die Schweizer Republik die seinerzeit gegen Mussolini als einen gefährlichen Revolutionär verhängte Landesverweisung aufgehoben hatte!)

Ein höherer schweizerischer Beamter erschien im Hotel, um von Mussolini Anordnung über den Sicherheitsdienst entgegenzunehmen. Bei der Gelegenheit fragte er, ob der Herr Ministerpräsident zufriedengestellt sei.

„Ich bin durchaus befriedigt, Herr Kommissar!“ sagte Mussolini. Und dann zeigte er lachend auf eine Brücke, die man vom Fenster des prächtigen Hotels aus sah. „Erinnern Sie sich, Herr Kommissar? Das dort ist der Ort, wo mich ihre Polizei vor zwanzig Jahren verhaftete.“

Der Kommissar verbeugte sich mit philosophischer Ruhe: „C'est la vie, Monsieur le Président“ — So ist das Leben, Herr Präsident.

Diesem Leben hatte Mussolini manche Lehre zu verdanken, vor allem lehrte es ihn, sein Vaterland Italien zu lieben. So zu lieben, wie man es nur von „draußen“ lieben kann: mit dem leidenschaftlichen, sehnsüchtigen Heimweh nach der fernen Mutter und mit der innigen Leidenschaft für die Bräuer des eigenen Blutes, die man des edlen Namens wert wissen mochte.

DAS IDOL DES VOLKES

Er lernte von diesem Leben, mit wie wenig sich der Mensch begnügen kann, wie wenig Hab und Gut er nötig hat; er erkannte die Last des Überflüssigen und die reizvolle Glückseligkeit der Freiheit, hinzugehen wohin man will. Das ist der gleiche Zauber, der mit seinem Reiz gerade die reinsten und stärksten Naturen zur Ausübung aller gefährlichen Sportarten lockt, der sie auf die Berge treibt, und manchmal sogar in jenen, die ernsthaft daran teilgenommen haben, Heimweh nach dem Kriege wach werden läßt.

Heute, wo der Maurer von damals, der Fremde um Brot bitten mußte, Ministerpräsident ist, haufen sich in seinem Hause die kostbarsten Geschenke. Im „Museum der Geschmacklosigkeiten“, der Schreckenskammer, wie ein Saal des Palazzo Chigi genannt wird, werden die geschmacklosesten der Geschenke aufbewahrt, und gerade diese sind an und für sich die wertvollsten. Und doch ist dort nur ein Teil von dem enthalten, was ihm seine Freunde und Anbeter, Geringe und Reiche, als Geschenk gesandt haben. Aber was liegt ihm daran. An sich haben diese Dinge für ihn keinen Wert. Sie sind ihm nur kostbar als Zeichen der Verehrung und Liebe.

Ein kleiner Zollbeamter aus Apulien schenkte ihm ein Gemälde, „noch triefend von reinem Lampenöl,“ wie der Beschenkte behauptete; die kleine Maniküre schickte ihm als eine ihrer Spezialitäten Rasierseife; der Schuster aus der Provinz ein Paar dreifarbigere Schuhe; ein Arbeiter hatte auf die Schale eines ausgeblasenen Eies alle bedeutenden Baudenkmäler Italiens, von S. Pietro bis S. Marco, gezeichnet; und zwischendurch kommen Bilder aller Arten an, Gemälde ohne Ende. Duftende Zigaretten treffen ein — dabei ist Mussolini Nichtraucher —; Süßigkeiten und berühmte Liköre werden gesandt — aber er trinkt wenig und trinkt überhaupt nicht —; Wein, Obst, Fisch, Wildbret — alle diese kostlichen Sachen werden nach dem Blindenhospiz und nach dem Asyl der Kriegswaisen weitergeleitet.

Ihm selbst sind diese Dinge gleichgiiltig, ob es sich nun urn eine Porzellangruppe aus Kopenhagen oder um einen kostbaren Teppich aus Afghanistan handelt. Fur die Schonheit der Dinge, soweit sie in dem Stofflichen eines Gegenstandes besteht, ist er unempfindlich. „Schon, schon, sehr schon!“ das ist alles.

Ein Stierkampferrnntel, feuerrot, gesteiit von feinsten Goldstickerei, wird zu dem Damaszenerschwert aus Persien geworfen und liegt dort neben dem reichverzierten Krummschwert des letzten Sultans von Albanien. Sportliche und kriegerische Dinge. Solche betrachtet er manchmal mit etwas grofSerer Teilnahme. Der eigentliche Wert der Dinge, ihr Wert als Eigentum, ist ohne Bedeutung fur diesen Asketen des Ehrgeizes, eines Ehrgeizes, der ihn innerlich verbrennt; sein Begehren gilt nicht dem Reichtum, sondern nur der Macht. — Auf einer Eisenbahnfahrt entdeckte sein Sekretar eines Tages zufallig eine kostbare Saphirnadel, die achtlos im Futter der Reisetasche steckte. Erschrocken sagte er zu Mussolini: „President, wenn Sie sie verloren hatten — sie ist sehr wertvoll!“

„So, wirklich?“ antwortete Mussolini. „Ich hab' sie noch garnicht angeschaut; sie wurde mir geschenkt, ich weiB nicht einmal mehr von wem.“

Wir sprachen vorhin davon, wieviel der unruhige Jungling in seinen elf Gefangnissen zu lernen Gelegenheit hatte. Aber er lernte dort noch mehr, nicht nur fremde Sprachen, deutsche Literatur und arabische Geometrie, er lernte auch Weisheit, und die physische und moralische Geduld, das lange, wenn auch nicht fruchtlose, so doch entnervende Warten zu ertragen, und er lernte dort vielleicht auch die Kunst der Konzentration und der schweigenden Sammlung. Das alles sind kostbare Errungenschaften, wenn sie auch mit einem hohen Preis bezahlt wurden.

FURCHT VOR DEM EINGESCHLOSSENSEIN

Nie vergesse ich jenen dammerigen Friihlingsabend, als drei oder vier von uns Redakteuren des „Popolo d'Italia“ beim Heimwege aus der Redaktion mit dem Chefredakteur Mussolini durch die Gartenanlagen von Mailand gingen. Am Gittertor stand ein Wachter und klirrte mit den Schliisseln: „Es wird geschlossen, meine Herrschaften, es wird geschlossen!“ Bei diesen Worten schnellte Mussolini plotzlich auf und erbleichte; eilig suchte er dann den noch offenen Ausgang zu erreichen. Als einer von uns ihn lachend davon abhalten wollte, wandte er sich erziirnt um, und aus seinem Blick spriihlte die Angst eines in die Falle geratenen Tieres:

„Nein, nein, ich kann nicht — ich kann das Gefiihl, ein-
„geschlossen zu werden, nicht ertragen. Diese Gitter, diese
„eisernen Tiiren — ihr wißt nicht, was das ist, was das heißt:
„„Gefangnis“! Ich erstickte bei dem Gedanken daran. Elf mal
„im Gefangnis — da bleibt einem ein Leiden zuriick, das
„sich nicht mehr fortbringen laßt.“

Dieser Haß gegen das Eingeschlossensein war auch der Grund seiner Disziplinverfehlungen im Kriege, weil er sich gegen den Befehl seiner Vorgesetzten bei Beschießungen im Freien aufhielt, um nicht im Schutzengraben und in den Unterschlupfen zu bleiben. Aus dem gleichen Grunde war es ihm auch unmöglich, auf Capri die „Blaue Grotte“ zu besuchen, sehr zum Arger der Barkenfuhrer. Wenn der Eisenbahnzug oder das Auto durch einen Tunnel fuhr, so verfiir.stierte sich sein Gesicht.

„Aus diesem Grunde lehne ich auch die Freimaurerei ab.
„Ich kann all das nicht leiden, was verschlossen und unter-
„irdisch ist, alles was sich in Hohlen abspielt, statt im
„Licht der Sonne,““ bekennt er selbst.

Man muß dem „Magutt“, dem Steintrager von Lausanne, das Recht zubilligen, auch gegen andere hart, scharf und anspruchsvoll zu sein, denn er hat alles am eigenen Leibe

MENSCHENVERACHTUNG

erfahren; er kennt Elend, Hunger und Leiden, er weiß, daß sie nicht unbesiegbare Kräfte sind, daß man ihnen Widerstand leisten kann. Aber er weiß auch, daß dieser Widerstand eine harte Arbeit ist, und deshalb stellt er die strengsten Ansprüche nur an jene wenigen, für die er Achtung hat, die er für das halt, was er selbst ist: unangreifbar, den Verführungen des Reichtumes gegenüber, wie den Lockungen des Genusses. Seine Ansprüche sind dann das Zeichen einer seltenen Gunstbezeugung.

Für die anderen, für alle anderen, und, ach, auch für die Menschheit im allgemeinen, hat er nur eine milde, aber gründliche Verachtung übrig.

XIII

WEITERE LERTIONEN

Eine doppelte Mcnshwerdung als Maurer und Student. — Vilfredo Pareto und „l'homme qui cherohe". — „Hcute ist heute".

So manches, was ein Landstreicher in seinem „Beruf" wissen mußt, hatte Mussolini nun schon gelernt, denn auch da mußt man eine „Lehrzeit" durchmachen. Er hatte aus eigener Erfahrung gelernt, daß funfzehn Gentesimi, deren Besitz man nachweisen kann, einem das Recht auf einen vierundzwanzigstiindigen ungestorten Aufenthalt auf dem Boden der schweizerischen Republik verleihen. Am nachsten Tage mußte man sich dann allerdings freiwillig zur Kontrolle melden. Aber mit einem Frank en in der Tasche war das Aufenthaltsrecht unbegrenzt. Dieser Franken also war für ihn das Schibboleth der Freiheit und ihm deshalb wertvoller als Brot.

Er begann ubrigens Karriere zu machen. Er war nun nicht mehr „Magutt", sondern schon Maurerlehrling geworden; später wurde er sogar richtiger Facharbeiter und Spezialist im Ausmauern der Fenster; das erforderte nämlich große Geschicklichkeit: die Ziegelsteine mußten mit peinlicher Genauigkeit vermauert werden, ganz besonders an den Bogen der Fenster, und auch der Verputz mußte kunstvoll gemischt sein. Zu seiner Lieblingsarbeit aber gehörte es, beim fertigen Neubau auf dem höchsten Punkte des Daches die Fahne aufzupflanzen.

Wie oft fanden wir ihn später — damals, als der „Popolo d'Italia" schon im neuen Hause in der Via Lovanio war —, am Fenster seines Redaktionszimmers stehen und hinaussehen; er hatte seinen halbfertigen Leitartikel im Stich

DER MAURER MUSSOLINI

gelassen, um den Maurern zuzuschauen, die am Gerüst des gegenüberliegenden Neubaus, der sichtlich wuchs, arbeiteten:

„Ja, das sind noch Maurer, diese dort, die können noch bauen. Seht ihr jenen Arbeiter im Blusenhemd? Ich beneide sie alle. Das sind doch wirkliche Dinge, mit denen sie zu tun haben, das ist wirklicher Stein, alles ist wirklich: die Ziegel, die Mauer, der Kalk, das Haus. Das, was ich hier, schwarz auf weiß, tue, ist doch nur Papierarbeit. Wenn ich damit fertig bin, kann ich von neuem anfangen. Die da haben es besser. Vor zwei Monaten war dort noch ein leerer Platz, jetzt ist der Bau schon gewachsen, er steht, und man beginnt schon das Dach zu setzen. Aeh, wäre ich noch jetzt unter jenen Maurern, dann hätte ich die Befriedigung, die ein vollendetes, ernsthaft beendetes Werk

Der Winter in der Schweiz ist lang, und bei Schneewetter kann der Maurer nicht arbeiten, aber essen muß er trotzdem, ja sogar mehr als im Sommer. Glücklicherweise fand der arbeitslose Maurer Mussolini ein Unterkommen als Laufbursche bei einem italienischen Weinhandler, der Rue du Pre. Der Lohn war gering, aber es gab zweimal täglich einen Teller Suppe und Brot, und er hatte wenigstens für die Nacht ein Dachstübchen, wo er, wenn auch in Kalte, doch allein schlafen konnte. „Wie er fröhlich ist“, sagte die Herrin des Hauses angewidert. „Er isst zuviel, dieser Bursche.“

Der Bursche war zwanzig Jahre alt und mußte zwölf Stunden täglich auf den Beinen sein. Für das widerliche beschämende Abzahlen der Bissen rachte er sich, indem er sich an unverfälschtem Wein schadlos hielt, wenn im Keller der Wein gepanscht wurde. Das gab ihm einen gewissen Trost.

Völlig unbeschuht, mit bloßem Kopf, nur mit einer Hose und einer alten Strickjacke bekleidet, so begann er schon am frühen Morgen seinen Dienst, indem er seinen mit

„Fiaschi" beladenen Handkarren durch die „Grande Rue" schob. Aus den hübschen Häusern, aus den kleinen Pensionen, wo die Fremden und die Studenten wohnten, kamen dann die Schweizer Hausfrauen, holten sich ihren Wein und zahlten ihn, nicht ohne das herkömmliche Trinkgeld von 50 Centesimi für den Laufburschen hinzuzufügen, der darüber gequält mit einer schönen Verbeugung und einem „Merci, Madame" quittierte. Und gar manche der Frauen mag ihm erstaunt nachgeblickt haben.

Das Herz der Mutter ahnte, was ihr Sohn zu erdulden hatte, jener Sohn, der niemals gezaudert hatte, von der Mutter ein paar armselige Soldi zu verlangen, wenn es sich um ein Vergnügen handelte, und dessen Stolz und Ehrgefühl jetzt, wo er hungerte, es nicht zuließ, die Mutter um Geld zu bitten. Und doch erriet das tiefe Ahnungsvermögen der Mutter alles. Als sie krank wurde, rief sie ihn zu sich. Sie wollte aus seinen furchtlosen Augen neue Kraft schöpfen, aus jenen Augen, die in der Ferne sich oft umschattet hatten, die aber auch manch neues Licht gesehen, und dem Schicksal ins Antlitz geblickt hatten. Als die Mutter wiederhergestellt war, kehrte der Sohn wieder nach der Schweiz zurück und führte sein schweizerisches Doppelleben fort.

*

Unter alien Lehrern hatte Vilfredo Pareto den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausgeübt. Besonderen Eindruck hatte ihm dessen „Theorie der Imponderabilien" gemacht, die der Schuler aus der Wirtschaftslehre in die Politik verpflanzte, und sogar in seine ganze Lebensauffassung aufnahm. Pareto lehrte ihn seine charakteristische Art, Probleme durch lebhaft tatkräftige Versuche zu erforschen, ohne dabei von irgendwelcher Theorie auszugehen, es sei denn, daß man manchmal ausnahmsweise eine Theorie als Hypothese zur vorläufigen Erklärung einer Reihe von Tatsachen zur Hilfe nahm. Der Führer des Faschismus

behauptet noch heute rühmend: „Der Faschismus ist kein Zeughaus theoretischer Doktrinen, denn jedes System ist eine Täuschung, und jede Theorie ein Gefängnis.“

„Io sono un camminante — Ich bin ein Wanderer,“ sagt er von sich. Und nicht ohne tieferen Grund pflegte er in den Jahren 1910 bis 1914 seine Artikel mit dem bezeichnenden Pseudonym: „l'homme qui cherche“ zu unterzeichnen. Dieses unermüdliche Suchen ist der ureigenste Stil Mussolinis, sowohl in seinem Leben, als auch in seiner Staatskunst.

Eines Tages, kurz vor den Wahlen von 1919, sagte er zu mir: „Ich habe beschlossen, mich diesmal nicht als Kandidat zur Abgeordnetenwahl aufstellen zu lassen. Sie müssen das begreifen.“ Und dann legte er mir die unabänderlichen Beweggründe dieses Entschlusses dar. Ich versuchte ihn davon abzubringen, aber ohne Ergebnis, und kehrte unzufrieden nach Hause zurück, während ich mich vergebens zu überzeugen suchte, daß unser Chefredakteur auch vielleicht diesmal wieder recht habe. Am nächsten Tage verkündete er mir in der Redaktion mit jenem entschiedenen Ton, der keinen Widerspruch duldet, daß er sich entschlossen habe, seinen Namen an die Spitze der Wahlliste von Mailand zu setzen. „Wie?“, rief ich erfreut und fassungslos. „Aber Sie haben doch gestern gesagt...!“

Er richtete sich feierlich auf: „Signora, gestern war gestern, heute — ist ein anderer Tag.“

XIV

IM UMRREISE DES SAMOWARS

Russen und Russinnen an der Univrsitat. — Madame Sousprefet und das Tarockspiel. — „Benituschika" oder die hollische Nacht.

Nicht nur die Lehren eines Professors nahm Mussolini damals in sich auf, sondern auch die ganze malerische kosmopolitische Welt der Universität, die Kommilitonen ebenso sehr wie die Professoren. Unter den Studiengenossen verkehrte er am liebsten mit den Russen, und vor allem mit den Russinnen. Dort herrschte eine zigeunerhafte und überspannte Atmosphäre, erfüllt von Genialität und Wunderlichkeit, erhabener Philosophie und hoher revolutionärer Rhetorik; ein brodelnder Kochtopf, voll von trübem Schaum und reicher Lebensnahrung, der immer wieder aufgewärmt wurde, und in dem sich beim Aufkochen wieder alles durcheinandermischte. „*Aller au fond des choses, aller au fond des choses,*" — den Dingen auf den Grund gehen —: das war der Kehrreim, der um den ewig brodelnden Samowar erklang, während man unzählige Tassen Tee leerte und zahllose Zigaretten rauchte. Fünf, zehn, zwanzig Personen, so saßen sie eingepfercht in kaum noch atembarer Luft im Kammerchen irgendeiner armen Studentin, einer richtigen russischen „Kursistka", deren heftige Resoluteit in einem Gegensatz zu dem flackernden Blick und der unsicheren Stimme stand; fünf, zehn, zwanzig Personen, verbissen sie sich tagelang in irgendeine Sache und brachten die Nachmittage bis tief in die Nacht mit endlosen Diskussionen zu, echte Nachkommen des ewigen Byzanz, des ewig sophistischen diskutierenden Orients.

Dieser wenig biirgerliche Verkehr war gerade nicht dazu angetan, Mussolini sowohl bei den ortlichen schweizerischen Behörden als auch beim italienischen Konsulat Liebkind zu machen. Zwanzig Jahre spater, als er bis zur Spitze der Regierung aufgestiegen war, bereitet es ihm nicht wenig Vergnugen, aus den Archiven der italienischen politischen Polizei die besonderen Befehle herauszufischen, die semen Personalpapieren beilagen und dahin lauteten, ihn ganz besonders zu überwachen, ihn diesseit und jenseit der Grenze scharf im Auge zu behalten und iiber jede Aufenthaltsveränderung, wie auch iiber alle von ihm gehaltenen Reden sofort Bericht zu erstatten. Diese Verdachtsmomente waren damals durch eine bedauernswerte rednerische Entgleisujig noch vermehrt worden, wodurch sich die Situation noch mehr zugespitzt hatte.

Es tut mir aufterordentlich leid, daft ich jetzt hier eine Legende zerstören muft. Einen schonen Mythos wegen ein paar bidder Tatsachen zu vernichten ist immer eine undankbare Sache. Aber ein wahrheitsliebender Geschichtsschreiber muft sich dieser grausamen Pflicht unterwerfen.

Es ist namlich nicht wahr, daft Mussolini als junger revolutionärer David bei seinem Debut als Redner in der Schweiz dem Goliath Jaures eine Niederlage bereitet habe. Yielmehr hatte er auf einer Versammlung ein anderes groftes Tier der damaligen Reformisten, den Belgier Vandervelde, angegriffen und war von diesem iibel zugerichtet worden. Emile Vandervelde, ein Kleinbiirger aus Flandern, gutmutig und geschmeidig, das „grofte schwarze Tier“ des internationalen Revolutionartums, war ein Mann, dessen eindringliche doktrinare Sanftmut um folgende zwei oder drei Angelpunkte kreiste: Kooperation mit ein wenig „corporativismo“, ein wenig Parlament, ein wenig Kultur und einen Spritzer antiklerikaler Republik, und dazu viele „Hauser des Volkes“,

ZERSTORUNG EINER LEGENDE

wie z.B. das „Vooruit“ in Gent, mit Stroben von Bier und Wiirstchen, mit Biichereien, mit Handwerksinnungen, Volkshochschulen und Wahlpropaganda (Millionen von Stimmen und Millionen an Geld): dann ware die Zukunft des Sozialismus leicht durch einen Antrag zur Geschäftsordnung zu sichern, für den man nur eine Mehrheit von einer Stimme brauchte. Kurzum, es war eine belgische Spielart jenes „Suppenudelsozialismus“, der schon dem Schulmeisterlein von Gualtieri so verhalSt gewesen war. — Vandervelde kam also nach Genf, um über Jesus Christus zu reden, ein Propagandathema aus dem Evangelium, das dem „Santone di Reggio Emilia“ — dem Ketzer von Reggio Emilia, Mussolini, besonders am Herzen lag, seit er einmal eine Broschüre „La predica di Natale“ — die Weihnachtspredigt, geschrieben hatte, die den Aufwiegler Jesus Christus und den Kommunismus der Apostel betraf. Gerade damals hatte Mussolini begonnen, die Gedankenwelt von Friedrich Nietzsche und George Sorel in sich aufzunehmen, die beide einen entscheidenden Einfluß auf seine geistige Entwicklung ausübten. Nebenbei hatte er noch alles mögliche gelernt: Deutsch, Spanisch, ein wenig Englisch, viel Französisch, Nationalökonomie und soziale Wissenschaften. Auch das Violinspiel, das ihm besonderes Vergnügen bereitetete. Aber vor allem vertiefte er sich damals mit verzweifelter Eifer in die edle Philosophie der Griechen; die deutsche Philosophie kam erst nachher an die Reihe. Dem französischen Vorläufer des heutigen Sozialismus, Babeuf, brachte er damals ein Weihrauchopfer mit vierzehn harten, armseligen, selbstgedichteten Strophen, die sozusagen eine Fortsetzung des „Qaira“ von Carducci waren. Sie behandelten die Revolte des vierten Standes gegen den dritten Stand und lauteten:

Termidore trionfa e maledetta
Cade la schiera dei ribelli. Guata
Torbido il prete, dal confin, l'accetta
Nelle arterie plebee, insanguinata.

VANDERVELDE UND MUSSOLINI

Sordo avanza il furor della vendetta
Negli esilii e nei rischi germinata.
Oh! passaro i bei di, come saetta,
Gli epiei giorni della „cannonata“.

Ma sorride Babeuf. Ne' morituri
Oechi gli passa il lampo dell' Idea,
La vision dei secoli venturi;

E il supremo pensier che lo sostenne
Quando, ormai vinto, vindice chiedea
La legione infernale delle Ardenne.

Thermidor triumphiert, und verflucht
Stürzt die Schar der Rebellen. Betriibt
Sieht, von der Grenze aus, der Priester
Das Beil vom Blute der Menge sich roten.

Dumpf nahert sich die wiitende Rache,
Die im Exil und in Gefahren aufkeimte.
Oh! die schonen Tage verflogen wie ein Pfeil.
Die epischen Tage der „Kanonaden“.

Aber es lachelt Babeuf. In den ersterbenden
Augen leuchtet das Blitzen der Idee auf,
Die Vision der kommenden Jahrhunderte;

Und der letzte Gedanke, der ihn noch stutzt,
Als er, nunmehr besiegt, um Rache anfleht
Die hollischen Legionen der Ardennen.

Doch kehren wir zuriick. Am Schluf der strahlenden Rede Vanderveldes meldete sich Mussolini zur Diskussion. Er erhielt, nicht ohne Kampf mit dem Komitee, das Wort, und brachte nun einen gründlichen Angriff gegen das Evangelium und den Galilaer vor, die — siehe Carducci und siehe Nietzsche — das herrliche Gebaude des Romerreiches zum Einsturz gebracht hatten, indem sie ihm die „Sklavenmorar*

(das Wort ist auch im Original deutsch geschrieben. D. Hrsgb.) einimpften und durch ihre „Ideologie der Verinnerlichung“ den Widerstand gegen die von außen anstürmenden Barbaren lahmten.

Die Griibler unter seinen Studiengenossen und die Russen — alle ein wenig Theosophen — waren schon längst über Schopenhauer, der Lehrer seines Meisters Nietzsche, zu Buddha emporgestiegen. Was gait da der Messias mit seinen paar Reden und Gleichnissen neben der Unmenge sorgfältig durchgearbeiteter Doktrinen, die Buddlia während der vierzig Jahre seiner Buftubungen und Missionstätigkeit in vierzig Banden niedergelegt hatte.

Gelassen, aber beißend, gab Vandervelde Mussolini recht: Gewiß habe Jesus nicht vierzig Jahre in beschaulicher asketischer Arbeit zugebracht; Aber der „cher camarade“, der werthe Genosse, vergesse ganz, daß Jesus in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre ein kleiner Betriebsunfall zugestoßen sei, der seine weitere revolutionäre Laufbahn nicht unwesentlich beeinträchtigt habe. — Auf diese glänzende Abfuhr hin brach die Menge in ein einstimmiges Gelächter aus; auch seine Begleiterin, die schöne Russin Helene M., konnte sich eines unfreiwilligen Lachelns nicht enthalten, und Mussolini wurde von all dem so verwirrt, daß er sich innerlich schwor, nie mehr mit den Evangelien oder der Bibel anzubinden; ja, er ist jetzt sogar so vorsichtig geworden, daß er sich hütet, sie zu zilieren.

Nachdem er kurze Zeit darauf als gefährlicher Aufwiegler aus dem Kanton Genf ausgewiesen worden war, flüchtete er über die französische Grenze nach Annemasse, um dort je nach der Notwendigkeit oder der Jahreszeit entweder Privatstunden zu geben oder Maurerarbeiten zu übernehmen. Die Kunst des Kartenlegens, die er in seiner Jugend bei der alten Giovanna gelernt hatte, verschaffte ihm hier die kostbare Sympathie und das Wohlwollen der Frau Unterpräfekt von Saint Julien. „Erschrecken Sie nicht, wenn

DIE KUNST DES KARTENLEGENS

Sie schnell irgendwohin berufen werden; eine Ihnen nahestehende Person ist erkrankt, aber sie wird bald wieder gesund werden": so hatte er eines Tages bedeutungsvoll aus alten Tarockkarten orakelt. Die Dame war kaum nach Hause zurückgekehrt, als sie auch schon zu ihrer sterbenden Mutter gerufen wurde, die aber nachher wirklich genes. Um sich erkenntlich zu zeigen, liefi die Frau Unterprafekt dem aus der Schweiz ausgewiesenen Propheten ihren Schutz angedeihen.

Helene M., eine russische Studentin, geschieden, lebte mit ihrer treuen Gesellschafterin, der Sirotinina, noch immer am Ufer des Genfer Sees. Wenn Mussolini sie besuchen wollte, so begab er sich zu Fufi dorthin, um einerseits der Zugkontrolle zu entgehen und auch der Polizei ein Schnippchen zu schlagen.

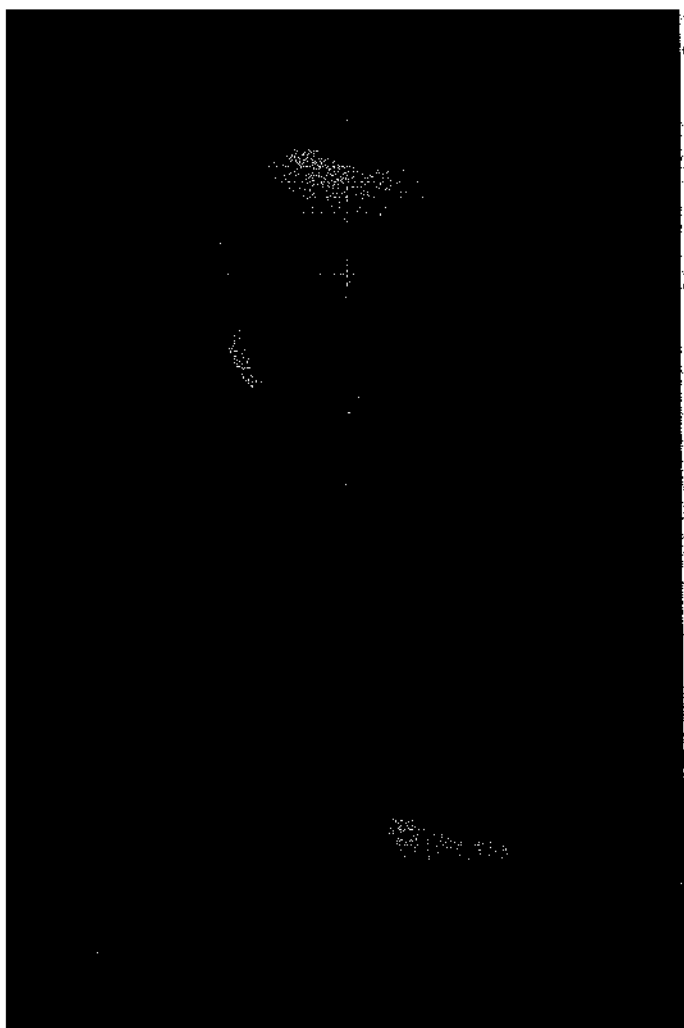
„Benituschka, Benituschka," begrüßten ihn jubelnd die beiden Frauen mit trillerndem, weichem, etwas heiserem slawischen Tonfall; und dann teilten sie mit ihm das sonderbar charakteristische Mahl alleinstehender Frauen: Armut und Überfluß zugleich, ohne Brot, aber mit Biskuit, Schinken und Tee.

„Bleibt doch heute abend hier. Wir werden die Gastfreundschaft einer Freundin in Anspruch nehmen und woanders schlafen," luden sie ihn ein.

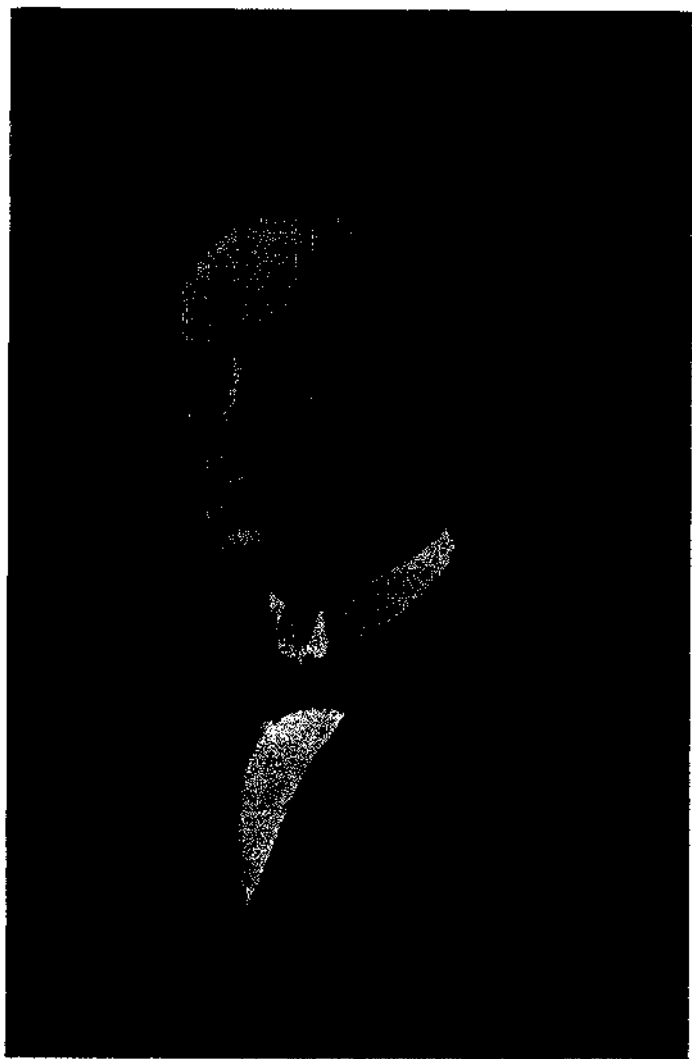
Nach der langen Fußreise schien ihm ein weiblicherzogenes Bett sehr verlockend. Er blieb also. Die beiden Frauen gingen zu ihrer Freundin schlafen und überließen ihm ihr Bett. Er legte sich und war schon im Einschlafen, da horte er plötzlich durch die dünne Wand, wie im anstolenden Zimmer die Hauswirtin ihren Mann weckte:

„Die Russinnen sind doch eben fortgegangen, aber hier nebenan niht sich etwas. Sicher ist es ein Dieb.

„Aber nein, ach wo denn, schlaf nur ruhig weiter/' brummte der Gatte.



Der Zwanzigjährige als Revolutionär in Lausanne 1904 +
Die erste Photographie seines Lebens



1910 als Leiter der Zeitung „Der Klassenkampf“ in Forlì

„BENITUSCHKA"

Der mit einem so iiblen Namen bezeichnete Mussolini wagte kaum mehr zu atmen. Die windigen Russinnen hatten also ganz vergessen, den Hauswirt von seiner Anwesenheit zu benachrichtigen; wenn man ihn jetzt entdecken wuürde, womoglich a Is Dieb ver ha f ten, dann wuürde es sich herausstellen, daß er den Ausweisungsbefehl iibertreten habe, und dann gab es wieder monatelanges Gefangnis. So dachle er erschreckt. Aber er war jung und erschopft, die Nacht war noch lang und das Bett so weich; er schlief wieder ein. Im Schlaf riührte er sich ein paarmal, und jedesmal horle er dann zu seinem Entsetzen, wie sich das Gespräch von vorhin nebenan wiederholte. Und schließilich ging der Hauswirt doch zum nahen Polizeiamt, das er zum Gluck geschlossen fand, worauf er, iiber die alberne Furcht seines Weibes brummend, wieder ins Bett zuriickkroch.

„Benituschka" lag unterdessen unbeweglich, ganz in kaltem Angstschweiß gebadet, in seinem Bett.

Gegen morgen kehrten die Russinnen heiter und rosig zuriick. „Benituschka, Benituschka, avez-vous bien dormi? Haben Sie gut geschlafen?"

Er erzählte ihnen seine Erlebnisse.

„0, wie interessant, o, was für ein schönes Abenteuer!" Sie klatschten hochbefriedigt in die Hände. „Allerdings ware es noch interessanter gewesen, wenn man Sie verhaftet hatte!"

Ich bin iiberzeugt, daß Mussolini es den Erfahrungen, die er damals iiber die extravagante, quengliche, russische Seele sammelte, zu danken hat, wenn es ihm später, als Chef der Regierung Italiens, gelang, den Vertrag mit Sowjetrußland nach unendlichen Geduldsproben, endlosen Verzögerungen, und Diskussionen iiber jede Klausel, doch noch zum Abschluf zu bringen. Man lernt ein f remdes Volk nicht eher kennen, als bis man ein Weib dieses Volkes geliebt hat. Goethe, der Dichter der „Romischen Elegien", pflegte das zu behaupten.

DIE HOLLISCHE NACHT

Nach jener angstvoll zugebrachten Nacht konnte es der spottlustige Ausgewiesene bei der Rückreise mit dem ersten Morgenzuge nicht unterlassen, dem Polizeidirektor noch aus Lausanne eine Postkarte, mit seiner Unterschrift und dem Datum versehen, zu schicken.

XV

EINIGE BEGEGNUNGEN

Der wissenschaftliche Sozialismus. — Angelica Balabanoff. — „Lenin, Trotzki und Mussolini“.

Von Annemasse begab sich Mussolini nach Zurich, wo die germanische Atmosphäre einer methodischen, wissenschaftlichen, rationalistischen und positiven Kultur auch auf das assimilierbare russische Element abfarbte. Mit einer Flut schwachen Tees und starker Worte wurde dort an Stelle von Proudhon, Herzen und Bakunin, — Marx, Bebel, Liebknecht und Lassalle angebetet. Beim gemeinsamen Übersetzen der Werke von Liebknecht und Lassalle entwickelte sich eine freundschaftliche Kameradschaft zwischen Mussolini und einer anderen Russin, Angelica Balabanoff.

Von Gestalt klein und haßlich, war Angelica Balabanoff überaus klug und von einer seltsamen, blitzartig erfassenden Intelligenz. Sie hatte sich in Marx und den Marxismus mit wahrer Monomanie versenkt und trieb nun einen Fetischdienst damit; sie schwor auf das Wort des Meisters, mit jener mitteilbaren Wärme, die einem blinden Glauben entspringt und ansteckend wie Scharlach ist. Ich konnte sie mir sehr gut als Besessene und Flagellantin in mittelalterlichen Umzügen vorstellen, oder auch in der Grotte von Lourdes, wie sie in der glühenden Atmosphäre ihres eigenen Eifers und Wahnes das Wunder selbst vorbereitet und selbst erzeugt.

Ich sah diese Frau einst bei einem Bankett, das zu Ehren des Abgeordneten Morgari gegeben wurde, der den Zar und die Zarin von ihrem offiziellen Besuch in Rom abgehalten hatte, indem er ihnen als den Schuldigen des Petersburger

Blutbades vom Jahre igo5 mit Unruhen gedroht hatte. Ich sah damals, wie sich diese Frau durch die Kraft ihrer Seele und ihres Wortes ganz verklärte. Sie sprach feurig und wirkungsvoll, in flieUendem Italienisch, und ihre feuchten glänzenden Augen wurden dabei so groft, dali man in dem kleinen grauen Gesichtchen fast nichts anderes sah als diese Augen; ihre gellende schrille Stimme, zu merkwürdigen Kehllauten gesteigert, drangeinern mit der Suggestionsmacht derMystiker und Hysteriker tief ins Innere. Als sie dann mit einer Anrufung des Miitterchen RuBland, des heiligen russischen Reiches, das unter dem Krampf der Qualen sich winde, geschlossen hatte, fiel sie plötzlich bleich und in Tränen aufgelöst auf ihren Stuhl zuriick, und wir alle, die sie umringten, konnten, erschittert und bleich, uns der Tränen nicht en thai ten.

In Italien sind die Frauen, auch die revolutionären, gewöhnlich furchtsam oder doch wenigstens vorsichtig, aber die Genossin Balabanoff trug ihre Dreistigkeit mit einer gewissen Art von Koketterie zur Schau. Sie war haBlich, aber war es nun die magnetische Kraft ihrer Redekunst oder die gewisse Beruhmtheit ihres Nainens, oder die treuherzige Einfachheit ihrer Auforderungen, die der mannlichen Wohlerzogenheit jede Flucht verlegte — Tatsache ist es jedenfalls, daft das alte Madchen Angelica sich dessen riihen konnte, dafi es ihr auf ihren Propagandarundreisen durch die Stadte und Dorfer Italiens nie an einem „Partner“ gemangelt habe. Um des Schönheitsempfindens der sozialistischen Jugend willen hoffe ich, daB sie iibertrieben hat.

Wehe dem Menschen, der sich ganz einer einzigen Idee verschreibt, und doppelt wehe ihm, wenn er eine Frau ist. Mit groBem Wissen und einer gewaltigen philosophisch-ökonomisch-sozialen Ausbildung ausgeriistet, entbehrte Angelica vollständig jeder Kultur, wenn man unter Kultur die Fahigkeit der Urteilkraft und der Kritik versteht, und das Vermögen, sich die Gedankenwelt anderer durch die Kraft

des eigenen Denkvermögens als etwas Neues und durchaus Persönliches zu eigen zu machen. Als wir einmal auf einem Landspaziergange vor einer Straßtenkreuzung standen und nicht wußten, welcher Weg der richtige sei, brachte sie es tatsächlich fertig, ganz im Ernst zu sagen: „Links müssen wir gehen, der richtige Weg ist immer links.“ Und wenn auf dem Gipfel eines Berges ein idyllisches Dorflein auftauchte, so war es ihre erste Sorge sich danach zu erkundigen, ob dort die Gemeindevverwaltung auch in den Händen der klerikalen Partei sei. Sie hatte weder Sinn für Humor noch Schönheit; das war vielleicht ihr Glück, denn sonst hätte sie sich in den nächsten Brunnen stürzen müssen, denn sie stand auch mit dem Wasser gerade in keinem sehr vertraulichen Verhältnis.

Benito Mussolini, der Jiingling aus der Romagna, bewunderte sie wegen ihres Mangels an Gleichgewicht, wegen ihrer Fehler, ja sogar wegen der Überschwenglichkeit ihres phantastischen Wesens. In den Grenzen einer achlungsvollen Kameradschaft näherte er sich ihr im Laufe der Jahre immer mehr und berief sie sogar im Jahre 1913 als Mitleiterin in die Redaktion des „Avanti“, wo sie sich dann erbittert stritten. Mussolini war ihr niemals revolutionär genug; es gab immer Streit darüber, und oft sprachen sie dann tagelang nicht mehr miteinander; die notwendigen dienstlichen Mitteilungen machten sie sich dann in gepfefferten Briefen.

„Eure gestrigen Ausführungen über die Wahlen sind flau. Man muß den Triumph der Extremisten viel kräftiger hervorheben.“

„Davon versteht ihr nichts; kümmert euch um euren Dienst.“ Das sind so Proben dieses Briefwechsels „von Zimmer zu Zimmer“.

Schließlich schickte der Chefredakteur Mussolini die Kollegin und Genossin fort.

Im italienischen Sozialismus der Vorkriegszeit war Angelica Balabanoff eine wichtige Persönlichkeit der Parteileitung. Sie war sehr ruhig, wenn es gait, die „Meuchelmörder der Bourgeoisie“ im Namen des Absoluten zu verdammen. Schließlich wurde sie von der damals so geduldischen Regierung wegen revolutionärer und kriegsgegnerrischer Propaganda ausgewiesen, teilte die Verbannung mit Lenin und Trotzki, und reiste dann mit jenen mitten im Kriege durch Deutschland nach Rußland, im Extrazuge, den ihnen der weitblickende Kaiser bewilligt hatte, damit sie dem allzu duldsamen Kerensky ein Dorn im Auge sein konnten. Nun, man kennt ja die Ereignisse: Kerensky wurde von ihnen gestürzt, Angelica Balabanoff, das kleine haßliche Figürchen, wurde zu einer großen Persönlichkeit der russischen Regierung und kauerte nun auf den Kissen einer Kaiserin und fuhr im Galaautomobil.

Bis sie eines schönen Tages im Jahre 1924 — die Luft war von Tauwetter und Osterklängen erfüllt — wieder zu neuer Verbannung diesesseits der Grenze erschien. Sie war als „gefährliche Gegenrevolutionarin“ aus Rußland ausgewiesen worden. Arme Angelica! Wenige Tage zuvor hatte der Gesandte des Königs von Italien die Grenze an derselben Stelle, nur in anderer Richtung, überschritten, und sein Beglaubigungsschreiben, das er der Sowjetregierung, der Vertreterin der „Diktatur des Proletariats“ vorlegte, war von Benito Mussolini, dem „Verräter des Proletariats“, gegengezeichnet.

So merkwürdig sind oft die Geschehnisse: Angelica Balabanoff nahm aus der armlichen Schweizer Pension, wo sie zwischen einer Kommode und einem Samowar wohnte, den Weg zum goldenen Kreml, wo Throne aus Sammet und Damast standen, um von dort wieder in die Verbannung zurückzukehren.

Der Genosse ihrer Armut und ihres Glaubens, der Mann mit den tatarischen Backenknochen, Lenin, nahm den glei-

chen Weg nach dem Krenil, aber er blieb dort, emporgehoben zu ubermenschlicher Macht, mehr als ein Konig, mehr als ein Kaiser, und umgeben von einem Volke, das ihn um Gnade anflehte und ihm Leid, Hoffnungen und Illusionen zu verdanken hatte.

Der blasse Jungling aber, der mit Angelica zusammen so eifrig bemiiht war, Engels und Marx ins Italienische zu iibertragen — er wurde spater zu einem Manne, der mit jenen anderen Russen als ein Gleichgestellter verhandelte, er wurde mehr als ein Gesetzgeber, mehr als ein Volksfiihrer, — er wurde der Retter seines Volkes, der Duce.

XVI

SCHLECHTE OSTERN

Der Kreis verengert sich. — Wieder im Gefangnis. — Der Morder Andrea C. aus Turin. — Nachtruhe auf dem Korbstuhl.

Es war Ostern. Am Morgen des Karsonnabends betrat Mussolini den Boden von Luzern auf der Riickreise ins Vaterland. Er war aus Genf ausgewiesen worden und wurde nun zwangsweise abgeschoben. Der eigentliche Grund seiner Ausweisung war die heftige revolutionare Propaganda, die er getrieben hatte. Als willkommenes Yorwand diente aber den Behorden eine Schlagerei, in die Mussolini mit einem Arbeitsgenossen aus der italienischen Schweiz, einem Reformisten, geraten war: wegen Politik, wegen des Lohnes der Zemeiitarbeiier, oder vielleicht audi wegen der schonen „baccana della brolanda“, wie in der Ausdrucksweise der Auswanderer die Herbergsmutter genannt wird, bei der die Arbeiter dutzendweise wohnen. Es war damals eine Zeit, wo das Netz der Ausweisungsbefehle aus den Kantonen immer enger zusammengezogen wurde.

Die ihn begleitenden Schutzleute wollten Ostern noch mit ihren Familien verbringen. Also muſite Mussolini solange im Gefangnis warten, bis der Transport weitergehen konnte. Dort traf er einen al ten deutschen Bettler an, einen Mann aus der Hefe. Ganz in Fetzen gekleidet, schlaff, mit der tragischen Gleichgiiltigkeit eines Menschen, der nichts mehr zu fiirchten hat, nur noch zu hoffen, safi dieser Mann da und fing sich in Erwartung, da6 man ihn wegen Mangels an Mitteln und Ausweisen nach Deutschland zuruckschicke, seine Flohe. Am Abend offnete sich die Tiire der Zelle noch einem anderen Gaste, einem Italiener. Der Neuankomm-

WIEDER IM GEFANGNIS

ling warf sich erschöpft und zahneklappernd auf die holzerne Pritsche, dann winkte er den jungen Mussolini zu sich heran:

„Bist du Italiener? Ja? Woher?“

„Aus der Romagna.“

„Gut, dann bist du zuverlässig. Ein Romagnole ist kein Verrater. — Mit mir steht es schlecht!“

„Wieso denn, was ist denn los? Du wirst doch wahrscheinlich auch nur wegen Mangels an Ausweisen nach Hause abgeschoben?“

„Ja. Aber man verdächtigt mich, ohne Beweise dafür zu haben, der Mitschuld an einer Rauferei, die vor acht Tagen war. Ich hatte Pech. Zwei spielten mit dem Messer, ich mischte mich hinein, wurde verwundet, verteidigte mich und totete sie.“

Ein lauer Schauer durchlief ihn. Dann sprach er weiter:

„Was macht denn jener andere dort? Beobachtet er uns? Hört er uns zu?“

„Nein, er kümmert sich nicht um uns. Erzähl' nur.“

Der Neuankömmling entbloßte seine Hüfte: man sah eine tiefe klaffende Wunde, halb verkrustet, das Blut lief hinab und besudelte das ganze Bein.

„Aber das ist ja schrecklich! Du verblutest ja. Hast du Schmerzen?“

„Höllische! Aber wenn ich mich auch verblute, ich darf nichts sagen, sonst komme ich an den Galgen; besser leiden als baumeln; dort, wo mir das passiert ist, in dem Kanton, da wird noch gehängt. — Ich mochte nach Hause zurückkehren. Du mußt mir helfen.“

Sie hatten gar nichts da, nicht einmal ein Taschenmesser. Mussolini gelang es endlich, mit den Fingern einen Nagel aus der Holzbank herauszureißen. Diesen Nagel scharfte er an den Steinen der Mauer, und damit schnitt er dann ein langes Stück Leinen aus seinem Hemd und noch ein klei-

neres Stuck aus dem Hemd des Verwundeten. Damit verband er die Wunde, so gut es ging, und das Blut horte ein wenig auf.

Am nächsten Morgen lauteten alle Kirchenglocken das Osterfest ein. Ostern! — ein Wort, das alle Siiftigkeit des Familienglücks heraufbeschwort. Ostern! — das Symbol der Befreiung der Welt aus der langen Gefangenschaft des Winters. Und dieses Osterfest mufite Mussolini in einem ekelhaften Kerker, zwischen Verworfenen und Parias, erleben. Das war noch schlimmer, als zu Ostern einsam zu sein.

Auf der Pritsche stohnte der Morder in heftigem Fieber und verlangte nach Wasser. Aber sobald er das Gerausch von Schritten auf dem Gange vernahm, richtete er sich schnell auf und nahm die Hand von der schrecklichen Wunde fort, auf die er sie gepreßt hielt.

Als am Abend die einzige Mahlzeit des Tages, ein Napf voll Suppe, gebracht wurde, bekam die Zelle neuen Zuwachs. Es war ein Mann, der Italienisch sprach. Schweigend, still und wachsam beobachtete er die anderen.

Mussolini ging ganz nah an den Verwundeten heran und raunte ihm zu:

„Nimm dich in acht. Der Neue da ist kein Italiener wie wir, er ist keiner von denen, die man nach Italien abschiebt; er ist aus Tessin; wenn sie ihn hier zu uns sperren, so ist er sicher ‚una piantina della giusta‘ (ein Spitzel).“

Alle Rebellen gegen die gesetzliche Ordnung, ob sie nun Idealisten oder Verbrecher sind, haben gegen ihren gemeinsamen Feind, die Polizei, ein ihnen alien gemeinsames Schutzmittel: das Rotwelsch. Das Volk aus der Tiefe, das an der Grenze der Gesellschaft lebt, macht sich gegenseitig auf die Spitzel und Gendarmen mit den harmlos scheinenden Worten „piantina della giusta*“ und „piantina della negra“ aufmerksam.

Der Verwundete liefi den Kopf sinken. Er war in jenem

DER MORDER ANDREA C.

Zustände physischer und moralischer Unempfindlichkeit, der dem Stoizismus des Delinquenten gleicht.

Mussolini nahm sich nun den Neuankömmling vor:

„Du wirsi doch gar nicht abgeschoben! Du bist ja auch kein Italiener, du bist aus Airolol“

Und als er den anderen erbleichen sah, fuhr er fort:

„Ich kenne dich. Erinnerst du dich nicht? Es hat keinen Zweck, zu leugnen. Wir haben zusammen gearbeitet. Du warst Steinmetz in Giubasso. Und jetzt machst du wohl den Spitzel? Bravo, ich gratuliere, das ist ein schönes Handwerk.“

Diese Beschuldigungen entsprachen der Wahrheit, wenn auch die naheren Angaben erfunden waren; jedenfalls hatte der also Verdachtigte durch den Angriff den Boden verloren, er wagte es nicht mehr aufzupassen und ließ sie in Ruhe.

Am anderen Morgen erreichte es Mussolini, beim Gefängnisdirektor seinen Protest vortragen zu dürfen:

„Wir sind weder Verhaftete noch Verurteilte, sondern nur Ausgewiesene. Warum werden wir hier noch zurückgehalten, Herr Direktor? Und wozu der Spitzel, den sie uns auf den Leib gehetzt haben? Lassen sie uns heimkehren. Sie haben kein Recht, uns im Gefängnis zurückzuhalten. Schicken Sie den Alten da nach Deutschland und uns nach Italien.“

Sofort nach diesem Gespräch kam ein Aufseher, holte den Mann aus Tessin, den Spitzel, ab und benachrichtigte die beiden Italiener, daß sie am Dienstag weiterreisen wurden.

Der provisorische Verband des Verletzten war inzwischen ganz durchnaßt, das Blut floß immer weiter, der Unglückliche konnte sich kaum mehr aufrecht halten. Das einzige, was sie noch hatten, war ein schmutziges Taschentuch; dieses Taschentuch stopfte Mussolini, als die Stunde der Abreise kam, in die Wunde des anderen und

DER MORDER ANDREA G.

half ihm dann, ihn fast tragend, die Treppen hinab zum Gefangniswagen und später in den Eisenbahnzug. Die Wunde war dabei so empfindlich, daß der Verletzte vor Schmerz zusammenfuhr, sobald man nur in ihre Nahe kam. Trotzdem entfuhr ihm kein Laut.

Auf dem Bahnhof zeigte sich der Mann aus Tessin wieder, strich eine Weile aus der Entfernung um sie herum und stieg dann mit ihnen in denselben Wagen. Trotzdem die Entfernung nur wenige Kilometer betrug, dauerte die Reise mit dem Güterzuge zwei Tage und zwei Nächte. Neun Mann mußten sie im Wagen stehen, sie hatten nicht einmal Platz, um sich auf den Boden zu setzen. Dazu der Hunger, der mit der täglichen zwei Schüsseln Suppe und dem bißchen Brot nicht zu stillen war, und der entsetzliche Durst bei den endlosen Aufenthalten.

Der Verwundete blutete in einem fort, das Blut rann durch die ganz durchweichenden Stiefel und beschmutzte den Fußboden.

„Bis ich in Italien ankomme, werde ich gestorben sein,“ murmelte er trostlos. „Bist du in Italien ganz frei?“

„Ich? Ja!“ antwortete Mussolini. „Ich habe bei der Polizei nichts hingehen.“

„Ich habe noch drei Jahre Zuchthaus abzubringen. Nicht schlecht, was? Aber besser gefangen als gehangen. Doch jetzt ist das alles ja zu Ende. Du, wenn du in Italien ankommst, schreibe meiner Mutter. Ich bin aus Turin und heiße Andrea C. Wenn du kannst, besuche sie. Versprich es mir. Schwöre es mir, ja? Die arme Alte, schreibe ihr wenigstens, wenn ich verreckt bin.“

Während hinter den vergitterten Fenstern des Wagens sich die herrliche Landschaft des Gotthard abrollte, betete der Verwundete den Rosenkranz seiner unheilvollen Bekenntnisse ab: er war in Italien zu drei Jahren Kerker „in contumaciam“ verurteilt worden, hatte sich aber in der Schweiz in Sicherheit gebracht, zusammen mit seiner

Schwester, die er ausbeutete. Gemeinsam hatten sie zwei Lebemänner, von denen sie angeblich belastigt und bedroht worden waren, mit dem Messer „kalt gemacht“, wie er sich ausdrückte. Dem Frauenzimmer war es gelungen, über die französische Grenze zu fliehen, während er, durch seine Wunde geschwächt, ergriffen werden konnte, immerhin wenigstens nicht in der Nahe der beiden Leichen, so daß ihn kein direkter Verdacht mit dem Verbrechen verband. Während er erzählte, wurde er immer blutleerer, und sein Gesicht begann bereits einzufallen: „In Como werde ich sterben. Vergiß nicht, meiner Mutter zu schreiben.“

In Bellinzona erwarteten gute Freunde der ausgewiesenen Revolutionär Mussolini am Bahnhof und brachten ihn zu einem Geistesverwandten, den Professor Giuseppe Rensi, der ihn herzlich aufnahm und ihn labte.

Als der Professor ihn in später Nacht zum Schlafen in ein Zimmerchen des sauberen Hauses führte, sah sich der Gast erstaunt um. Er berührte mit der Hand das weiche Bett, die sauberen Decken — merkwürdige Dinge, wenn man auf einer schmutzigen Pritsche geschlafen hatte — und streichelte über die blütenweißen Bettücher. „Zu sauber!“ murmelte er bedauernd. Noch spürte er die lebendigen und krabbelnden Erinnerungen an den Kerker auf seinem Körper; so konnte er nicht in das saubere Bett steigen.

Er seufzte, setzte sich in einen Strohstuhl und erwartete dort den Morgen.

XVII

DER ROTE REKRUT

Der „eingetragene“ Revolutionär. — Die Bersaglieri. — Der Tollkühne von „Pian della Sernaglia“. — Ein großer und heiliger Schmerz. — „Gegen die Barbaren des Nordens.“ — Das kontrollierte Herz.

Nachdem Mussolini damals den Behörden des Genfer Kantons seine unbefugte Anwesenheit durch eine übermütige Postkarte angezeigt hatte, bemühte sich die Polizei seines Aufenthaltsorts Zürich, dem „betreffenden Mussolini, Benito, Sohn des Alessandro, revolutionärer Sozialist“ in Zukunft das Sichlustigmachen über Ausweisungen zu erschweren. Er wurde auf die Polizei berufen, um dort für die Akten den erniedrigenden anthropometrischen Messungen unterzogen zu werden.

„Ihr werdet diese unwürdige Handlungsweise noch eines Tages bereuen,“ sagte er zahneknirschend zu dem Arzt, der die Messungen ausführte.

„Aber warum denn, mein lieber Herr. Sie haben doch allen Grund, sehr zufrieden zu sein,“ entgegnete ihm der Arzt. „Bedenken Sie doch, daß es unter den politischen Revolutionären der ganzen Welt kaum achtzig Persönlichkeiten gibt, die wir für würdig genug halten, die Ehre einer Aufnahme in unser Archiv zu genießen.“

Man kann sich denken, daß ein solches Vorleben nicht geeignet war, Mussolini bei seiner Einziehung als Rekrut in das 1. Bersaglieri-Regiment, Standort Verona, einen freudigen Empfang zu sichern. Trotzdem erwarb er sich bald die Zuneigung des jungen Leutnants Anselmi, eines tüchtigen Offiziers, der vom Oberst des Regiments beauftragt worden war, das „gefährliche Subjekt“ zu überwachen. Die Liebe Mussolinis zu Wettlauf und Turnen — im Hoch-

DIE BERSAGLIERI

sprung schlug er alle — trug nicht wenig dazu bei, ihm die Freundschaft des jungen Leutnants zu erwerben, die dieser bald ganz offen zeigte. (Später, im Weltkrieg, am Pian della Sernaglia, kurz vor dem Sieg von Veneto, mit seinen Stofitruppen jenseits des hochwasserführenden Flusses liegend, vom Feinde vier Tage lang eingekreist, ohne auch nur einen Zoll zurückzuweichen, mit geringster Verpflegung, mit wenig Munition, die nur von Zeit zu Zeit durch kühne Fliegertransporte ergänzt werden konnte — später zeigte dieser junge Leutnant Anselmi, von welchem Schlage er war. Er trug sich in eine der bedeutendsten Seiten der italienischen Kriegsgeschichte ein, in jene Seiten, die das blutige Vorwort zum Waffenstillstand waren. Er wurde dafür zum Oberst befördert.)

*

Es gibt Dinge, die man wohl erleben kann, aber niemals beschreiben: erst der vor sich tige Brief eines Familienmitgliedes „Bereite Dich vor, der Mutter geht es nicht gut,“ dann die zwei zittrigen Zeilen von ihrer Hand, und dann das wie ein Blitz einschlagende Telegramm „Komm“ Und dann die Reise und die letzten Augenblicke.

Mutter! Dein Kind leidet, und du, du bist nicht mehr da, Mutter!

In jenen Tagen schrieb der Bersagliere Mussolini an den Hauptmann Simonetti seines n. Regiments:

Predappio, 26. Februar 1905.

Hochverehrter Herr Hauptmann!

„Im Namen meines Vaters, meiner Schwester und meines Bruders danke ich Ihnen, den Herrn Offizieren und „meinen Kameraden herzlich für die guten, an mich gerichteten Trostworte. Von den Dutzenden von Briefen, die „ich in diesen Tagen empfangen, werden viele ins Feuer wandern, weil sie nur die gewöhnlichen banalen und konventionellen Phrasen enthielten. Ihren Brief aber, Herr Haupt-

EIN GROSSER UND HEILIGER SCHMERZ

„mann, werde ich unter den teuersten Erinnerungen meines „Lebens aufbewahren. Jetzt bleibt mir, wie Sie sagen, nichts „anderes zu tun übrig, als den Ratschlägen meiner Mutter „zu folgen, und ihr Andenken durch treue Pflichterfüllung „als Soldat und Bürger zu ehren. Seufzer und Tränen ziehen sich für Frauen — starke Männer müssen schweigend „leiden und sterben, ohne zu weinen, sie müssen arbeiten „und wieder arbeiten, um dem Guten den Weg zu bereiten, „um das Vaterhaus und etwas noch Heiligeres, das Vaterland, damit zu ehren. Das kann nicht mit fruchtlosen „Klagen geschehen, sondern nur mit trefflichen Taten. Es „ist gut, sich dabei jener Helden zu erinnern, dabei jener „Helden zu gedenken, die mit ihrem Blut die Einheit des „Vaterlandes gekittet haben; aber es ist noch besser, sich „nicht damit zu begnügen, ein trager Nachkomme zu sein, „sondern sich darauf vorzubereiten, den „Barbaren des Nordens* ein starkes Bollwerk aus Menschenleibern entgegenzustellen, wenn sie es versuchen sollten, Italien zu einem ^geographischen Begriff zu erniedrigen. Das sind meine „Empfindungen.

„Genehmigen Sie, Herr Hauptmann, meine ehrfurchtsvollsten Grüsse.

„Ihr ergebenster

„Benito Mussolini."

*

„Die Einheit des Vaterlandes" — dies Dogma wurde von uns damaligen Sozialisten, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen und mit innerem Vorbehalt, immer respektiert, als eine Stufe auf dem Wege zur Einheit der Internationale.

Aber dieses Vaterland hier, das Italien aus dem Jahre 1905, unmittelbar nach den ersten großen Generalstreiks, — dieses Vaterland war kein „überwundener historischer Begriff*, es war lebendige gegenwärtige Wirklichkeit, die

„DIE BARBAREN DES NORDENS“

es zu verteidigen gait gegen kommende drohende Ereignisse. Nur wer damals Sozialist war, kann die Prophetie dieses scheinbar ketzerischen Satzes verstehen: den „Barbaren des Nordens“ ein starkes Bollwerk von Menschenleibern entgegenzustellen. Diese Worte erschienen nicht nur wegen ihres krieglerischen Nationalismus ketzerisch, sondern weil damals der italienische Sozialismus, sowohl der marxistische als auch der rein wissenschaftliche, vor jenen „Barbaren des Nordens“ demutig auf den Knien lag. Nur wir allein wissen, bis zu welchem Grade das damals der Fall war.

*

Da der kranke und hilfsbedurf tige Valer Alessandro nun nach dem Tode seiner Frau ganz einsam zuriickgeblieben war, wurde der Sohn Benito vom weiteren Militardienst befreit.

Die Freunde des Hauses hatten sogar ernsthaft vor, ihn mit den Banden der Liebe fur immer an die heimatliche Erde und den hauslichen Herd zu fesseln.

Im Nachbardorfe wohnte ein auBergewohnliches Madchen: es sprach Franzosisch, zog an den Festtagen Handschuhe an, trug eine enge Taille, wie sie damals ublich war, und hatte grofie, ausdrucksvolle Augen, von denen es reichlich Gebrauch machte. Sie war die „Konigin“ unter den jungen Damen des Ortes; wer also ware besser zum Gemahl fur sie geeignet gewesen, als der junge unbekannte Prinz Benito. Zwar hatten sie noch kein Wort miteinander gesprochen, aber sie kannten sich vom Ansehen und schienen recht viel voneinander zu halten.

Trotzdem wurde nichts daraus. Wahrscheinlich weil Mussolini zu sehr an andere Sachen zu denken hatte. Gerade damals schrieb er dem sozialistischen Abgeordneten von Genf, Doktor Wyfr, einen Brief, in welchem er gegen die ungesetzlichen, nur mangelhaft maskierten Ausweisungsbefehle der Schweiz Protest erhob:

DAS KONTROLLIERTE HERZ

„Ich kam mit neunzehn Jahren nach der Schweiz. In Lausanne verdiente ich mir mit harter Arbeit ehrlich mein Brot. Nachdem ich meine Mutter in Italien besucht hatte, lief ich mich mit meinem Freunde Donatini, einem politischen Flüchtling, in Annemasse nieder. Wir hatten die Absicht, eine internationale Zeitschrift für sozialistische Kultur zu gründen. In diesen letzten Jahren hatte ich viel geschrieben und gesprochen, und aus Eigenem manches dazu beigetragen, um die Zeitschriften ‚Il Proletario‘ in Newyork, ‚L'Avvenire del Lavoratore‘ in Lugano und ‚L'Avanguardia‘ in Mailand am Leben zu erhalten. Ich fordere jeden Polizisten auf, mir in irgendeinem meiner Artikel auch nur eine Zeile nachzuweisen, die geeignet wäre, mich unter die Anarchisten zu rechnen.“

„Während der vierzig Tage, die ich in Genf verlebte, verbrachte ich einen großen Teil meiner Zeit in der Universitätsbibliothek. Was die Polizei über mich zu den Akten genommen hat, ist alles erlogen. Ich wurde aus der Schweiz fortgejagt wie ein toller Hund, von dem man fürchtet, er könne die anderen mit seiner Tollwut anstecken.“*

Man mochte kaum glauben, daß ein Mensch, der solchen trockenen Stil schreibt, auch imstande wäre, sich in poetischen Ergüssen zu ergehen. Und doch werden wir diesen Dualismus stets in ihm entdecken können. Sein sehnsüchtiges, harmloses, ein wenig sentimentales Herz wird vom Hirn unter eiserner Kontrolle gehalten. Denn wenn er — bei der impulsiven Leidenschaftlichkeit und den vielen Gegensätzen seines inneren Menschen — nicht auch die Kraft hatte, sich selbst und die Massen zu beherrschen, so wäre es kein Wunder, wenn der Sturm, den er entfacht, ihn fortreißen würde. Trotzdem ist er deshalb nicht ohne Gefühl, denn gerade sein Gefühl veranlaßt ihn, die Bürde früherer Freundschaften aus ritterlicher Anerkennung ihres einstigen Wertes weiterzutragen, auch wenn der Freund sich

DAS KONTROLLIERTE HERZ

inzwischen als ein Unwürdiger und Verrater erwiesen hat. Das Gefühl allein ist es, das ihn veranlaßt, sich eine Mitverantwortung aufzubürden, die jeden anderen vielleicht manchmal erdrücken würde. Dieses Fühlen hatte ihm manches t)ble bereitet, aber es ist auch seine Stärke. Das Volk versteht dieses primitive offenerzige Gefühl und weiß aus Instinkt, daß, wo es herrscht, auch in anderen Dingen eine schöne robuste Einfachheit zu finden ist. Wo sich solche elementare Kräfte dem Volke zeigen, da glaubt und liebt es, da vertraut es und schenkt sich hin.

XVIII

VON MACHIAVELLI UND VOM WEIN

Ein Doppelleben. — Werte Gäste. — Gluhwein und durchwachte Nächte.
Das „Vorspiel zu Machiavelli“.

Nach seiner Heimkehr half Benito tagsiiber im vaterlichen Wirtshaus, wo die Menschen in einem fort kamen und gingen. Nachts aber, wenn die Laden geschlossen und die Tiiren verriegelt worden waren, saß er mit seinem Vater und werten Gasten am Kamin der rauchigen Kiiche, und dann wurden auf den als Tische dienenden weinbefleckten Fassern unsterbliche Werke durchblattert.

Hier kam dann auch Machiavelli zum Wort; er enthullte den begierig Lauschenden die Geheimnisse des Regierens, die Mathematik jener Gesetze, die das romische Kaiserreich geregelt hatten; er schilderte ihnen das unbandige Florenz und enthullte ihnen jene Lehre vom Staate, die so kristallklar und so grausam ist. Es wurde, abwechselnd, laut vorgelesen, und einer unter den Zuhorern traumte dann, von den weisen Worten gebannt, in seinem Herzen davon, dereinst das wankelmiitige Herz der Menschen zu beherrschen, um sie groBen Dingen entgegenzufiihren.

Ein andermal wurden Carduccis leidenschaftliche Anklagen und Verwiinschungen gegen das kleinmiitige Vaterland vorgetragen, und wieder war einer unter den Lauschenden, der, im Banne des Dichters, sich in seinem Herzen zuschwor, dafiir sorgen zu wollen, daB das groBe Vaterland nicht immer so kleinmutig bleibe.

Dieser eine war Benito Mussolini.

Wenn Vater und Sohn endlich allein zurickgeblieben waren, riickten sie den groBen Kupferkessel zwischen sich

und schiirten darunter ein Feuer an. Nach einem geheimen Rezept, das er hoch in Ehren hielt, wog Vater Alessandro dann die einzelnen Bestandteile fur einen Gliihwein ab, warf sie zum Wein in den Kessel und rührte dann mit einem groften Loffel ganz langsam so lange darin, bis sich der Duft der heimatlichen Reben mit dem Gewiirzaroma ferner Lander zu einem neuen starken Wohlgeruch verbunden hatte. Dazu rezitierte er kraftvolle Prosasatze oder gluhende Strophen.

Nicht selten erwachten die beiden Manner nach einer solchen Nacht bei Tagesanbruch in der gleichen Stellung, wie sie der Schlaf iiberwältigt hatte, den Kopf auf das Polster der auf dem Tische liegenden Arme gebettet.

Schopenhauer, Nietzsche und Max Stirner, die Eleaten und der Machiavelli: — der zwanzigjährige Gastwirtssohn trank den Ysop dieser großen gesunden Pessimisten, so wie andere den Honigtrank des leichten Optimismus schlürfen. Ihm war der Sinn fiir das Reale und fiir die Tragik des Lebens angeboren; deshalb suchte er die Gemeinschaft dieser Geister, dieser Vernichter aller rosigen Lebensliigen, die die Ansicht vertraten, daß der Westeuropaer sich ruhig bewegen und kraftig handeln müsse. Die „Tat“, die „Beherrschung“ und die von keiner Verzweiflung abhängige Hoffnungsfreudigkeit, dieses Evangelium des bitter notwendigen, und wenn auch bitteren, so doch gerechten „Tat-Tuns“ — das war seine geistige Nahrung. Sein Ziel war, zu werden wie jene Griechen, die, jede Illusion klar durchschauend, mit heiterem Gleichgewicht fest in sich selbst gegründet standen.

*

„Cum le parole non si mantengono li Stati.“ — „Staaten lassen sich nicht mit Worten erhalten.“ Als im Jahre 1923 die Universitat von Bologna dem Ministerpräsidenten den Doktor honoris causa anbot, beschloß Mussolini sich diese Wiirde auch selbst zu verdienen, wie jedes andere Ding in

„VORSPIEL ZU MACHIAVELLI“

seinem Leben. Und so veröffentlichte er 1924 in der Mai-nummer der Zeitschrift „Gerarchia“ („Die Hierarchie“) eine Arbeit „Preludio al Machiavelli“ („Vorspiel zu Machiavelli“), oder „Erläuterungen aus dem Jahre 1924 zum Fiirsten von Machiavelli“, ein Buch, das er gerne „Vademecum für Regierende“ genannt wissen wollte.

Diese Arbeit war keine scholastische gelehrte Dissertation, sondern sie spann in sehr lebendiger Weise die Faden von der Doktrin des Staatssekretars der florentinischen Republik von 1500 zu jener Regierungspraxis, die der jetzige Premierminister des Königreiches Italien von 1900 an miterlebt hatte. Rückblickend wurde die Parallele zwischen den Noten und Bemerkungen Machiavellis über Menschen und Dinge und der heutigen Zeit gezogen, und das in einer Art, die oft sehr dramatisch war.

„Wenn Politik die Kunst ist, die Menschen zu regieren l — d. h. ihre Neigungen und ihren Egoismus im Hinblick „auf die Zwecke der Allgemeinheit (die fast immer wichtiger sind als das Einzelleben, weil sie sich auf die Zukunft „erstrecken), zu lenken, zu erziehen und nutzbringend zu „gestalten, — so besteht kein Zweifel, daß das Grund-„element dieser Kunst der Mensch ist/“

Der neue Kommentator Mussolini fühlte sich nicht in der Lage, dieses Urteil, das der alte Denker über das Grundelement der Regierungskunst, den Menschen, abgibt, zuentkraftigen. Im Gegenteil, er sollte es noch verschärfen. Was man machiavellistischen Utilitarismus, Pragmatismus, Zynismus zu nennen pflegt, entsprang logischerweise jenem scharfen Pessimismus und jener tiefen Menschenverachtung, die all jenen gemeinsam ist, die jemals eine so weite Möglichkeit des Verkehrs mit ihresgleichen hatten. Machiavelli gibt sich keiner Täuschung hin. Der Gegensatz zwischen Fiirst und Volk, zwischen Staat und Individuum ist ihm ein Fatum. Der Fiirst — und das bedeutet nach Machiavelli soviel wie der Staat —, ist dazu da, um den ge-

„VORSPIEL ZU MACHIAVELLI“

sellschaftlichen Atomismus des Individuums zu organisieren und in Grenzen zu halten, denn das Individuum ist, vom eigenen Egoismus angetrieben, stets bereit, die Grenzen zu überschreiten und „auszubrechen“ „Das Individuum“, sagt Mussolini, „neigt dazu, die Gesetze zu mißachten, „keine Steuern zu zahlen, und keine Kriege zu führen. Nur „wenige — Helden oder Heilige — sind bereit, das eigene „ich' auf dem Altar des Staates zu opfern. Alle andern befinden sich stets in einem Zustand der Auflehnung gegen „den Staat. Die Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts „versuchten diesen Widerstreit, der im Grunde bei jeder „staatlichen und sozialen Organisation zu finden ist, dadurch zu lösen, daß sie die ‚Macht' für einen Ausfluß des „freien Volkswillens erklärten. Das ergab nur eine Fiktion „mehr und eine neue Illusion. Denn vor allem war dazu „der Begriff ‚Volk' zu wenig klar umrissen.“

„Das Eigenschaftswort ‚souveran' auf das Volk anzuwenden, auf diesen abstrakten Begriff, dessen Grenzen man nicht kennt, — das ist ein tragischer Scherz. Das „Volk kann keine Souveranität ausüben, es kann sie nur „höchstens jemand übertragen, und zwar durch parlamentarische Systeme, die mehr mechanisch als sittlich sind. „Aber auch in Ländern, wo von diesem Mechanismus ausgiebigster Gebrauch gemacht wird, kommen große Stunden, „wo dem Volke die für normale Zeiten wohl taugliche Papierkrone der Souveranität entrissen wird, und wo man „dem Volke dann ohne weiteres befiehlt, eine Revolution „oder einen Frieden zu akzeptieren, oder in das Ungewisse „eines Krieges zu marschieren. Und dann bleibt dem Volke „nichts anderes übrig, als nur ein kleines einsilbiges Wort, „Jum zu bejahen und zu gehorchen, — und das gerade dann, „!wenn es das stärkste Bedürfnis hat sich seiner Souveranität bewußt zu werden.“

„Das Referendum, die Volksabstimmung, ist vorzüglich, „wenn es sich darum handelt, den passendsten Ort für einen

„VORSPIEL ZU MACHIAVELLI'

„aufzustellenden Dorfbrunnen festzulegen; aber wenn die „höchsten Interessen eines Volkes auf dem Spiele stehen, „dann hüten sich auch die ultrademokratischen Regierungen sehr wohl, die Entscheidung dem Urteil des Volkes zu „unterwerfen."

Die intuitiven Erkenntnisse des Jiinglings Mussolini, mag ihm auch noch manche Erfahrung gefehlt haben, unterscheiden sich zufälligerweise nur wenig von den wohl-erwogenen Betrachtungen des späteren Staatsmannes. Mussolini gehört eben zu jenen Auserwählten, die vom ersten Tage ihres Lebens an diese Erkenntnisse in sich haben, und deren Seele so organisiert ist, daß sie die Dinge richtig wahrzunehmen vermögen.

STURME DER JUGEND

Ein merkwürdiger Lehrer. — „Bist du zufrieden, daß ich mich für unser Friaul schlage?“ — Eine Blume und ein Nachtlager auf den Kirchentufen. — Oneglia, die Dreschmaschine, und der erste Prozeß im Vaterland.

Friaul ist ein Boden, der alle elementaren Triebe weckt. Kiihn zu jedem Wagnis, langsam, eigensinnig und rauh — so ist der Friauler beim Arbeiten wie beim Trinken, im Kampf wie in der Liebe. Die Frauen wachsen dort in den heimatlichen Bergen hoch und schlank auf und tragen ihre Lasten mit schonem Gleichgewicht auf dem Kopf, anzuschauen wie griechische Vasen; die Last auf dem Kopfe hindert sie nicht auch noch in den Händen Ziegelsteine zu tragen. Sie sind von unglaublicher Arbeitsamkeit; sie bearbeiten die wenigen Flecken Erde, wo sich die Kartoffel gegen den Stein durchzusetzen vermag, und dabei lugen aus den Falten ihrer Rocke Kinderköpfe hervor, und das Letztgeborene hat seinen Platz im gefüllten Tragkorb. „Frauenlast“ — so pflegt man dort landläufig jene schweren Lasten zu nennen, die ein Mann nicht einmal mit dem Finger berühren würde. In dieser Bevölkerung lebt noch alter Nomadensinn; in Gruppen, zu dreien oder vierten, mit ihren Kindern, aber ohne männliche Begleitung, so durchwandern die jungen Frauen und Mädchen halb Europa, Kramwaren verkaufend und Fichtenholzloffel, die in den langen Winternächten geschnitzt wurden. Die Männer wandern wiederum als Maurer, Strafenarbeiter, Kastanienroster und Verkäufer gedorrter Birnen — eine Spezialität, die sie bis nach Amerika bringen — durch die Welt. Zu Hause bleiben nur

die Schwangeren und einige alte Frauen, die in den leeren Dörfern die Scharen von Kindern hielten.

All diese Menschen sind im Sommer wie die Ameisen: anspruchslos und fleißig; aber wenn sie im Winter nach Hause zurückkehren, kennen sie keine Enthaltsamkeit, dann trinken sie — um sich „zu erwärmen“.

In Tolmezzo, wo er 1907—1908 wieder den Zwang des Volksschullehrerberufes auf sich nahm, und ebenso in der Provinz, wohin er sich oft zu Versammlungen und Besprechungen begab, damals, als er noch nicht der „Duce“ und der berühmte Mann war — dort also, bei den Talbewohnern, galt Mussolini als so merkwürdiger Typus eines Volksschullehrers, daß man ihn nicht so leicht vergaß, und manche Anekdote um ihn spann. Man erzählte sich von den Marschen, die er, im Laufschrift, immer ohne Kopfbedeckung und ohne Mantel, im strengen friaulischen Winter vom Zentrum der Gemeinde bis zum Schulhaus zurücklegte, und wie er dabei immer irgendein Buch oder eine Zeitung las, die ihm der Wind auf dem Wege über die lange Tagliamento-Brücke zu entreißen drohte; war er in eiligem Lauf auf der Brücke angekommen, so verweilte er dort manchmal stundenlang, um dem Lauf des Flusses zuzuschauen. Auch von seinen nachtlischen Streichen erzählte man sich manches: wie er zwischen den Ruinen des feudalen Schlosses mit Leinentuchern Gespenster improvisierte, und von seinem Treiben auf dem Friedhof; „endlich umarme ich dich, o, meine Erde“, hatte er dort mit lauter Stimme gerufen und war dann die ganze Nacht schlafend zwischen den Grabern geblieben.

Seine Schüler, denen er das Alphabet beibrachte — es waren 30 bis 40 Kinder, schlau, mit offenem Sinn für alle materiellen Dinge, und für alles andere taub, wie es Bergbewohner meistens sind —, hatten ihn sehr lieb, obgleich er kein sehr geduldiger Lehrer war und sie durch blitzartige Blicke, durch Brüllen und Fausthiebe auf den Ka-

theder ofters einschuchterte. Obrigens trugen ihm diese Wutausbruche von einer frommen Seele der Schulverwaltung eine Denunziation als Gotteslasterer ein; jedoch der Superintendent erhob keine Anklage, nachdem er sich vom harmlosen Charakter dieser Verwiinschungen (iberzeugt hatte; er motivierte das mit den Worten: „Obwohl zugegeben werden muft, daB der Herr Lehrer Benito Mussolini bei seinen Wutausbriichen manchmal die Grenzen iiberschreitet, so laBt sich anderseits nur feststellen, daB es sich bei seinen Fliichen immer nur um ‚Buddha* oder ‚Mohammed* handelt.“

Die Leute dort erinnern sich Mussolinis noch heute unter dem Spitznamen „11 Tiranno“, der „Tyrann“. Auch die schonen, liebenswiirdigen, friaulischen Madchen schatzten ihn in ihrer Art, und waren besonders lieb zu ihm. Es ist eine schone Jugend, dort unten in Udine.

Fur einen Mann, der zum Aufstieg vorbestimmt ist, und darum einsam und fremd in der ihn umgebenden Atmosphere lebt, ist es ein Glick, wenn er das Sicherheitsventil weiblicher Gesellschaft hat. Selbst ein noch so leichter und fliichtiger Flirt bringt doch immerhin wenigstens einen standigen innigen Kontakt mit einem Nebenmenschen zustande, bis endlich die Liebe kommt, die in der höchsten Gefiihlsanspannung den Charakter eines Mamies auf die Probe stellt.

Nur die weibliche Zartlichkeit kann den Krieger jene Liebenswiirdigkeit lehren, und sie in ihm lebendig erhalten, die zugleich Kraft ist. Diese Zartlichkeit laBt die schlummernde Erinnerung an die mutterlichen Liebkosungen im Herzen des mann gewordenen Kindes wieder wach werden, sie wird der groBte, tiefste, ja einzigste Berührungspunkt, den der zum Herrschen geborene Mann noch mit den Menschen gemeinsam haben kann.

Ungeachtet seiner oft wenig ernsten, ja sogar manchmal verriickten Zerstreuungen fand Mussolini damals doch noch

EIN MERKWORDIGER LEHRER

die Zeit, als Student und als Politiker weiterzuarbeiten; er nahm bei einem gelehrten Pralaten des Ortes, Monsignore Candotti, lateinischen und griechischen Unterricht, und organisierte nebenbei noch politische Versammlungen. Einmal, nach einer allzu lebhaften Kritik der damaligen Einrichtungen, wurde sogar davon gesprochen, ihn zu verhaften, worauf er in die Berge hinauf, in unbewohntes Gebiet, flichtete und dort acht Tage verblieb, nur von ein wenig Speise und Trank lebend, die ihm ein Freund manchmal verstohlenerweise hinaufbrachte.

All das erwarb ihm beim Volke einen großen Ruf, und als bei einer Gedenkfeier für Giordano Bruno der offizielle Redner nicht recht vorwärts kam und zu stammeln begann, rief das Volk ringsumher ungeduldig: „Der Lehrer soll reden“, — und nun sprach Mussolini anderthalb Stunden lang; es war eine seiner glücklichsten Reden aus dem Stegreif; kein Wunder, daß sie den größten Beifall erzielte.

Aber all das war wahrscheinlich auch der Grund, warum sein Lehrauftrag im folgenden Jahre nicht mehr verlängert wurde. Jedenfalls glaube ich nicht, daß der folgende Vorfall das irgendwie beeinflusst hätte. Nämlich die junge Wittin, in deren Hause Mussolini damals wohnte, war verlobt, und ihr Brautigam sehr eifersüchtig auf Mussolini. Oft hatte er mit seiner Braut deswegen Streit, und einmal mißhandelte er sie dabei. Mussolini, der das hörte, sprang zwischen beide, stürzte den schweren Tisch auf den Brautigam und bearbeitete ihn dazu unaufhörlich mit Faustschlägen.

*

Als Mussolini im Jahre 1915 als Soldat wieder durch Tolmezzo kam — die Zeitungen hatten bereits über ihn geschrieben —, fand er beim Vorbeimarsch des Regiments auf dem Marktplatz auch jene Frau, die Brot, Obst und Erfrischungen für ihn gebracht hatte.

„Wohin gehst du jetzt, Benito?“ fragte sie ihn.

EIN NACHTLAGER AUF DEN KIRCHENSTUFEN

„Wohin soil ich gehen? In den Krieg, wie alle anderen: Bist du zufrieden, dafi ich kampf, um dein, unser Friaul zu verteidigen?"

„Ja. Ich habe dir das Zimmer bereit gemacht, weiBt du, dein altes Zimmer von damals. Kaum natte ich erfahren, dafi du auch hier vorbeikamst, so dachte ich sofort daran. Komm nun, nach so vielen Marschen sollst du wenigstens heute nacht ruhen."

Er zogerte einen Augenblick.

„Nein! Ich bin Soldat wie alle anderen. Gib mir zum Andenken diese dreifarbig, Blume, die du an der Brust tragt, und leb' wohl!"

Dann breitete er seinen Mantel auf den Stufen der Kirche aus, lehnte seinen Kopf an die von Generationen demitigter FiiBe abgewetzten Steine und verbrachte so die Nacht.

Als er damals, im Jahre 1908, seine Anstellung als Lehrer in Tolmezzo verlor, ging er wieder auf die Wanderschaft, nach Oneglia, wo er als franzosischer Lehrer im Privat-institut von Ulisse Calvi Anstellung fand. In den voraus-gegangenen Ferien, die er, sich politisch betatigend, in der Familie verlebt hatte, war ihm auch zum erstenmal in seinem Vaterland der ProzeB gemacht worden, und zwar wegen des alten Dreschmaschinenstreites. Man hatte ihn an der Spitze der Arbeiter, die streikten und die Maschinen auch nicht durch die Arbeitgeber bedienen lassen wollten, verhaftet, ihm den ProzeB gemacht, und ihn wegen Streitigkeiten mit den Halbpachtern und wegen Bedrohung derselben auf zehn Tage ins Gefangnis gesperrt.

Ein Freund, der auf diese Nachricht hin keuchend und atemlos zu Mussolini gelaufen war, fand ihn in Lektüre vertieft, als gerade die Carabinieri erschienen, um ihn ab-zufiihren. „Laßt mich das Kapitel zu Ende lesen," sagte Mussolini zu den Bewaffneten, indem er fur einen Augen-

DER ERSTE PROZESS IM VATERLAND

blick den Kopf vom Buch erhob: „Dann stehe ich zu eurer Verfügung!" Und als er dann abgeführt wurde und hinter ihm eine sich immer mehr vergrößernde Menschenmenge herströmte, sei das, wie der Maler Pietro Angelini, ein ebenfalls dabei anwesender Freund, berichtete, so eindrucksvoll und aufregend gewesen, wie eine Szene aus der Französischen Revolution; der Held des ganzen Vorfalls ging dabei ruhig seinen Weg, eingehüllt in so würdevolle Heiterkeit, daß niemand aus der Menge wagte, ein Gejohle anzustimmen.

XX

MUSSOLINI UND NIETZSCHE

Die Philosophie der Gewalt. — Von den kommenden neuen Menschen.

Der Wille zur Macht," so schrieb Mussolini damals in seiner bedeutsamen Studie über ‚Die Philosophie der Gewalt‘ (veröffentlicht in der republikanischen Zeitung ‚Il pensiero romagnolo‘), „der Machtwille ist ein Kardinalpunkt von Nietzsches Philosophie; aber es wäre ungenau, wenn wir annehmen wollten, daß alle Ideen Nietzsches sich auf diesen einzigen Begriff zurückführen lassen. Man kann diese Philosophie nicht definieren, weil uns der Dichter des ‚Zarathustra‘ kein System hinterlassen hat. Das, was in allen Philosophien hinfallig, unfruchtbar, negativ ist, ist eben gerade ‚das System‘, diese ideelle Konstruktion, die oftmals so willkürlich und unlogisch ist, daß sie, wie ein Glaubensbekenntnis, ein Mythos, eine Tragödie, oder eine Dichtung, ausgelegt werden muß.“

Nietzsche hat seinen Gedanken niemals eine schematische Form gegeben, er war zu französisch, zu südlich, zu mittelländisch, um seine neuartigen Spekulationen in den Rahmen einer scholastischen Abhandlung zu zwingen.

Für Stirner, für Nietzsche und für alle jene, die nur in seinem Buche „Der geniale Mensch“ die „Antisophen“ des Egoismus nennt, ist der Staat eine organisierte Unterdrückung des Individuums. Und dennoch existiert auch für die Schar der „blonden Bestien“ ein Prinzip der Solidarität, das deren Beziehungen zueinander beherrscht. Mussolini schreibt darüber:

DIE PHILOSOPHIE DER GEWALT

„Der Geselligkeitstrieb ist, nach Darwin, dem Menschen von der Natur selbst eingeboren. Man begreift ein Individuum nicht, das von der unendlichen Kette der anderen Lebewesen getrennt leben kann. Nietzsche fühlt die ‚Schicksalshaftigkeit‘ dieses Gesetzes der allgemeinen Solidarity, wie manes nennen mußte, und um diesem Widerspruch zu entgehen, entfesselt Nietzsches ‚Übermensch‘, Nietzsches Held, den ‚Willen zur Macht‘ nicht in der Richtung nach innen, sondern nach außen, und die tragische Größe dieses Unternehmens liefert dem Poeten noch für einige Zeit würdigen Stoff für seine Dichtung. Aber mit dem Krieg und den äußeren Eroberungen erweitert sich der Kreis der positiven Solidarität zwischen den Beherrschenden und richtet sich gegen die Beherrschten. Nun stellt sich Nietzsche abermals ein Widerspruch entgegen: entweder ist der Übermensch ‚einzig‘ und untersteht keinen Gesetzen, oder er muß eine Begrenzung seines individuellen Selbstbestimmungsrechtes zugeben, und damit reiht er sich wieder in die Herde ein. Aus diesem Dilemma sucht Nietzsche einen Ausweg, indem er sich vorstellt, daß die Gesellschaft krachend wie ein riesenhaftes Feuerwerk zusammenstürzen werde, und in der Orgie dieser Palingenesie werde der ‚Eine‘ schließlich wagen, wieder der ‚Einzige‘ zu sein, gegen alle und gegen alle.“

„Es ist also eine Art Chaos, eine riesenhafte Charybdis, in deren Abgrund die Staatsorganisation der aristokratischen Klasse untergeht. Und dieses Nachspiel soll dann dadurch beendet werden, daß der Mensch, nachdem er nicht mehr seinesgleichen zerstampfen, vernichten, hinopfern kann, die Waffen gegen sich selbst richtet und in seiner freiwilligen Entfernung von der Weltbühne die Tiefe und den Gipfel des eigenen Ideals findet, — oder aber ein Mensch der Mittelmäßigkeit wird, das heißt: Philanthrop, Humanist, Altruist. Wenn dann die moralischen Werte ‚umgewertet‘ werden, entstehen die asketischen

DIE PHILOSOPHIE DER GEWALT

„Ideale der buddhistischen und christlichen Religion. Die Sklavenmoral endet damit, daß sie den alten Kasten sogar die Freude des Unterganges vergiftet, die Schwachen triumphieren über die Starken, und die blassen Juden losen Rom auf.“

„Andernorts spricht Nietzsche von einem Jesus, der nach Liebe diirstet, nach Liebe zu den Menschen, von einem Jesus, der die äußerste Schmach des Kalvarienberges auf sich nahm, um eine unsterbliche Probe seiner Liebe zum Menschengeschlecht zu geben. Es ist ein Jesus von Pietro Nabor, ein Jesus, der mit einem hervorragenden visio-nären Temperament begabt ist, wie man solchen von Vishvavmitra, dem indischen Asketen, bis in die Mysterien und Doktrinen der orientalischen Religionen verfolgen kann, ein Jesus, begabt mit einer außergewöhnlichen Nervenkraft, durch die es ihm leicht gelingt, die an den Ufern des Jordans zusammenstromenden Massen des niedrigen Volkes in Bann zu schlagen; ein Jesus, der heiter und menschlich zum Opfergang aufbricht, in der innersten Überzeugung, daß es die Ewige Weisheit so will. Aber in diesem Erlöser personifiziert sich doch nach Nietzsche die geistige Rache der Sklaven?... Und in der Tat, mit dem Sturz von Rom verschwindet eine Gesellschaft von Beherrschenden, vielleicht die einzige, die es gab, seit die Menschen ihren Nachkommen Erinnerungen an die Ereignisse hinterließen.“

„Um dieses wilde Antichristentum Nietzsches zu begreifen, müssen wir seine innere Welt ein wenig erforschen. Er war zutiefst antideutsch. Die teutonische Schwere und das englische Handlertum waren dem Dichter des Zarathustra' gleicherweise unverdaulich. Vielleicht ist sein Antichrist das letzte Ergebnis einer heftigen Reaktion gegen das feudale pedantische christliche Deutschland. Aber noch eine andere Ursache, eine viel tiefere, inspirierte Nietzsche zu seinem antichristlichen Feldzug. Mit dem Christentum

DIE PHILOSOPHIE DER GEWALT

^triumphierte die Moral der Entsagung und der Ergebung.
„Auf das Recht des Starkeren — die granitne Basis der
„romischen Zivilisation — folgte die Nächstenliebe und das
„Erbarmen. Die Nächstenliebe zeugte zwanzig Jahrhunderte
„von Kriegen, die Schrecken der Inquisition, die Flammen
„der Scheiterhaufen, und vor allem — vergebt es nicht! —
„den modernen Europaer, dieses von seiner eigenen unver-
„besserlichen Mittelmäßigkeit auf geblasene Ungeheuerchen,
„— den Europaer, der eine Seele hat, die unfähig ist,
„stark zu wollen', und der doch nicht genügend reaktionär
„ist, um die feudale Vergangenheit zu verteidigen, und nicht
„genug Rebell, um die äußersten Konsequenzen der Revolu-
„tion zu ziehen; der klein ist in jeder seiner Taten, und
„stolz auf das parlamentarische System, das er die große
„Errungenschaft des Jahrhunderts nennt, seit ihm dadurch
„eine geräumige Politik auf der Basis der Wahlklientel und
„der Befriedigung uneingestandener Eitelkeit ermöglicht
„wurde."

„... Und schließlich ist in der Predigt des Evangeliums
„ein Begriff enthalten, der Nietzsche abstoßen mußte: die
„Parasie, die das Ende der Welt verheißt. Wenn eine solche
„niederdrückende Erkenntnis zu einem Moralgesetz wird,
„verwandelt sich das Leben in Vegetieren. Jeder Reiz
„hort auf, und der beängstigende, aber heilsame Stachel der
„Forschung stumpft ab. Der Mensch lernt sich in der Ver-
„stellungskunst der Feiglinge zu üben, welche sich tot stellen,
„um anderen die Tragödie der Gefahr zu überlassen. Jeder
„neuen Errungenschaft entsteht daraus eine Gefahr, droht
„eine Tragödie, da, wie Nietzsche sich poetisch ausdrückt,
„der Mensch ein Ding ist, das überwunden werden muß...
„eine Brücke, kein Ziel___; weil der Mensch die Möglich-
„keit haben müsse, sich selbst glücklich preisen zu dürfen, um
„seines Mittags und seines Abends willen, durch die ihm der
„Weg zu neuen Morgenroten gezeichnet ist...; weil er zu
„harmonischer Einheit das zusammenfügen müsse, was im

VON DEN KOMMENDEN NEUEN MENSCHEN

„Menschen Fragment, Mysterium und schrecklicher Zufall
„ist... Den Menschen von seiner Vergangenheit zu erlosen,
„heißt: all das neu schaffen, was jemals war, bis der Wille
„sagen kann: ‚Ja, so wollte ich es, so werde ich es wollen.‘“

„Ein solcher Machtwille, der sich in der Schaf lung neuer
„moralischer, kiinstlerischer oder sozialer Werte auBert, gibt
„dem LeBen einen Zweck. Hier verbrüidert sich Nielzsche
„geistig mit Guyau. Der Verfasser der ‚Irreligion de l'ave-
„nir‘ hat diesen tiefen Ausspruch hinterlassen: ‚Das Leben
„kann sich nur un terderBedingung erhalten daB es sich
„ausBreiten darf; leben heilit nicht rechnen, sondern haw-
„dejoi,;“

„Und Nietzsche sagt: ‚Schaffen! Das ist die groBe Er-
„losung aus den Schmerzen, und der Trost des Lebens. —
„Tot sind alle Gotter, jetzt wollen wir, dafi der.tbermQnsch

„Der Uebermensch—das ist die groBe Schopfung Nietzsches.
„Welcher geheimnisvolle Antrieb, welcher innere Aufruhr
„mogen wohl dem einsamen Professor der alten Sprachen
„an der Universitat Basel diese stolze Erkenntnis eingegeben
„haben? Vielleicht das ‚taedium vitae...‘ unseres Lebens,
„eines Lebens, das sich in der heutigen biirgerlichen Gesell-
„schaft abwickelt, wo die unverbesserliche MittelmaBigkeit
„zum Schaden der Pflanze Mensch triumphiert.“

^Nietzsche schmettert den Weckruf von der nahen Riick-
„kehr zum Ideal, aber zu einem Ideal, das im Grunde ver-
„schieden ist von jenem, an welches die vergangenen Gene-
„rationen glaubten. Um dies neue Ideal zu erfassen,
„wird eine neue Art von ‚freien Geistern‘ erslehen,
„erstarkt im Krieg, in der Einsamkeit, in der groBen
„Gefahr; Geister, die den Wind, die Firne, die
„Gletscher der hohen Berge kennen werden, und mit
„heiterm Auge die ganze Tiefe der Abgründe messen;
„Geister, die begabt sein werden mit einer Art von erhabener
„Perversitat; Geister, die uns von der Nächstenliebe, vom

VON DEN KOMMENDEN NEUEN MENSCHEN

**„Willen zum Nichts erlosen werden, indem sie der Erde
ihren Endzweck und den Menschen ihre Hoffnungen
wiedergeben.“**

So schrieb der junge Mussolini.

**In späteren Zeiten warf er von den Lehren des Meisters
manches über Bord, was ihm als Ballast erschien.**

IM TRIENT DES CESARE BATTISTI

Das Schicksal ruft! — Schulter an Schulter mit Battisti. — Klopstock,
Schiller und Platen. — Mussolini als Kolportagedichter.

Jenes äußerste Ende Italiens, zu dem Tolmezzo gehört, ist wie die Wunde eines schonen verstimmelten Körpers: es fühlt den Schmerz und den zuckenden Wunsch, sich mit dem jenseits der Grenze liegenden Gebiet wieder zu vereinigen. Und wenn auch der übrige Teil der italienischen Halbinsel daran oft nicht mehr dachte, so empfand man in Venedig und im Friaul den brennenden Schmerz immer wieder von neuem. Als Kind bin ich fünf- bis sechsmal im Jahre dort vorbeigefahren, und trotzdem ich mich an das sich immer gleichbleibende Schauspiel gewöhnt haben mußte, empfand ich doch jedesmal eine große Kälte und ein aufrührerisches Zucken im Herzen, wenn ich Pontebba sah, Pontebba, das doch ein so klares Wort ist und in „Pontafel“ verdeutscht so gar keinen Sinn ergibt. Ein lacherlicher Bach und zwei schwarzgelbe Pfähle auf der Brücke bildeten die Grenze, und doch war diesseits und jenseits die gleiche Landschaft, standen die gleichen Häuser, wohnten dieselben Menschen.

Ein wenig weiter nach Norden lagen Gebirgsketten und große Fliße — starke Barrieren auf österreichischem Gebiet. Für uns aber gab es hinter dieser vier Schritte langen Brücke keine Verteidigungsstellung, keinen Damm gegen einen feindlichen Einbruch, kein Hindernis gegen die Kaiserlichen, wenn sie diese Brücke überschreiten wollten.

„Muoià il vecchio Franz Joseph, e quest' innaturale artificiosa Austria si sfascia“: „Möge der alte Franz Joseph sterben und dieses unnatürliche künstliche Österreich zerfallen,“

DAS SCHICKSAL RUFT

horte ich beständig diesseits und noch mehr jenseits der Briicke sagen: „Das Beamtentum und das Heer, einst ein vorziiglicher Mortel, sind jetzt korrumpiert und hinfallig geworden, nur das Beharrungsvermogen des Alten funktioniert noch.“

Ich horte das so oft sagen, dafi ich schon gar nicht mehr glaubte, es konne je anders werden; denn rings urn Franz Joseph wurden alle alt, ailes zerfiel, alle urn ihn herum starben, nur er blieb, hartnackig und unsterblich wie ein Aberglaube.

Damals beriefen die italienischen Sozialisten jenseits der Grenze Mussolini als Sekretar der Arbeitskammer nach Trient. Er hatte bereits den Leidensweg des von keineni Konsul in der Fremde beschutzten Auswanderers durchschritten, er hatte die Leiden der unbeschutzten zerrissenen Grenzgebiete Italiens miterlebt, und nun sollte er jetzt durch unmittelbare Anschauung die Leiden jener unbeschutzten italienischen Bevolkerung miterleben, die ihrem natuerlichen Mittelpunkt, ihrer Kultur, ihren Interessen und dem Mitgefuehl ihrer Nation entrissen worden war: das Trient.

Das Schicksal rief ihn.

In den italienischen Provinzen, die damals unter Oesterreich standen, waren die Sozialisten zu jener Zeit die Lieblinge des „Vater Staat“. Dafur wurden sie vom einfachen Volk in Triest spottisch „Leccapiattini“ genannt, „Teller-lecker“.

In dem oft heftigen, stets sehr erbitterten Nationalitatenkampf, der die Tendenz hatte, die Einheit des Kaiserreiches zu sprengen, waren diese Sozialisten ein wertvolles antinationales Element und ein wichtiger Trumpf im komplizierten Spiel der oesterreichischen Politik und der k. k. Polizei. Denn der Wahlspruch der oesterreichischen Nationalitaetenpolitik war immer: Divide et impera — teile und herrsche.

Aber Cesare Battisti, der Pionier der sozialistischen Idee

in Trient, machte das Spiel der alldutschen Partei, die von Wien aus organisiert und ganz von dort beherrscht wurde, nicht mit. Es sei eine historische und moralische Notwendigkeit, zu vermeiden, daß sich die einzelnen Phasen der Entwicklung durcheinandermischen, behauptete er. Zuerst müsse das nationale Prinzip des zwanzigsten Jahrhunderts triumphieren; später werde dann das Volk schon einen Druck auf die egoistischen Minderheiten ausüben, um der Mehrheit das Recht auf Wohlstand zu sichern. Aber vor alien Dingen müsse man sich erst wieder mit dem Stamm der Ahnen vereinen. Die geistigen Fragen — Geschlecht, Sprache, Kultur — müßten dominieren, müßten den Kampf um die materiellen Dinge des Lebens (iberragen.

Durch diese Ideen war Battisti natürlich der offiziellen sozialistischen Partei Österreichs, die sehr deutsch gesinnt war, verhaßt, und auch der offiziellen Sozialistenpartei Italiens, die ihre Italienität nur sehr lau empfand, verdächtig. Ein Held im Leben und im Sterben, verdiente er sich mit all den Leiden und Mühseligkeiten den tragischen Aufstieg zum Strang. Er wurde von den Österreichern im Kriegsjahre 1916 nach Gefangennahme als Landesverrater gehängt, weil er, der Italiener und Trentiner, als österreichischer Staatsangehöriger auf der Seite Italiens mit der Waffe gegen Österreich gekämpft hatte.

Damals jedoch, als Mussolini sich gegen Ende des Jahres 1908 nach Trient begab, saß der schöne, dunkle Lockenkopf dieses romantischen mazzinianischen Verschwörers noch fest auf den derben Schultern des Gebirgsbewohners.

Dem neuen, jungen Sekretar der Arbeitskammer waren die tatsächlichen Verhältnisse am Orte vorläufig noch fremd. Anfangs hatte er sich der Gruppe des „L'Avvenire“ („Die Zukunft“) genähert, eines kleinen, sozialistischen Blattchens, das mit Österreich liebäugelte und von Wien aus gefüttert und vielleicht auch ausgehalten wurde. Aber es dauerte nicht lange, da erkannte Mussolini den wahren

Sachverhalt und ging nun zur Redaktion des „U Popolo“ („Das Volk“) über, der kleinen Zeitung, die Cesare Battisti gegründet hatte, deren Seele er war und für die er gerade jetzt Hilfe und Entlastung brauchte, um sich mit größerer Hingabe seinen wissenschaftlichen Arbeiten über die Erdkunde des Trentino zu widmen — Arbeiten, die heute als grundlegend betrachtet werden.

Der neue Chefredakteur Mussolini lebte mit seinen 120 Kronen im Monat in einem Strudel von Arbeit: Politik, Propaganda, Vereinsleben, Polemik, Artikelschreiben, französische Unterrichtsstunden, die Violine und noch anderes mehr. Aber weil das scheinbar zu wenig war, befaßte er sich auch noch mit persönlichen Studien und schrieb zum Beispiel eine Untersuchung „Über die Poesie des Friedrich Klopstock“, nachdem er zu diesem Zwecke die Werke des Dichters studiert hatte. Immerhin: den ganzen „Messias“ (demgegenüber die Lektüre des „Verlorenen Paradies“ von Milton eine kleine, schelmische, leichte Arbeit ist) durchstudiert zu haben, das ist schon ein Rekord.

Mussolini wollte damals einen Band „Kritische Studien über die deutsche Literatur“ veröffentlichen, der unter anderem die Arbeit über Klopstock und noch eine andere über „Die Frauengestalten in Schillers Wilhelm Tell“ enthalten sollte.

Es war die sentimentale Seite seiner Seele, die diesen Schüler Machiavellis und Nietzsches veranlaßte, den rauberischen Pessimismus dieser seiner Lehrer durch menschliche Empfindungen zu mildern und zu ergänzen; und eben dieses sentimentale Gefühl floß ihm auch eine ganz besondere Liebe für die optimistische und idealistische Dichtung Schillers ein.

Als Mussolini später im Kriege einmal verwundet im Hospital lag, brachte ihm ein Priester die „Jungfrau von Orleans“ als symbolische Gabe. Ich erinnere mich, wie er das Heftchen mit leuchtenden Augen durchblätterte und da-

bei ausrief: „Das kenne ich! Das kenne ich!“ Er hatte in diesem Biichlein einen Freund wiedergefunden.

„Geringschätzung des Lebens und Freiheitsdurst — das „sind die charakteristischen Züge sowohl bei Bertha als auch „bei Gertrud; sie sind beide Heldinnen der gühenden Vater- „landsiebe und können nur mit Adelaide Cairoli und mit „Luise Michel verglichen werden,“ schreibt Mussolini in seinem Aufsatz iiber „Die Frauengestalten in Schillers Wilhelm Tell“.

Zum gleichen Zyklus gehört auch sein Essay über „Platen und Italien“, in welchem sich das heftige und eifer- siichtige Nationalempf inden zeigt, das den Internationalisten und unversöhnlichen Revolutionar Mussolini schon damals beseelte:

„Geringschätzung der irdischen Güter, Liebe zur Einsam- „keit, Heimweh nach dem Tode, Cberwindung des Vater- „landes: giebt alle diese Elemente in die Seele eines Dich- „ters, und dieser Dichter wird jinitellandisch' in jenem „Sinne, den Nietzsche diesem Worte gegeben hat. — Es „ist also nicht verwunderlich, wenn Platen sich in Italien, „dieses eigentliche mittellandische Land, verliebte. Und urn „dem leonardischen Grundsatz zu folgen, wollte er den Ge- „genstand seiner Liebe in tiefster, innigster Weise kennen- „lernen. Er durcheilte also die ganze Halbinsel, in kurzen „Etappen, in groißen und kleinen Städten haltmachend und „sich an Sonne, Erde, Luft und Meer ergotzend. Es gibt „keinen Wink el Italiens, den Platen nicht besucht hatte; „aber niemals geschah das mit dem oberflächlichen Inter- „esse des Touristen oder mit der Einseitigkeit des Gelehrten, „sondern immer mit der Teilnahme eines Dichters im hoch- „sten Sinne des Wortes. Italien ist fiir Platen das ‚Land der „jjVerheißung‘, wo ailes heilig ist, und er begniigt sich nicht „damit, nur die Orte zu beschreiben, sondern er weckt Er- „innerungen auf, verkniipt die Vergangenheit mit der Ge- „genwart, laßt sie wieder aufleben und erlebt sie dann selbst

„wieder. In seinen Gedichten und Epigrammen finden wir „die Namen aller unserer Stadte," so schreibt Mussolini iiber Platen.

Die kirchliche Dogmatik laßt die Seelen ungetauft verstorbenen Kinder im Limbus wohnen. Sollte es je einen Ort geben, wo sich die Seelen solcher Bucher versammeln, die als Manuskript starben, ohne daß ihnen die Taufe des Gedrucktwerdens zuteil wurde, dann durfte man dort ganz sicher außer Carlyles „Geschichte der französischen Revolution", die von einem zerstreuten Freund im Manuskript verbrannt worden war, gewiß auch die „Geschichte der Philosophie" von Benito Mussolini finden; das Manuskript dieses Werkes, an dem Mussolini lange gearbeitet hatte, ein großes Konzeptbuch, war ebenfalls, aber von einer jungen Frau aus dem Volke und absichtlich, aus Eifersucht, verbrannt worden. Sie hatte die vielen großgeschriebenen fremden Namen in dem Manuskript zusammenbuchstabiert und war zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich um weibliche Namen handle, und also um eine Liebeskorrespondenz, an der sie nun flammende Rache nahm.

In den Jahren, als Mussolini das religiöse Problem, das ja mit der Geschichte der Philosophie engstens verbunden ist, studierte, schrieb er auch ein Buch über Johann Huß, ein Buch, das nicht den Feuertod fand, sondern gedruckt und sogar ins Böhmische (übersetzt wurde. Es scheint übrigens das einzige bemerkenswerte Buch gewesen zu sein, das je in italienischer Sprache über diesen ketzerischen Vorläufer Martin Luthers geschrieben wurde. Aber wenn auch der kleine Verlag von Guido Podreza, der diesen Band druckte, ein römischer Verlag war, so scheint es dort doch ein wenig böhmisch zugegangen zu sein, denn es wurden nicht einmal den Bibliotheken die gesetzlich vorgeschriebenen Pflichtexemplare zugestellt. Doch auch der Verfasser scheint ein wenig „bohème" gewesen zu sein, denn er hat

DER SCHRIFTSTELLER MUSSOLINI

sich nicht darum gekümmert, auch nur ein Exemplar aufzubewahren. Ein Federstrich ist eben für ihn wie ein Schwertstreich: nur so lange von Wert, als es gilt, etwas zu erobern oder zu gestalten.

*

Einer seiner alten Mitschüler aus Forlì erzählt, er habe kürzlich zu Mussolini gesagt: „Du, ich bewahre deine alten Briefe sorgfältig auf, denn sie erinnern mich an die Vergangenheit.“ — „Warum?“ hatte ihm Mussolini mit blitzenden Augen erwidert. „Warum? Die Vergangenheit ist nichts in sich Abgeschlossenes, sondern nur ein Übergangspunkt auf einer unbegrenzten Linie, die man Fortschritt nennt. Sich aufhalten heißt Zurückgehen, wir müssen aber vorwärtsschreiten, um besser zu werden und uns immer mehr hinauf zu entwickeln!“

Das ist wohl auch der Grund, warum sich Mussolini für das Fertige und Abgeschlossene, das eigentlich die Kunst immer bietet, nicht so sehr erwärmen kann, und sich um so starker für die stets veränderliche Politik begeistert, für dieses ewig labile Gebäude aus lebendigem Sand, wo jedes Individuum ein zentrifugal getriebenes Körnchen ist.

*

„La Vita Trentina“, die illustrierte Wochenbeilage der Zeitung „Il Popolo“, veröffentlichte damals, als er noch in Trient tätig war, einige der Novellen Mussolinis, die auch heute noch unterhaltsam und ruhrend zu lesen sind. Die Gestalten darin tragen fadenscheinige locherige Masken einer zynischen und blasierten Gleichgültigkeit, aber darunter hervor schimmert die elementare Glut der Freimutigkeit, der Leidenschaft und des Schmerzes.

„Ich bin ein ‚rond de cuir‘ an der Bank von Italien und Vorstand des ‚Uffizio Emissioni Internazionali‘. Ich bin 29 Jahre alt, ledig, und lebe mit meiner Mutter. Ich habe das juristische Staatsexamen an der Universität von Bo-

logna abgelegt und hatte, als ich die Doktorwürde erlangte, einen Augenblick lang den unklaren Wunsch Richter zu werden. Aber dann verzichtete ich auf die Toga und entschloß mich, in die hohe Bankbureaukratie einzutreten. Mein Monatsgehalt von 530 Lire erlaubt es mir, zusammen mit gewissen Renten aus den väterlichen Gütern, ein Leben der Bequemlichkeit zu führen ..."

So beginnt Mussolinis Novelle: „Nulla e vero, tutto e permesso" — „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt" —, ein Titel, der sowohl an Nietzsche, wie auch, vorausahnend, an Pirandello erinnert. Das kurze Probestück genügt, um zu zeigen wie vergeblich und klaglich dieser Versuch des Verfassers war, sich die moralischen Kleider dieses „rond de cuir" anzuziehen.

Dagegen findet man in dem dicken Schmdker ohne Kopf und Schwanz, dem historischen Roman a la Dumas, betitelt „Claudia Particella oder die Geliebte des Kardinals", von Benito Mussolini, einem wahren Film von ungeheurer Länge und krassesten Farben, wenigstens eine gewisse plumpe, brutale Vitalität. Aber ob nun in einem wertlosen Roman der Unterhaltungsbeilage oder in einer Rede, ob in einem Artikel oder in einer Regierungshandlung — stets findet der Verfasser Mussolini instinktsicher das Wort, den Satz, die Handlung von sicherer, drastischer Wirkung.

Dieser Kolportageschmoker „Claudia Particella oder die Geliebte des Kardinals", den Mussolini damals von Fortsetzung zu Fortsetzung für den „Il Popolo" schrieb, war für das Blatt ein wahrer Segen. Trotzdem verlor der launische Erzeuger dieser Kardinalgeliebten von Zeit zu Zeit die Geduld und hatte dann nicht übel Lust, dieses von seinem Geist spielerisch in die Welt gesetzte Kind, das ihm nun über den Kopf wuchs, einfach zu toten. Aber dann kamen Briefe von Cesare Battisti mit Verboten und Bitten: „Bring sie nur ja nicht um, um Himmelswillen, das Abonnement muß erneuert werden. Gib ihr noch ein wenig

Sauerstoff, denn das Bezugsjahr läuft ab." Solchermaßen gezwungen die Heldin zu verschonen, hielt sich dann sein Mordinstinkt an den Nebenpersonen schadlos, die er grausam niedermeuchelte.

Die Nahmadchen aber, die Handwerker und Handelshelfen des schönen Stadtchens am Fuße der Berge, fieberten jeden Morgen danach, schnell die Zeitung aufzuschlagen, um neue Tragodien zu erleben, und die von Mussolini vergossenen neuen Tintenströme mit Strömen von Tränen zu benetzen. Und die phantastischen Geschichten vom feudalen Erzbischof und seiner Geliebten erfüllten dann ihren grauen Alltag mit kostlichen Erregungen.

XXII

DER INTERNATIONALISMS UND DIE NATION

Wieder im Gefangnis. — „Italiens Grenze ist nicht bei Ala!“ — Aus Österreich ausgewiesen. — Handschellen und Etarcnwort. — Sozialismus und Futurismus. — Die Sprachenfrage.

Freitagmorgen gegen 9 Uhr.

„Teurer Gib!“

Ich schreibe Dir vom schönsten Aufenthaltsort, um Dir „Nachricht von mir zu geben (richtiger Soldatenstil!); „es geht mir gut, aber ich hore nichts von meiner unschuldigen Familie. Das Gefangnis hier ist ein libera us ange„nehmer Aufenthalt. Heute zum Beispiel unterhalte ich „mich damit, dem Regen zuzuschauen. Ich habe zwei „deutsche Bucher verschlungen und Maupassant gelesen. „Vielleicht entschwebt die auf mir lastende Wolke noch vor „Sonntag zum Himmel; inzwischen vergnuge ich mich also „im ‚De Profundis‘. Baroni schreibt mir von seinem „Ahnenschlofi aus, daB ich diese Kur hier auch auf spater „natte verschieben können. Als ob gewisse Dinge von uns „staubgeborenen Sterblichen abhingen, die wir wie Sand, „vom Sturmwind aufgewirbelt, umhergetrieben werden. „Am Dienstag, um 5 Uhr, werde ich meine Strafe abgebiifJt „haben; allerdings wird eine Stunde vorher, um 4 Uhr, vor „dem Gericht ein anderer Prozefi gegen mich verhandelt „werden; ich bin, scheint's, wie Simon vonCyrene dazu be„stimmt, die Verantwortung fiir fremde Schuld auf mich „zu nehmen. Diese seltsame, sehr seltsame Koinzidenz wird „Dir nicht gefallen. Meinst Du nicht auch, dafi es in diesem

„ITALIENS GRENZE IST NICHT BEI ALA“

„Fall ratsam ware ein Orakel zu befragen? Ich weiß, daß Du mir den delphischen Apoll empfehlen würdest. Ich «siehe allerdings die Sybille von Cumae vor. Wenn das Fatum meine Haft bis Dienstag verlängert, so laß Dich bei meinem Prozeß sehen. Du wirst mich an die ‚Vergeblichen‘ erinnern.

„Ich kann mich nicht dazu entschließen, Dir ein leeres Blatt zu schicken, daher noch ein paar Zeilen. Heute bin ich ganz mit einem meteorologischen Problem beschäftigt; ich möchte wissen, ob die atmosphärische Depression im Zentrum von Europa liegt oder ob sie sich auf den Süden beschränkt. Augenblicklich würde ich 36 Firsien für eine winzig kleine Wetterkarte mit Regelinien geben.

„Inzwischen grüße ich Dich

Mussolini.“

An Herrn Gib I

Café Zanella, Largo Carducci.

Aus dem k. k. Gefängnis in Trient.

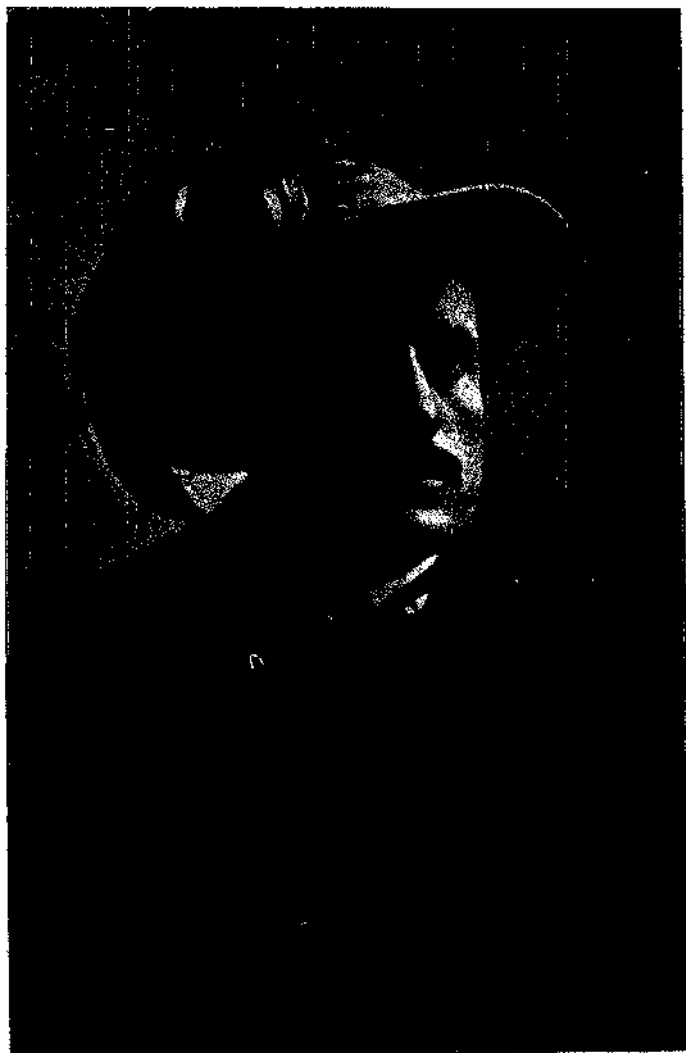
Die Reisen dieses „Lausbuben Mussolini“, wie ihn die österreichischen Zeitungen nannten, pflegten alle im Gefängnis zu enden. Er stand immer im Kampf gegen alle: gegen die Klerikalen, gegen die Ausbeutung oder Ausbeute österreichischer Gesinnter, gegen die Angstmeier und gegen jene Menschen, die nur auf Wahrung ihrer kleinsten, unmittelbaren, materiellen Interessen bedacht waren; insonderheit aber gegen gewisse Mitglieder der Arbeitskammer, die seine Sympathie für die sozialistischen Separationsbewegungen der Bohmen und der Italiener sehr ungern sahen. Diese hatten ihn nur zurückberufen, damit er für die in Wien zentralisierten wirtschaftlichen Organisationen Propaganda mache. All das brachte ihn schließlich so in Zorn, daß er zuletzt überkochte und die denkwürdigen Worte prägte: „Italiens Grenze ist nicht bei Ala!“ Für diese

geographische Betrachtungsweise wurde er, kaum aus der Gefangenschaft entlassen, zwar nicht verurteilt, aber aus österreichischem Gebiet ausgewiesen. Man brachte ihn in Handschellen zwischen zwei Gendarmen an die Grenze von Ala. Da das Polizeiamt um die Mittagsstunde gerade geschlossen war, öffnete ein reizendes, weißgekleidetes Personchen die Tür der anstoßenden Wohnung, wo der ungarische Baron von ... als k. k. Polizeikommissar und jungverheirateter Ehemann wohnte. Kurz darauf erschien der Baron selbst, unterzeichnete die Papiere, libernahm den Gefangenen und ließ ihn sofort von den Handschellen befreien. Es war i Uhr mittags; der Zug na ch Italien ging erst um 7 Uhr ab. Der Baron sah dem Gefangenen fest in die Augen: „Wenn ich Sie für die sechs Stunden frei gebe, geben Sie mir dann Ihr Ehrenwort, daß Sie sich dann zur festgesetzten Zeit auf dem Bahnhof einfinden? Werden Sie keinen Fluchtversuch machen? Geben Sie Ihr Ehrenwort, Herr Lehrer! Und nehmen Sie davon Kenntnis, daß ich Sie nicht einmal iiberwachen lassen werde.“

Als der „Gefangene auf Ehrenwort*“ piinktlich eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof ankam, fand er dort den Biedermann schon auf dem Bahnsteig auf und ab gehend vor und wurde von ihm mit einem leichten Kopfnicken begrüit.

Wenn Mussolini von seinen Gefangnissen erzählt, so verfinstert und verhartet sich sein Gesicht, als wolle er sich in sich selbst zurückziehen, um den Schmerz der Erinnerungen weniger Angriffsfläche zu bieten. Aber wenn er von diesem Vorfall erzählt, so erzittert seine Stimme in leichter Running, um der kleinen Geste liberaler Menschlichkeit willen, die ihm damals zuteil geworden war.

„Das Urteil der Ausweisung macht Mussolini Ehre, auch wenn es uns tiefen Schmerz verursacht; und wenn es auch für uns einen grolien Verlust bedeutet, so ist es doch für ihn ruhmvoll,“ schrieb damals Cesare Battisti im „Popolo“



Mussolini als Bersagliere



Mussolini als Soldat im kriege in der Stellung bei Javorzik

von Trient. Trotzdem erkalteten die Beziehungen zwischen den beiden Männern wegen eines unangebrachten Mitleides, das Battisti veranlaßt hatte, einen Unwürdigen als Nachfolger Mussolinis zu bestimmen. „Es scheint mir undenkbar," schrieb der ausgewiesene Mussolini damals, „daß mein Platz von so einem unsauberen Individuum ausgefüllt wird; meine Verstimmung ist so groß, daß ich mich fast schäme, jemals am ‚Popolo‘ gewesen zu sein."

Die beiden Männer sahen sich nicht mehr, bis der Abgeordnete von Trient, Battisti, 1914 als heimatloser Flüchtling, die Wachsamkeit der k. k. Polizei überlistend, nach Italien kam, um den heiligen Krieg Italiens gegen das Deutschtum zu predigen. In diesem Zeichen umarmten sich die beiden wieder ohne Groll.

Der Name des Individuums, das damals die Verstimmung zwischen den beiden zustande gebracht hatte, war Vasilico Vergani, ein Elender, der später in trauriger Weise berühmt wurde: als ein Judas, der in der Sturide der bevorstehenden Todesstrafe seinen einstigen Wohltäter verriet, verkaufte und beschimpfte.

*

Als der junge Sozialist Mussolini damals nach seiner Gefangenschaft aus Trient ausgewiesen worden war, und nun, wieder nach Italien zurückgekehrt, keinerlei Vorsicht gegenüber Österreich mehr zu beachten brauchte, veröffentlichte er ein dünnes Bandchen (es erschien im Verlag von „La Voce" in Florenz): „Il Trentino, veduto da un socialista" — „Das Trient, von einem Sozialisten betrachtet". Es war eines jener Bandchen, die man in Anlehnung an den historischen Begriff der französischen „cahiers de reclamations"* einfach „Heftchen" nannte. Wir vom neuen Bürgertum traten damals aus Widerspruch (der aber eigentlich nur ein verkleideter Rettungstrieb war) den Feinden des Bürgertums bei. „Wer in jenen Jahren kein Schurke war, wurde Sozialist," horte ich später sehr richtig Filippo Tu-

rati sagen. Es war der Sozialismus der „Schandempörung“ (im Original deutsch geschrieben. D. Hrsgb.), die ethische Revoke gegen das niedrige skeptische Schmarotzertum der kleinen Tyrannen im Süden und der Spekulanten im Norden — es war jener Sozialismus, der auf geheimnisvollen geistigen Wegen beispielsweise bis zu meinem von Spiel und Studien begrenzten Leben, in einem stillen Haus mit klerikal-gesinnten Neigungen, vordrang. Dieser Sozialismus hatte eine kalte, fast pedantische Verachtung für alles Rhetorische und für das „Achtundvierzigertum“, aber er war durchdrungen von Bewunderung für die Industrie und für die positiv-wissenschaftlichen Doktrinen Deutschlands.

Die kleine Generation der Epigonen, die der großen Zeit der Renaissance gefolgt waren, hatten Eigengut angehauft, indem sie auf das Bedürfnis nach Größe verzichteten. Diese verlorene Zeit mußte zurückgewonnen werden; und während bei uns zu Hause d'Annunzio uns mit neuem Aufwand überraschte, während die Sehnsucht Pascolis sich in neuen Melodien auflöste, und während man mit neuer Begeisterung die Anrufungen und Beschwörungen Carduccis wiederholte, entwickelte sich die italienische Kultur mit der Front zum Ausland in kindlicher aber nicht unfruchtbarer Eile. Menschen, Gedanken und Bewegungen, die anderswo für viele Generationen genügt hatten, erschienen bei uns fast gleichzeitig auf der Bildfläche, ohne daß es deshalb zu organischen Erschütterungen gekommen wäre. Papini und Prizzolini, die beiden unternehmendsten Bahnbrecher, riefen eine ganze Serie von Zeitschriften ins Leben. Ich nenne da von: „Il Leonardo“ (nietzscheanisch), „Il Regno“ (nationalistisch, von Enrico Corradini gegründet), dann „La Voce“ (eklektisch, von zäherem Leben) und später „Lacerba“, (die unter Mitarbeit von Soffici und des Futurismus des Marinetti für die „antikulturelle Kultur“ und für die antiparlamentarische Gewalt kämpfte): mit diesen erreichten wir die Schwelle des Krieges und die Teilnahme Italiens am Weltkriege. Nicht

ohne Bedeutung ist die Annäherung Mussolinis, des Intellektuellen unter der karglichen Schar der revolutionären Sozialisten, an jene anderen, aus der „Voce“ entkeimenden Bestrebungen, die auf die Wiedererneuerung der kulturellen Werte des Sozialismus gerichtet waren.

Wir waren damals alle dafür, Türen und Fenster der eingeeengten muffigen Umgebung aufzureißen; Turati wollte das schon langsam, nach und nach machen, Marinetti wollte die Fenster einschlagen, und Mussolini wollte die Mauern zerstören und sie dann erweitern — so wie es später im Kriege geschah.

In den Seiten seiner damaligen Broschüre: „Das Trient, von einem Sozialisten betrachtet“, spürt man schon die Schauer des kommenden Krieges, und wenn auch der Untertitel auf dem Umschlag lautete: „Bemerkungen und Notizen“ und damit den Willen aussprach, objektiv und dokumentarisch zu wirken, so klang das doch schon wie ein Signal zur Schlacht. Das Heftchen, in welchem die orthodoxe Solidarität der Internationale vom tiefen Ruf der Solidarität des Blutes und der Abstammung überklingt wird, ist eine harte Anklage gegen den zu schwachen und sich immer beschränkenden opportunistischen Nationalismus der irredentistischen Bürgerschaft; aber auch das Bürgertum des Königreichs Italien, das dem Kampf dieser seiner Feinde feig und unwissend gegenüberstand, bekommt seinen Teil ab: „... Sie glauben, daß man in Trient deutsch spricht!“ ruft Mussolini mit Bitterkeit aus! „Sie können das Trentino nicht von Tirol unterscheiden; mancher fragt sogar ganz einfältig, ob Trient auch am Meere lage wie Triest.“

Kritisch prüft er vom ersten Kapitel seiner Broschüre an die Theorien der Pangermanisten, der Verfechter des „reinen Ariertums“: die Franzosen Gobineau und Lapouge, der Engländer Houston Stuart Chamberlain, der Jude Woltmann, der Wiener Reiner — nicht ein einziger von diesen frenetischen Germanisten sei ein reiner Germane! — Als

guter Nietzscheaner interessiert er sich wohl für das Genial-schillernde dieser Ideen, aber trotzdem vernimmt man selbst in seinen objektiven Betrachtungen den empörten Protest gegen die Behauptung, daß die Italiener eine „Rasse des Chaos“ seien, daß Rom „die Hauptstadt des Chaos“ sei. Und wenn er unter den wenigen sonstigen Zitaten gerade Chamberlain ausführlich zitiert, zum Beispiel jene Stelle: „Ein einziger Spaziergang durch das Museum von Berlin, durch die Galerie der Renaissance-Büsten genügt, um sich davon zu überzeugen, daß der Typus der großen Italiener jener Zeit total verschwunden ist“, so tut er das, weil wahrscheinlich in seinem Innern unbewußt etwas gegen diese Behauptung Chamberlains rebellierte: „Und ich? Ich? Ich?“

Ich bin noch nie durch ein Museum oder eine Stadt Italiens gewandert, ohne darüber zu staunen, wie sehr auch das heutige Geschlecht Italiens noch die Prägung der Vorfahren trägt, so wie jener Condottiere, der Colleone in Venedig, dem Duce ähnlich sieht wie ein Bruder dem andern. Auf dem harten Amboß des Krieges, in der Disziplin des Fascismus hat sich — ein merkwürdiges Phänomen — dieser entschlossene kriegerische Typus in einem großen Teil der italienischen Jugend wieder verkörpert.

Mussolinis Broschüre befaßte sich auch eingehend mit den von den kriegslisternen pangermanistischen Theoretikern schon in der Vorkriegszeit geschaffenen zahlreichen und mächtigen Schulgemeinschaften und politischen Vereinen, und weist andererseits darauf hin, wie wenig von den Italienern diesen Dingen gegenüber an Propaganda und Aktion geleistet wurde. Allein welchen Wert hat die mechanische deutsche Gottheit „Organisation“ gegenüber dem Schicksal, das die mittelländische Gottheit ist? Die sich ungestüm vermehrende italienische Bevölkerung füllt mit unwiderstehlichem Trieb die Täler, drängt sich in die Engpässe der Alpen, macht den methodischen Barbaren jeden Fingerbreit

DIE SPRACHENFRAGE

Bodens streitig, schlägt Wurzeln und bleibt. Dieser Sozialist und Internationalist hat als erster, glaube ich, entgegen der bisher verbreiteten Meinung zu behaupten und zu beweisen gewagt, daß die lateinische Rasse an den Grenzen Italiens nicht Boden verliere, sondern im Gegenteil mit immer wachsenderer Schnelligkeit an Boden gewinne:

„ Welches werden schließlich die Ergebnisse dieses Kampfes sein? Wer wird der Besiegte sein? Welche Sprache, und damit, nach dem Ausspruch Giobertis: welche Nation, wird verschwinden? In den ladinischen Talern schreitet der Prozeß der Italianisierung unwiderstehlich fort; auch die deutschen Sprachinseln sind bedroht. Fortschritte des Pangermanismus sind nicht zu fürchten, nur muß man sie im Auge behalten. Das italienische Element, bestehend aus arbeitendem Volk, gewinnt an Boden. Die Deutschen sind für unsere Bodenkultur nicht geeignet und müssen den Platz räumen. Die ethnographische und psychologische Einheit Italiens befestigt sich.“ Weiter lobt Mussolini, „L'Avvenire del lavoratore“ („Die Zukunft des Arbeiters“), eine sozialistische, italienische Zeitung in Amerika, „weil sie dazu diene, die Gruppen der Auswanderer durch das nationale Band der Sprache zu verbinden.“ „Die materielle und moralische Einheit des österreichischen Proletariats läßt sich unmöglich auf die Dauer erzielen, weil jede Rasse, jedes Volk in seiner Arbeiterbewegung ein eigenes Gepräge hat, und man nicht gleich machen kann, was im Grunde verschieden ist... Eine fast militärische Disziplin will sich anmaßen, zwischen Arbeitern, die sich nicht als Brüder fühlen, eine ephemere Internationale zu verwirklichen.“

„Die organisierten Arbeiter verleugnen die eigene Nationalität nicht. Folgendes ist zum Beispiel eine Probe auf das Exempel: die italienischen Schreiner von Bozen, die in der Ortsgruppe mit den Deutschen vereinigt waren, hatten den Antrag eingebracht, sich bei den beruflichen

DIE SPRACHENFRAGE

„Versammlungen in italienischer Sprache auBern zu dur-
„fen. Die in der Mehrzahl aus Deutschen bestehende Lei-
„tung der Vereinigung gab diesem Gesuch keine Folge, und
„daraufhin griindeten die Italiener eine eigene selbststan-
„dige Gruppe, indem sie diese Separation durch einen An-
„trag zur Tagesordnung begruindeten, der eigentlich voll-
„ständig wiedergegeben zu werden verdiente. Das war eine
„gute Lehre fur gewisse liberale Sozialisten, welche in
„Wahlzeiten die Aufrufe in Triest in Slawisch und in Trient
„in Deutsch zu veroffentlichen pflegen!"

Jedenx JCompromiB abgeneigt, setzte sich dieser Sozialist Mussolini, wo es sich um die Sprachenfrage handelt — um die Sprache der seiner Ansicht nach siegreichen Nationalist —, fur die ladinische Sprache, die neulateinische Volkssprache, ein, die, ein wenig Sprachenbastard, in den Talern des Oberetschgebietes gesprochen wird, ahnlich wie im Friaul und in den abgeschlossenen Alpentalern von Graubiinden das sogenannte „Romanische" gesprochen wird. Auch im Trentino steht die Sprache wie eine Schranke zwischen Italien und den Deutschen. Mussolini verneint energisch, dafi Salurn, als die konventionelle Grenze des italienischen Sprachgebietes, auch die tatsachliche Grenze darstelle; dieser Ansicht ist er noch heute, und deswegen haben die Verfechter des sogenannten „Sudtirols" so viele Feindseligkeiten heraufbeschworen. Gleich dem „Popolo" von Cesare Battisti wiederholte auch Mussolini: „Soll das vielleicht ein intellektuelles Kriterium sein, was die Tiroler „Volksvertreter veranlafite, unsere Taler als eroberte Gebiete anzusehen, indem sie uns mit Gewalt eine fremde „Sprache aufdrangen? Gewalt wollen wir mit Gewalt beantworten.*'

In bezug auf die Zukunft stellt er in den letzten Seiten der Broschiire, unter Ausschluft aller rosigen Hypothesen eines friedlichen Optimismus, verschiedene Moglichkeiten auf: „Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten, wo die Nach-

„folge eines Herrschers Staatskatastrophen herbeiführt. „Was ist der Staat in seiner direkten materiellen Auswirkung? Der Staat ist das Heer und das Beamtentum. Der „österreichische Staat verfügt augenblicklich über ein sehr „ergebenes Heer und über eine Beamtschaft, die nicht „aus Pflicht, sondern aus Gefühl kaiserlich gesinnt ist.“ Es schien ihm absurd, darauf zu hoffen, daß Österreich die unerlosten Gebiete freiwillig abtrete: „Österreich erobert und annektiert, aber es tritt nichts ab. Österreich „kann das Trentino nicht abtreten. Es hat dort Dutzende „von Millionen hineingesteckt, aber nicht etwa um die Pellagra auszurotten — wohl gemerkt! —, sondern um starke „Kasernen und Militärstraßen zu bauen. Alle Berggipfel „sind befestigt! Aber,“ schreibt er weiter, „es gibt noch eine „Hypothese, und zwar die eines Krieges zwischen Italien „und Österreich, endigend mit dem Siege Italiens und mit „der Verpflichtung des geschlagenen Österreichs, einen Teil „der unerlosten Gebiete abzutreten...”

Gleich nach diesen bezeichnenden Punkten sagt er weiter: „Verzichten wir auf andere Hypothesen. Die nächste Zukunft des Trentino bleibt der ‚status quo‘.

Es ist klar ersichtlich, daß er jene letzte Hypothese, die er so lakonisch ausdrückte, als etwas ansah, was erst in einer weniger nahen Zukunft verwirklicht werden konnte.

Während seines Lebens in den Grenzgebieten war Mussolini zu der Überzeugung gekommen, daß der Nationalitätenkonflikt nicht etwa ein Produkt bürgerlicher Ideologie sei, das durch andere, proletarische, Ideologien überwunden werden konnte, sondern, daß es sich hier um eine physiologische Erscheinung handle, durch welche die Klassen-solidarität sehr erschwert wird.

„O Franza o Spagna, basta che se magna“: „Ob Frankreich oder Spanien — wenn man nur zu essen hat,“ pflegte eine populäre Possengestalt des 17. Jahrhunderts zu sagen; und sogar das Wunder der Renaissance stieß bei den Massen

nur auf geringe Teilnahme, besonders in Suditalien und bei den Bauern. Durch die Organisation dagegen wird der gestaltlosen Masse des „Lumpenproletariats“ das Bewußtsein gemeinsamer Ideen und einer
ähnlich dem Begriff der Gemedinde und der
geimgft, wodurch das volkische Bewußtsein, das einst Privilegium weniger Aristokraten war, in neue und tiefere Volksschichten dringt.

Das Wort Vaterland ist, wenn es auch nur selten genannt wird, das natürliche, selbstverständliche Ergebnis dieser Lehre.

XXIII

DER KLASSENKAMPF

Mussolini lehnt jede Gehaltserhöhung ab. — 120 Lire genügen. — Der Sozialismus als eine Magenfrage. — Die Keime des Faschismus in den Anschauungen des Sozialisten Mussolini. — Brot für die Menge, Kampf und Aufstieg für einige Auserwählte.

Als Mussolini in Forlì Sekretar der „Federazione collegiale socialista“ (Sozialistische Wahlvereinigung) war, lebte er mit seiner Familie — er hatte inzwischen geheiratet und die kleine Edda, sein Erstling, war schon geboren — von 120 Lire im Monat; soviel betrug sein Gehalt. Dabei beschränkte sich seine Tätigkeit nicht nur auf die Propaganda und die Organisation, sondern er hatte auch noch im Januar 1910 die Wochenschrift „La lotta di classe“ („Klassenkampf“) gegründet und ihre Leitung übernommen; auch ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß er trotz all dieser Arbeiten sogar noch in der Druckerei beim Setzen mithalf. Als ihm damals eine Zulage von 30 Lire monatlich angeboten wurde — jemand hatte sogar ein Monatsgehalt von 200 Lire vorgeschlagen — antwortete er: „Ich erkläre, daß ich jede Gehaltserhöhung ablehne. Ich will nicht ein Kanonikus der sozialistischen Organisation werden.“

Das Erstgeburtsrecht seines Geistes wollte er um kein noch so großes Linsengericht verkaufen. „Ich kann aus Rücksicht auf mein Gehirn kein Hausknecht der Propaganda sein, kein wanderndes Grammophon. Ich werde zwar meine Propagandareisen durch die Sektionen fortsetzen, aber ich verlange von meinen Genossen eine gewisse Zurückhaltung, denn sonst würde ich dadurch, daß

„mich meine Propagandaarbeit nachstens vielleicht ganz „meiner geistigen Arbeit entziehen und mich mit fortschreitender Verdummung bedrohen konnte, in ein Dilemma „kommen. Und schließlich ist es besser, weniger an Konferenzen teilzunehmen und dafür reicher an Gedanken zu „sein, als immer den Rosenkranz oberflächlicher und rhetorischer Schwatzereien abzubeten. — Die Leiter der politischen und wirtschaftlichen Bewegung, die Umstürzler „von heute, sind, soweit sie nicht Bürokraten sind, entweder Leute, die die Sache als einen Beruf ansehen, der „ihnen zuweilen Kardinalseinnahmen bringt, oder sie sind „Redner, die mit ihrem Propagandawerk eine halbmiche Speculation betreiben; sie sind Revolutionäre, die nicht an die „Revolution glauben, mittelmäßige Menschen voll Halbheit, mit halbem Gewissen und halber Bildung. Das Ideal? „Zum Teufel mit dem Ideal. Keiner glaubt mehr daran. „Und wenn irgendein Sonderling noch daran glaubt, so gilt „er als ein Dummkopf, der mit dem Monde liebaugelt. — „Wir gehören aber noch zu dieser winzigen Schar von Einzelgängern."

In jenen Jahren begann die Tragödie, an welcher Mussolini zeit seines Lebens leiden sollte: Die Verachtung der Menschen. Im Jahrgang 1910 bis ungefähr 1912 seines Blattchens „*La lotta di classe*" dokumentiert sich diese Krise auf dramatische Weise. Vielleicht noch trauriger sind die darauffolgenden Zeiten, wo nicht mehr debattiert wurde; damals machte er sich die Beobachtung von Leopardi zu eigen, daß reife Menschen tolerant und alte nachgiebig werden, während die Jugend mit unbarmherziger Strenge urteile, indem sie unbewußt alle Gedanken, Handlungen und Charaktere mit einem Ideal vergleiche, das sie sich gebildet habe. Und erst später stellt sie durch Erfahrung fest, daß dieses Ideal nicht existiert, und dann entspringt dem pessimistischen Absoluten ein relativer Optimismus.

SOZIALISMUS UND IDEALISMUS

Mit seinen 27 Jahren kampfte Mussolini als Sekretar der sozialistischen Bezirksvereinigung verzweifelt, aber vergebens, um die Wiederherstellung des Idealismus im italienischen Sozialismus. Von 1898 bis 1904 hat er sich den Kopf mit allen moglichen Dingen und Fragen belastet: mit dem „Brot auf dem Stand“, mit Prozessen, Volksabstimmungen, Amnestien fur Verurteilte, mit der Freiheit der Syndikatsverbände, mit der wirtschaftlichen Beurteilung der Streiks, und mit sonst noch allerhand revolutionären und heroischen Stürmen. Zwei junge Neapolitaner von lebhaftem Geist und sturmischer Beredsamkeit, Arturo Labriola und Walter Mocchi, hatten damals, 1904, versucht, mit dem ersten politischen, nicht wirtschaftlichen, Generalstreik den Syndikalismus nach Sorel zu verwirklichen. Abstrakte Naturen wie alle Südländer, war ihr Gedanke vor allem auf eine zähe, konkrete und überaus geduldige Organisation der Handwerker gerichtet; sie schrieben „Syndikalismus“, aber sie sprachen es „Revolution“ aus. Doch ihre Mühe war vergebens. Die larmende Anhängerschaft der Schwankenden applaudierte zwar den extremen Gewalttätigkeiten, aber es gab in jener Schar keinen General, der fähig gewesen wäre ein Heer aus ihnen zu bilden. Dem Labriola genigten aber die tonenden Versamlungsreden vollkommen. In den wenigen Jahren hatte er alle Augenblicke aus geringfügigen Motiven, ohne bestimmte und ohne feste Ziele, Generalstreiks entfesselt. Und diese Streiks endigten schließlich immer damit, daß das aufgebotene Militär die Menge wieder zur Arbeit trieb und der Streik dann wieder auf irgendeinen anderen Tag verschoben wurde. — Mocchi wurde später Theaterimpresario und Labriola Abgeordneter.

Inzwischen hatte man es, dank der politischen Organisation der Po-Ebene und dank der Arbeit Anna Kuliskoff's, die für ein Frauen- und Kinderschutzgesetz, das der Ausbeutung durch die Fabriken einen Riegel verschieben sollte, kampfte, so weit gebracht, daß Philippo Turati, wenn ich

DER SOZIALISMUS ALS EINE MAGENFRAGE

nicht irre 1900, dieses Gesetz in der Kammer vorbringen und auch die Annahme durchdrücken konnte. Daraus ergaben sich für das Po-Tal eine intensivere Bodenkultur, eine Vermehrung und Verbesserung der Industrie und der Bodenerzeugnisse, und eine größere Verwendung von Maschinen. Aber jenseits dieser Grenzen hatte der Sozialismus wenig wahrgenommen und nichts getan; der kleine Landbesitz und die Halbpächter hatten seiner Ausbreitung einen Damm gesetzt. Auch aus diesem Grunde konnte sich der Sozialismus nicht verjüngen, und so wurde die wirtschaftliche Besserung im Zeitraum von einigen zehn Jahren schließlich zu einem Selbstzweck, der die Proselyten der „Schandempörung“ anekelte.

„Mit dem Gefühl können wir nichts anfangen, für uns ist der Sozialismus eine Magenfrage. nichts als eine Magenfrage,“ mit diesen Worten hatte ein Sozialistenführer von damals, der es übrigens noch heute ist, 1910 in der Schweiz, in einer Versammlung von italienischen Emigranten einen der Bewegung sympathisch gegenüberstehenden idealistischen Priester verhöhnt.

Dieser materialistische und gezahmte Reformismus bildete nun einen Teil des schmarotzerhaften „alten Italiens“. Ein wenig Lärm auf den Gassen, viel Intrigen auf den Korridoren, viel Reden und viele Artikel: man fand keinen Widerstand. Der Kuchen aus Spelzmehl: die Erweiterung des Wahlrechts oder irgendein Sozialgesetz — war ja erobert, und auch ein t)berfluß von Millionen war vorhanden, um die Verbände in Ruhe zu halten. Man schrie: „Sieg!“, die „kleine Kombination“ herrschte, und die neue Arbeiteraristokratie befleckte sich, noch während sie im Entstehen begriffen war, mit der gleichen Feigheit, die das alte Bürgerturn ausgezeichnet hatte.

Wie groß auch die Mängel des Individuums sein mögen, so antwortet doch unfehlbar aus der Tiefe des gemeinsamen Gewissens irgend etwas auf den Appell an das Ideal,

KEIME DES FASCHISMUS IM SOZIALISTEN MUSSOLINI

wenn dieser Ruf von einer Seite kommt, die das moralische Recht hat, ihn auszustofien. Innerhalb weniger Monate gelang es der von Mussolini geleiteten „Lotta di classe“, die fettgewordene Partei mit dem Garstoff der Unruhe zu erfiillen. „Mussolini sagt — Mussolini behauptet...“, dieser Name lief in mehr oder weniger bruderlichen Streitigkeiten durch die offiziellen Tageszeitungen der Partei, und sogar der „Avanti“ war gezwungen, des of tern das Wochenblatt aus der Provinz zu zitieren.

Auch noch vor seiner offenen Auflehnung weigerte sich Mussolini, fur den standigen Unterhalt seiner Zeitschrift etwas von dem „UberschuB aus Trinkgelagen“, wie er die Parteizuschnisse nannte, anzunehmen. „Es handelt sichhier „nicht darum, lediglich allwochentlich ein Blatt vollzu- „schreiben und herauszugeben, sondern fur uns ist die Zei- „tung die Partei, sie ist unser Banner, sie ist unsere Seele. „Die offizielle Partei figuriert auf jener Biihne, wo die po- „litische Komodie des dritten Italien gespielt wird, nur noch „als eine groÙe Leiche, oder, wenn ihr es weniger drastisch „horen wollt, als eine groÙe Apotheke, die auf dem Wege „zum Bankrott ist.“

So urteilte er iiber die Partei. Der Sozialismus selbst war aber fiir ihn etwas anderes! „Der Sozialismus ist etwas „Hartes, Strenges, aus Gegensatzen und Gewalt Bestehen- „des, ein Krieg; und wehe den Weichherzigen in diesem „Kriegel Er ist eine schreckliche, ernste und erha- „bene Angelegenheit. Nur dadurch, daB er so ist, kann „er sich verwirklichen und sich davor bewahren, zum Schla- „affenland fiir Politikaster und Schwachlinge zu werden. „Der Sozialismus ist kein Handelsgeschäft, kein Spiel fiir „Politiker, kein Traum fiir Romantiker, und noch viel „weniger ein Sport: er ist die Kraftanstrengung, die der „moralischen und materiellen Erhebung dient, sowohl im „einzelnen als auch fiir die Allgemeinheit; und er ist viel- „leicht das groÙte Drama, das die menschliche Allgemein-

DER SOZIALISMUS IST DAS GROSSTE DRAMA

„heit je erschüttert hat, erschüttert zu dem Zwecke, um die „Briicke vom tierischen zum menschlichen Menschen zu „schlagen, von der Vorgeschichte zur Geschichte, eine „Br(icke, die die Menschheit vom Kampf urns Leben zum „Verstandnis fur das Leben fiihren wird. Vor dem Alpha- „bet muB das. Brot da sein und nach dem Brot kann das „Alphabet an die Reine kommen; nurjinter jdieser Bedin- „gung wird man jenes menchliche Element schaffen Jkon- „lieir, das zur Verwirllchhung der Idee auf dem Wege be- „JRlirrlieir Arbeit _und indiYiduellder Reinigung unentbehr-

*

Was gibt es doch in der ruhigen, idyllischen Provinz fur eine freundliche Art, Meinungen auszutauschen! Mussolini vergniigte sich einmal damit, aus einem einzigen Artikel einer einzigen gegnerischen Zeitung des Ortes eine Bhitensele all der Schimpfworte herauszusuchen, mit denen er bedacht wurde, vom „Spitzbuben“, „Zuchthausler“, „Lebemann“, „paranoischen Kretin“, einschliefilich der Beiworte „bestochen“ und „geisteskrank“ an, bis zum SchluBakkord: „widerliches Rep til“.

„Unser Leben,“ antwortete Mussolini darauf in ruhiger Weise, „ist ein offenes Buch, in dem man die Worte ‚Stu- „dium, Elend, Kampf‘ lesen kann. Nicht einmal der Schat- „ten einer souveranen Gnade ist darin zu finden. Wir fiih- „len uns stark, weil wir uns rein fiihlen. Wir fiihlen uns „stark, weil wir keine Freunde haben und eher dazu neigen „unseren Bekanntenkreis zu verringern als ihn zu erwei- „tern.“

„Wir verlangen keine Popularitat, keine Anhanger, keine Stimmen, wir wagen es, riicksichtslos die Wahrheit zu sagen, auch jenen ins Gesicht, die uns nachfolgen.“

Die Ideen iiber die Verwirklichung des Sozialismus, die er hier, wie auch an anderen Stellen, in jener Zeit darlegte, sind eigentlich nur dadurch originell, da6 sie sich vom Mar-

xismus entfernen, sowohl in bezug auf die Voraussetzung eines historischen Materialismus, als auch in der Ablehnung der Zwangsläufigkeit einer antikapitalistischen Wirtschaft. Viel origineller und überzeugender ist Mussolini dort, wo er jene Grundidee andeutet, die später in Faschismus ausreifte: Dem Volke viel Brot, vollwertig.entschädigte Arbeitskraft,„und ein Mittelmaß .you. würdigemstand und humanerKultur. Die Entbehrung aber bleibe das stolze Privilegium der „Aristoi“, die mit heldenhafter Freiwilligkeit zu geistigen Eroberungen aufsteigen.

PROZESSE UND RAMPFE

Der „Gegenpapst“ Mussolini. — Die Frage der direkten Aktion. — Die Opposition gegen die Landung in Lybien. — Geschehnisse in Forli. — Mussolinis Verteidigung. — Eine neue Gefängnisstrafe.

Im „Popolo d'Italia“ kann man heute oft die Aufforderung an alle Faschistenblätter lesen, sie mögen dem Duce ein Exemplar jeder Ausgabe direkt in die Privatwohnung senden. Diese Zeitungen blättert er alle durch, keine entgeht ihm, viele liest er ganz. Er kennt aus Erfahrung die Bedeutung der dunkeln Orte geheimer Versammlungen, der abgeschlossenen Gärten in der Provinz, wo zwischen Kraut und Rüben zuweilen auch eine Eiche Wurzel schlägt. Wir haben eben kein London oder Paris, von wo die öffentliche Meinung ihre Direktiven einzig und allein bezieht.

So konnte es geschehen, daß das kleine Forli damals Sitz des „Gegenpapstes“ wurde, der den offiziellen Sozialismus von Mailand und Rom bekämpfte. Auf dem Kongreß in Mailand im Jahre 1910 hatte der „Gegenpapst“ Mussolini gegen Parlament, Parlamentarismus und Volksvertreter gekämpft, die Wahlen für wertlos erklärt und die zur Eroberung neuer Sitze gebildeten „Blocks“ abgelehnt, — und das alles, wie er selbst sagt, „in einer so ketzerischen Rede, daß ich mich wundern mußte, nicht gesteinigt worden zu sein“. Er war für völlige Unversöhnlichkeit, für sofortige Revolution, für eine direkte Aktion.

Und er gab in Forli ein Beispiel dazu.

Das kam so.

Im September 1911 organisierte die Regierung unter Giovanni Giolitti die Expedition nach Lybien.

Ich erinnere mich noch recht gut des Ruckschlages, den diese Ereignisse im verehrungswürdigen Salon der Anna Kulischkoff auslosten, die damals vom Domplatz aus die Po-Ebene und Italien beherrschte. Turati hatte dort das Bureau der „Critica Sociale“, und dort kamen auch die wenigen Vertrauten unter den Intellektuellen des Sozialismus in Mailand zusammen.

Die Strafen waren an jenem Tage von einer erregten Menschenmenge bevölkert, die unaufhörlich auf und ab flutete. Und über all diesem Gewimmel thronte oben, im dritten Stock des Hauses, Anna Kulischkoff, diese zarte Frauengestalt, die wie eine Martyrerin und Asketin wirkte. Einst blond und schön, jetzt durchsichtig und ganzlich verbliht, mit welchem Gesicht und Haaren von verblichenem Gold, strömte sie trotz der Gicht, die ihre Knochen verunstaltet hatte, den magnetischen Zauber und die Kraft eines Herrscherwillens aus. In diesem, von den Gefangnissen Rußlands, Frankreichs und Italiens zermarterten Körper lebte ein erleuchtetes Gehirn, vielfach geschliffen wie ein Diamant, aber auch so gefühllos und hart wie ein solcher. Sie hatte sich nie geschont, seit sie als achtzehnjährige Beamtentochter in das Elend eines litauischen Dorfes gegangen war, um, wie es das nihilistische Evangelium vorschrieb, „primitiv“ zu werden und sich dem Volke zu nähern; zwei Jahre hatte sie so in der rohen „Isba“, der Mitte der Landbewohner, zugebracht, und sich ihre karge Nahrung mit Waschewaschen in eisigem Wasser verdient. Auch das Leben als Revolutionarin hatte an ihrem Körper gezehrt.

Idealistin und Stoikerin, ohne Schwachen und ohne Leiden schafften, lebte sie nur für das sinnlich Fabikbare und für die Idee; im Grunde ihrer russischen Seele war sie mystisch veranlagt, dabei aber nicht, wie es die Russen in der praktischen Auswirkung ihres Intellekts sind. Eitel war sie nicht, aber voll stolzen Ehrgeizes. Die gewundenen und ver-

queren Wege waren ihr so natürllich, daß sie unfähig war, direkt aufs Ziel loszuschlagen; so beherrschte diese wahrhaft bedeutsame Frau aus dem Dunkeln heraus die Massen, gegen das Parlament und gegen die Presse, wobei sie den sie umgebenden Männern nach außenhin den Anschein der Macht und des Handelns überließ, etwa in der Art wie im großen Katharina von Medici den Thron gegen König und Hoflinge behauptet hatte. Aber alien diesen Genies der verwickelten Gedankenintrige, Katharina von Medici oder Cesare Borgia, war es nie gelungen, sich andere als sehr mittelmaßige menschliche Werkzeuge dienstbar zu machen, und sie mußte ihr wundervolles, aus dem Nichts erschaffenes Gewebe wieder in Nichts zerrinnen sehen, weil der rote Faden der Realität darin fehlte. Und ebenso erging es im kleinen trotz ihrer außergewöhnlichen Gaben dieser Metaphysikerin in der Politik, Anna Kulischkoff. Solche Geschöpfe enden immer mit dem Bankrott.

Zwischen Anna Kulischkoff, Filippo Turati und Claudio Treves, dem damaligen Chefredakteur des „Avanti“, gab es an jenem Abend, als die italienischen Truppen in Tripolis landeten, eine erregte Aussprache.

„Man muß jetzt mehr als je Anhänger Giolittis sein. Giolitti muß an unsere Unterstützung gebunden bleiben, wir müssen ihn an eine liberale und philosoziale Politik fesseln, damit er das lybische Unternehmen in Grenzen und Schranken halt. Verlassen wir ihn jetzt, so wird er anderen parlamentarischen Gruppen versklavt und zu einer reaktionären und extremen Kolonialpolitik gezwungen.“

So dozierte Claudio Treves; er war die lebende Verkörperung eines Sophisten aus einem Dialog von Plato: die wahre und die falsche Rede strömten ihm in gleichem Flusse von den Lippen. Das war die Art, wie man in den hohen sozialistischen Kreisen damals vorwärtszukommen pflegte: mit Stimmenschacher, mit teils offentlichem, teils verschleiertem Unterstützen, mit freundlich-feindlicher Neutralität,

bezahlter Feindseligkeit und teilnehmender Stimmenthaltung. — Die blauen Augen Claudio Treves' funkelten vor Begeisterung für seinen geliebten Giolitti und vor Freude über den Horizont allersubtilster Spitzfindigkeiten, den er vor sich ausgebreitet sah. Es war die Freude, die der Künstler an seiner Kunst empfindet.

Filippo Turati war unsicher und gegenteiliger Meinung. Er war eine Art von Hamlet: Gewissen und Tragheit lähmten ihn, sobald es zu einem Entschluß und zu einer Tat kam. Dieser auf die Jurisprudenz und Literatur eingeschworene brave Perfektensohn, der unter seinen geistigen Aktiven die juristische Doktorwürde und ein sentimentales, leicht humanistisches Buch poetischer Übertragungen aus dem Englischen zu verzeichnen hatte, sonst aber aller soziologischen und volkswirtschaftlichen Studien entbehrte, — dieser brave Perfektensohn, selbst ein Beamter in spe, war mit 25 Jahren in Neapel, als er sich in einer pessimistisch-neurasthenischen Krise befand, der Kulischkoff begegnet, und die kluge und despotische Ausländerin hatte es fertig gebracht, aus diesem Mann das Haupt einer jugendlichen Umsturzpartei zu machen — ein herrliches Paradoxon in der Chronik Italiens.

Im allgemeinen neigte er mit einigen Schwankungen in diesem Fall zum Anschluß an die Regierung, was weniger unbequem war als eine Opposition. Aber nun lief Anna Kulischkoff einem ihrer typischen plotzlichen Einfälle freien Lauf. Sie fiel über den armen Treves mit schneidenden Worten her und donnerte ihn nieder; dabei erhob sich ihre laute Stimme in der Erregung des Streites zum gellenden Falsett der Slawen, ihre Gebärde wurde auf reizend, und der Blick der stahlernen, im Zorn verengerten Pupillen wurde formlich stechend. Auch Turati wurde nicht verschont: „Wirklich Filippo, wirklich, daß auch du so denkst — das versteh' ich durchaus nicht.“

Am andern Morgen erschien der „Avanti“ mit einem

OPPOSITION GEGEN DIE LANDUNG IN LYBIEN

prachlvollen Artikel seines Chefredakteurs Claudio Treves; Inhalt: Die sozialistische Partei geht zur absoluten unversöhnlichen Opposition über! — Treves war eben ein gegeborener Dialektiker, es bedurfte für ihn nur der Anregung und des Ansporns, um einen Artikel von sich zu geben; die Überzeugungen dazu liefen ihm sozusagen auf der Straße, im Spiel der Gedanken und am Faden der Gespräche, zu»

Die parlamentarische Opposition, die im Salon der Großstadt so furchterregend schien, wurde in einem Winkel der Provinz von einem jungen Mann doch etwas anders beurteilt. Dieser junge Mann, Mussolini, war immer darauf aus, in den Dingen das Zukünftige zu erspahn; er ahnte auch wirklich die Dinge voraus und wollte auch etwas.

Wir, die verehrungswürdigen pazifistischen und humanitären Ideologen, waren aus Grundsatz gegen jegliche Gewalt, sei es von Volk gegen Volk, vom Staat gegen das Individuum, von der Klasse gegen die Persönlichkeit. Mussolini, der Terrorist von Forlì, hatte keinerlei abergläubische Furcht vor kolonialen Eroberungen oder vor dem Kriege, aber er mißbilligte die Expedition nach Lybien aus politischen Gründen. Die Tatsachen rechtfertigten nur allzusehr seine weitblickenden Worte vom 30. September 1911: „Italien beginnt heute eine neue Periode seiner Geschichte, eine Periode, die ungewiß und voll schrecklicher unbekannter Dinge ist. Ein Krieg war fast stets noch das Vorspiel zur Revolution.“

Doch die Opposition gegen den Krieg machte sich, da sie nun einmal da war, ernsthaft daran revolutionär zu sein und auch vor Gegenständen nicht zurückzuschrecken.

Erst einige Tage vorher hatte Mussolini auf dem Marktplatz von Forlì der Menge die Schwierigkeiten einer revolutionären Aktion vorgestellt und die Frage aufgeworfen, ob man so weit gehen sollte. „Ja, ja, es lebe die Revolution!“ antwortete es ihm zur Antwort, und die Menge beifallte stürmischen Beifall dazu. Aber während noch die Volksversammlung,

GESCHEHNISSE IN FORLÌ

von revolutionärem Mut erfüllt, so brüllte, ertönten aus der Menge Rufe „Kavallerie kommt“, und als man nun ein aus der Feme herdringendes Geklapper hörte, löste sich die Menge in panischer Flucht auf. Mussolini blieb allein und konnte den Fliehenden nur noch nachrufen: „Elende Feiglinge!“

Und trotzdem tat er mit einigen von ihm entflammten jungen Leuten immerhin noch so viel, daß es der Regierung schließlich zu viel wurde. Er wurde angeklagt, am 24. September 1911 die Ausführung folgender Verbrechen beschlossen zu haben:

1. Widerstand gegen die öffentliche Gewalt und Bedrohung der öffentlichen Beamten.

2. Gewaltsame Freiheitsbeschränkung der zu den Waffen Einberufenen, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Beleidigung der öffentlichen Beamten.

3. Gewaltsame Schließung der öffentlichen Betriebe und industrieller Unternehmungen, mit daraus sich ergebenden Arbeitsniederlegungen in der Industrie.

4. Gewaltsame Aufhaltung der elektrischen Bahn aus der Romagna, verbunden mit Zerstörung der Güterwagen und der Gleise.

5. Beschädigung der Telephonleitung.

6. Beschädigung der Telegraphenleitung durch Niederlegung der Stützpfähle und Zerreißen und Entfernen der Drahte.

7. Gewaltsame Aufhaltung einer Eisenbahnlokomotive.

8. Anbringung einer Telegraphenstange auf den Eisenbahnschienen, wodurch ein Schnellzug gefährdet wurde.

Dieses alles sollte angeblich in Forlì am 25., 26. und 27. September ausgeführt werden!

Wenn man das, was man anfangs von Herzen bekämpfte, später so von Herzen lieben kann — wie groß muß dann die Liebe des jetzigen Ministerpräsidenten für die Autorität des Staates sein! Ich glaube, nur wenige Minister werden einen

MUSSOLINIS VERTEIDIGUNG

ähnlichen vorministerlichen „Rekord“ in bezug auf „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ aufweisen können.

Mussolini war bei der Vernehmung vor Gericht ganz ruhig. Nur gegen den letzten Punkt der Anklage wehrte er sich stürmisch, denn das war tatsächlich der einzige Punkt, der die Grenzen einer politischen Handlung überschritt und durch seine Unmenschlichkeit eines politischen Kampfers unwürdig war. —

Mussolinis Verteidigungsrede lautete:

„Die Erklärung des Generalstreiks in Forlì geschah ganz unabhängig von der von mir erwogenen Aktion. Das Proletariat von Forlì hat keinerlei Sympathie für mich. Wenn ich erkläre, daß ich die (Sabotage) als Kampfmittel anerkenne, so verstehe ich darunter nach meinen Theorien nur die wirtschaftliche Sabotage, die man nicht mit Vandalismus verwechseln darf. Ich kann dem Abschneiden der Telegraphendrähte als einer Protesthandlung zustimmen, aber ich brandmarkte den Versuch, eine Telegraphenstange über die Schienen zu legen, um einen Zug zur Entgleisung zu bringen, weil der Zug, der vorbeifahren sollte, eine neutrale Sache ist. Sabotage muß meiner Ansicht nach einen moralischen Zweck haben.“

„Auf dem Bahnhof leistete ich sogar der Menge Widerstand, um einen Überfall auf das Telegraphenamt zu verhindern. Ich stürzte und wurde durch einen Sabelhieb verwundet. — Die Gewalttaten wurden vor allem durch die feindselige Haltung der Gewalthaber hervorgerufen.“

Was die Versammlung vom 25. September anbelange, so sei seine dort gehaltene Rede lediglich „historisch, geographisch und aufklärend“ gewesen; er habe in dieser Rede geäußert:

„Zwischen uns Sozialisten und den Nationalisten ist folgender Unterschied: Jene wollen ein großes Italien, — ich will ein Italien, das gut bebaut, reich und frei ist. Denn ich würde es stets lieber vorziehen, ein Bürger Danemarks

MUSSOLINIS VERTEIDIGUNG

„als ein Untertan des Kaisers von China zu sein.“ — Und dann fuhr er in seiner Verteidigungsrede fort:

„So stellte ich mich auf den Boden der Vaterlandsliebe; ich war vielleicht etwas zusammenhanglos, und das wurde mir auch als eine Schwache gegenüber dem Nationalismus verübelt. Hatte ich einem streng revolutionären und internationalen Gedankengang folgen wollen, so hätte ich mich eigentlich über die Expedition nach Lybien ebenso freuen müssen, wie die ersten Christen sich über den Verfall Roms freuten: ‚Was schiert es mich, wenn das Imperium in Trümmer geht, wenn sich nur über diesen Trümmern das Kreuz erhebt!‘ So hatte auch ich behaupten müssen: ‚Wenn das offizielle Italien sich in ein Unternehmen einläßt, das ihm Blut und Geld kostet, so wird dadurch sein Widerstand gegen die Verbreitung unserer Ideen und gegen die Slofte einer Revolution verringert.‘ — Aber — so sagte ich den Leuten — da ich Italiener bin und das Land, in dem ich geboren wurde und dessen Sprache ich spreche, liebe, so erkläre ich mich als guter Italiener, gestützt auf wirtschaftliche und geographische Daten, gegen dieses Unternehmen, weil dadurch jene Interessen der Nation, mit denen auch die des Proletariats unloslich verknüpft sind, ernstlich gefährdet werden können. — Ich habe geschrieben und gesagt, was ich sagte und schrieb, — weil ich jenes Italien liebe und jenes Italien ersehne, das sich entschließt, seine endlich erkannte Pflicht zu erfüllen, nämlich seine Kinder aus dem doppelten Elend, dem wirtschaftlichen und moralischen, zu erlösen.“

„Es ist grotesk, daß man in meinen Zeitungsartikeln das Eingeständnis dieser, wie die Anklage sagt: beabsichtigten Verbrechen finden will, wo doch meine Artikel nur den Mythos des Generalstreiks und die ‚Religiosität‘ der neuen Gesamtktion beleuchten. Ich weise die Anklage einer Mitschuld an den Taten der von der Menge begangenen wilden Zerstörung als unwahr zurück.“

EINE NEUE GEFANGNISSTRAFE

„Und nun will ich schließen.“

„Ich schließe wie jener Philosoph, der über seine Haus-
tur geschrieben hatte: ‚Wer eintritt, macht mir Freude,
wer nicht eintritt, erweist mir eine Ehre.‘ — So sage auch
ich zu ihnen, meine Herren vom Gerichtshof: Wenn Sie
mich freisprechen, so machen Sie mir eine Freude, denn Sie
geben mich meiner Arbeit und der Gesellschaft wieder,
wenn Sie mich aber verurteilen, so ehren Sie mich damit,
denn Sie sehen hier vor sich nicht einen Obeltäter, sondern
einen Verteidiger seiner Ideen, einen Aufwackler der Ge-
wissen, einen Streiter für einen Glauben, — für einen
„Glajiben“, dem Sie ihre Achtung nicht versagen können,
denn er ist erfüllt von den Vorgefühlen der Zukunft und
der großen Kraft der Wahrheit.“

Fünf Monate Gefängnis — auf so viel wurde im Urteil
die Strafe herabgesetzt — ergeben noch keine Märtyrer-
krone, aber sie sind auch keine ganz geringe Strafe für eine
ungebärdige talenturstige Jugend. Wer das Gefängnis schon
einmal geschmeckt hat, für den ist das Risiko einer solchen
neuen Verurteilung etwas Schreckliches. Trotzdem hat Mus-
solini sowohl damals als auch später jedem Prozeß die Stirn
geboten, ohne je seine gelassene Ruhe zu verlieren.

DER NEUE LEITER DES „AVANTI“

Der Kongreß von Reggio Emilia. — Nochmals Bissolati. — Ein Sieger — oder ein sentimental er Dichterling? — Ghefredakteur Mussolini. — Kampf gegen die Freimaurerei.

AIs Leonidas Bissolati in den letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts — im Jahre 1892, wenn ich nicht irre — nach Rom berufen wurde, um die erste sozialistische Tageszeitung, den „Avanti“, zu gründen und zu leiten, sagte er, als die Sprache auf die Gehaltsfrage kam, ganz schlicht: „Aber ihr wißt doch, daß ich täglich 10 Lire Rente habe, also brauche ich nichts weiter zum Leben.“ Sein Gehalt als Leiter fand sich dann stets auf der Liste der freiwilligen Sammlung wieder, mit der Bezeichnung „von N. N. gestiftet“. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit nahm er dann später, schon betagt, als Sergeant der Alpenjäger an den Kämpfen im Schützengraben teil. Und im Parlament sagte er einmal zu seinen alten politischen Glaubensgenossen: „Wenn das Wohl des Vaterlandes es erfordert, werde ich die Kraft haben, euch alle fusihieren zu lassen.“ —

Er war ein Charakter, der solche Kraft wohl finden konnte, wenn sein Gewissen es ihm gebot. Aber war er auch politisch klarsehend genug, um die Notwendigkeit wahrzunehmen?

Dieser Hebe, lautere und vornehme Mann hatte in bezug auf sein pathetisches Ungeschick Ähnlichkeit mit Massimo d'Azeglio und Benedetto Cairoli, Männern, die für ihr Land ehrend sind, solange sie nur die Richtung weisen und idealistisch handeln, die es aber ruinieren, wenn sie die voll-

ziehende Gewalt ausüben sollen. Man darf Gott nicht durch Kinderkreuzzüge auf die Probe stellen.

Im Jahre 1909, nach der Annexion von Bosnien und der Herzegowina — der erste Funke, der den europäischen Brand entfachte —, wollte damals Bissolati nicht alien Ernstes, daß Italien Österreich-Ungarn den Krieg erkläre, um ihm eine exemplarische pädagogische Belehrung zuteil werden zu lassen, weil das Kaiser reich die Verträge vergewaltigt habe? Dabei hat te Bissolati seit 20 Jahren immer gegen die „unproduktiven“ Ausgaben für das Militär Einspruch erhoben und wußte sehr gut, daß infolgedessen das Heer, sowohl in bezug auf Mittel als auch auf Menschen und Geis, schlecht ausgerüstet war. Und in ähnlicher Weise ließ er 1917 seinen eigenen Einfluß ausschalten, indem er einem Minister ohne Portfeuille zustimmte und dadurch die dummen Streiche und Schwächen einer Regierung deckte, in der er nichts gait. Ebenso rechtschaffen und unfähig war sein Benehmen als Parteivorstand in den Jahren 1909 bis 1912, und Mussolini, der flinke Lowe, hatte ein leichtes Spiel, die unschuldige flügellose Taube abzuwerfen.

Damals beklagte ich es zum erstenmal, nicht wie immer dem Sozialistenkongreß beigezogen zu haben, der in jenem Jahr zu Reggio Emilia abgehalten wurde und sehr sturmisch verlief. Gewöhnlich waren diese Kongresse langweilig und eintonig verlaufen. Damals aber wurden Bissolati nebst Bonomi und Cabrino unter der Anklage allzu großer Gefügigkeit gegen die Regierung aus der Partei ausgestoßen, und das gleiche Schicksal traf auch Guido Podrecca als Freund der libischen Expedition.

Bissolatis Haltung war immer unlogisch. Kein Wunder, daß ihm in Mussolini ein bedeutungsvoller Gegner entstanden war. Über diesen unvorhergesehenen Gegner horte man die widersprechendsten Urteile; befreundete Reformsozialisten, denen es leid tat, daß sie aus Gewissenszwang der Ausschließung des alten Mannes Bissolati hatten zustimmen

müssen, schrieben mir und riihmten die Erscheinung des bis dahin unbekannten und nun plötzlich ans Licht gelangten Mussolini: „Ein prachtiger magerer Jiingling, mit einer explosiven Beredsamkeit, die trocken, feurig und eigenartig ist. Ein Mann von grofter Zukunft, von dem wir noch mehr horen werden; er ist der kiinfelige Herrscher der Partei!" So lautete ein Urteil. — Im Gegensatz hierzu aulierte sich Anna Kulischkoff sehr absprechend: „Wahrlich, wahrlich, dieser ist kein Marxist und ebensowenig ein Sozialist. Und ein Politiker ist er auch nicht. Wahrlich, wahrlich, er ist ein Dichterling — ein Dichterling, der Nietzsche gelesen hat."

Zum Teil gab ich ihr darin spater recht. Im Augenblick aber erschien mir Mussolini als ein Held der ritterlichen Dichtungen, als einer jener Helden, die einsam in den Waldern aufwuchsen und dann, wenn ein Turnier verkiindet vvird, unvermutet, rnit armseligem Zaumzeug aber einem schneidigen Schwert, auf dem Kampfplatz erschienen, die Tapf ersten und Beruhmtesten aus dem Sattel hoben, sich mit geschlossenem Visier verbeugten und dann wieder fort, ins Unbekannte ritten. So etwa wie Amadis von Gallien oder Hiion von Bordeaux. Und immer pflegten sie Glanz, Schimmer und bestiirtzes Staunen zu hinterlassen.

Aber als ich dann Mussolini kennenlernte, erinnerte er mich durch seine Fana tike rau gen und durch die Imperatorennase viel mehr an Girolamo Savonarola.

Nach dem Siege Mussolinis auf dem Sozialistenkongreß in Reggio hatte es der Kongreft, der wie alle diese Versammlungen die Mittelmajigkeit liebte und Angst vor jeder wahren tiberlegenheit hatte, nicht gewagt, dem Sieger nun auch den Siegespreis zuzuteilen. An Stelle von Claudio Treves iibertrug man die Leitung des „Avanti" einem harmlosen Revolutionar, Giovanni Becci, der keinerlei Verdienste aufzuweisen hatte. Er empfing von den Redakteuren gewisse Direktiven, die damit begannen: „Der Klassenkampf ist das Kreuz und das Entziicken des Proletariats!", und Claudio

Treves aber schrieb nach wie vor seine Artikel im „Avanti“, Artikel, die in jener Ode immerhin ein Wunder an Eleganz waren. Aber endlich mußte man sich im Dezember 1912 doch entschließen, Mussolini nach Mailand zu berufen.

Er übernahm die Arbeit, indem er erklärte: „Die politischen Artikel in der nun von mir redigierten Zeitung schreibe ich allein.“ Diese Artikel waren im Gegensatz zum Floretlgefecht seines Reformistenvorgängers ungelenkt, apodiktisch, aber schneidig wie ein Schlachtschwert. Von den eisernen Schliessen des Nietzscheaners ging ein eiserner Klang von Unerbittlichkeit aus: „Es muß!“ (Diese Worte sind auch im Original deutsch. D. Hrsgb.) In jeder Silbe jedes Wort von ihm spürte man den ganzen Mann mit seiner ganzen Kraft und mit allem Blut.

In kurzer Zeit hatte der „Avanti“ seine bisherige Auflage von 40000 überschritten und war bei 100000 angelangt. Wohl war die Prosa von Turati geschliffener, die von Prampolini seraphischer und die von Giovanni Cibordi in schönen Carducci-Perioden gedreht, — aber die Schreibart des neuen Mannes Mussolini war unwiderstehlich, sie triefte von Leidenschaft und wimmelte von Tatsachen; das war nicht mehr Wort oder Schrift, sondern geradezu Tat, das war eine wirkliche Besitzergreifung der Gemüter mit der Zange der Tatsachen und der ungeschminkten Nacktheit des Wortes.

Die Partei mußte nun mit neuem Kampfgeist erfüllt werden. Als erstes galt es, sie von dem bürgerlich-demokratischen Einfluß der Freimaurerei zu befreien. Diese, eine auferstehende Kennerin und Entzweierin der Menschen, hatte nicht verabsäumt, ihre Einladung an Mussolini immer wieder von neuem ergehen zu lassen. Aber er hatte keine Sympathie für diese Institution, die ihm den typischen Niedergang der alten regierenden Stände in Italien zu verkörpern schien; aus den Katakomben der Märtyrer war sie zu einem Konventikel von Glucksjägern geworden. Ihm gefiel weder ihre Ideologie noch ihre Neigung zum humanen Pazi-

KAMPF GEGEN DIE FREIMAURER

fismus und zur demokratischen Gleichmacherei; für ihren verdächtigen Internationalismus konnte er sich ebensowenig erwärmen wie für ihren brünstigen, aber dabei unreinen Italianismus; er lehnte ihren grobschlachtigen Antiklerikalismus ebenso stark ab wie den Hermetismus ihrer geheimen Riten, vor allem aber konnte er ihr dunkles, unterirdisches, geheimes Wirken nicht vertragen, das ihm einen fast physischen Widerwillen einflößte.

Auf dem Kongress von Ancona Heft er deshalb eine Erklärung veröffentlichen, daß die Zugehörigkeit zu einem Freimaurerorden mit den Anschauungen eines Sozialisten unvereinbar sei. Neun Jahre später, 1922, wiederholte er dieselbe Erklärung in bezug auf die Faschisten.

In jenen vorhin besprochenen Jahren war es auf den Marktplätzen Siiditaliens wiederholt zu beschämenden, aber typischen Auftritten gekommen. Dort unten stand man noch im Kampf gegen Hungerlöhne und eine fast viehische Lebenshaltung. Der Sozialismus kümmerte sich um die armen unwissenden Ackerbautreibenden des Sudens nicht, weil es da keine Fabriken gab und also auch keine Arbeiter, die man organisieren, und für die man höhere Löhne ausschlagen und Abgeordnetensitze erobern konnte. Die spanisch angehauchte Herrenklasse des Siidens verteidigte sich nicht mit ökonomischen Mitteln, sondern appellierte an den Papa Staat und nahm, seine Carabinieri und Soldaten zu ihrem Schutz in Anspruch. Es war ein mittelalterlicher Zustand: auf der einen Seite Dummheit und gieriger Hochmut, auf der andern Seite, beim Volk, Dummheit und fanatische Erbitterung, die sich verzweifelt den Soldaten entgegenwarf; ging mal durch das Geschrei eine Waffe los, rotete sich bald der Platz von vergossenem Blute.

Nach einer dieser heftigen Ausschreitungen warf Mussolini in seiner Zeitung „Avanti“ im Jahre 1913 einmal die Frage auf:

„Wie ist es nur möglich, daß noch heute in Italien, von

„dem wir als der großen Meisterin der Zivilisation träumen,
 „wehrlose Greise und schwangere Frauen über den Haufen
 „geschossen werden? Und wie ist es möglich, daß die Re-
 „gierung, selbst wenn sie keine Millionen mehr dafür übrig
 „hat, den Leuten von Rocca Gorga, die um Kloaken, Ärzte
 „Wasser und Licht bitten, nichts anderes schickt als Cara-
 „binieri, die den heiligen bürgerlichen Protest des Volkes
 „auf blutige Weise zum Schweigen bringen?“

Und am nächsten Tage schrieb er wieder:

„Jenen, die mit dem Sozialismus den Begriff des Idylli-
 schen, Arkadischen, Pazifistischen verbinden, die an das
 „Dogma von der Unantastbarkeit des Menschenlebens glau-
 „ben, mag vielleicht unser Ruf als ein Fluch erscheinen.
 „Doch für uns ist das Leben nicht das einzigste. Gut, es
 „ist kein Ding an sich, sondern nur ein Mittel. Sandor
 „Petöfi singt: ‚Das Leben ist mir teuer, die Liebe noch mehr,
 „doch für die Freiheit opfere ich beide.‘ Wer dem Men-
 „schenleben Wert zubilligt, jener urteilt die
 „ffifiU mna, Stillstod.^{7<}

„Und trotzdem, nein!“

„Es ist logisch, sozial, menschlich...“

„Wir haben schon gesagt, daß man für das ländliche
 „Italien, für die Tausende von Rocca Gorga und Verbicari
 „über die Halbinsel Verstreuten, menschlichere Lebensbe-
 „dingungen schaffen muß, um dadurch jene Ursachen zu
 „verringern, die immer wieder zu dem führen, was wir in
 „Italien bereits einen ‚klassischen‘ Exzeß nennen, und unter
 „welchem jedesmal eine waffenlose Menge zu leiden hat, deren
 „Empörung durchaus nicht darauf gerichtet ist, einen Auf-
 „stand gegen die Regierung zu beginnen, sondern die sich
 „nur aufbaut, um das zu erhalten, was seit über einem
 „Jahrhundert, ja stets, Gemeingut aller zivilisierter Länder
 „gewesen ist.**“

„Unser Werk, das bei flüchtigem Hinschauen eine Arbeit
 „mit negativen Dingen zu sein scheint, hat seinen großen

DAS ARME VOLK

„Werl darin, daft es die Regierung zwingt, Vorsorge zu „treffen. Wenn die Regierung das nicht tun kann oder es „ nicht zu tun versteht, so ist das um so schlimmer fur sie.“

Das ist der Aufschrei eines humanen Mannes und eines Patrioten, und er zielt mitten auf den Lebenspunkt der nationalen Ehre; aber nicht „im Namen der zu Boden getretenen Freiheit“, nicht mit Ideologien, nicht mit tonenden Worten. Kloaken, Arzte, Wasser, Licht sind die realen Dinge, die dieser „große kraftige Bauer“ von der Regierung fur das Volk verlangt; mjeji^cjyic^

will er, und nicht Rigieruj^sum^ AberjerJ^aiLsi&h das Recht zur Rache vor, nicht melaphorisch, nur mil dem Stimmzettel, sondern totend^ um nicht getotet,zu.,werden

Hier finden wir schon die faschistische Lehre von jener Gewalt, die gesetzlich ist, wenn sie „notwendig,recht-schaffen und ein chirurgisches Heilmittel isl. Das war schon (Jamais sein Regierungsprogramm. Zehn Jahre spater, im Juli 1924, sagte er: „Das Volk hat; soof t ich nut ihm in „Beriihrung kam, nie von mir verlangt, es von einer Tyraxmei zu befreien, die es nicht spurt, da sie nicht existiest, — „es hat mich immer nur um Eisenbahnen, Hauser, Brucken, „Was.ser, Licht und StraBenbauten gebeten.*

XXVI

DAS VORSPIEL ZUR TRAGODIE

Sokrates und die Tumulte von Rocca Gorga. — Mussolini übernimmt die alleinige Verantwortung. — Der Intellektuellenhafi in der Partei. — Das Bluthad der Proletarier. — „Utopia.“

Soo ft ich die Apologie des Sokrates lese, muft ich an Mussolini denken. Besonders aber damals, als an einem Fruhlingstage des Jahres 1914 der President des Schwurgerichtes in Mailand dem Angeklagten das Wort erteilte, und sich darauf der Leiter des „Avanti“ erhob.

Ich habe in meinem Leben die Fiirsten des italienischen Forums reden gehort und die beriihmtesten Redner eines jeden Landes, aber das, was ich nun horte, war in mysteriöser Weise etwas ganz anderes. Mussolini sagte:

„Ich bedauere es nicht, und werde es nie bedauern, jene „Artikel geschrieben zu haben, als mir der Telegraph die „Nachricht von jenen Tumulten (ibermittelte; ich hatte in „jenem Augenblicke den Wunsch, die hilflosen Menschen in „Rocca Gorga empfinden zu lassen, daß es neben ihnen, „den verlassenen Italienern, auch noch andere Italiener gibt, „die Verstandnis für ihr Unglück haben. Ich wollte, daß „die soziale Bedeutung dieser Erörterungen sowohl jene, die „in Italien regieren, als auch jene, die sich regieren lassen, „zum Nachdenken veranlasse. Nachdem ich dies gesagt „habe, bitte ich Sie, meine Herren Geschworenen, den verantwortlichen Redakteur freizusprechen. Von dem Augenblick an, wo der Urheber des Deliktes vor Ihnen steht, „liegt keine Veranlassung mehr vor, den verantwortlichen „Redakteur zu verurteilen; ich bitte Sie, auch meine andern „Mitangeklagten freizusprechen. Im Grunde genommen bin

„ich der alleinig Verantwortliche für das, was ich schrieb, „und für das, was ich zu veröffentlichen gestattete. Deshalb „müssen alle Blitzstrahlen des Gesetzes nur mein Haupt „allein treffen, das durchaus nicht unschuldig ist, denn ich „bin rückfällig, nicht im allgemeinen, sondern im beson- „ren, und wahrscheinlich werde ich wieder in die gleiche „Schuld verfallen, ja, ich betrachte dies fast als eine Ehren- „sache. Ob Sie mich verurteilen oder freisprechen, macht „mir gar nichts. Das Gefängnis ist im Grunde eine ertrag- „liche Sache. Ein russisches Sprichwort sagt, daß man vier [„Jahre Gymnasium, zwei Jahre Universität, und zwei Jahre „Gefängnis durchmachen müsse, um ein vollkommener „Mann zu werden. Wer einen allzu lebhaften Verkehr mit „Menschen hat, spürt von Zeit zu Zeit das Verlangen nach „Einsamkeit. — Und nun noch etwas, was ich sonst nicht „vor Beamten im Talar äußern würde, die ja nicht die Ver- „pflichtung haben, intelligent zu sein oder Verständnis für „jenen Grad der Vorurteilslosigkeit zu haben, der es allein „ermöglicht, die ganze Wahrheit und Schönheit meiner „paradox-scheinenden Behauptungen zu ermessen; ich sage „Ihnen: Sie müssen uns freisprechen, nicht weil wir das „Delikt nicht begangen haben, sondern gerade deshalb, weil „wir es getan haben, und weil wir versprechen, wieder rück- „fällig zu werden. Stellen Sie sich ein Italien vor, in dem „36 Millionen Bürger in so gleicher Weise denken, als wären „ihre Gehirne alle aus derselben Form gegossen — dann „hätten Sie entweder ein Irrenhaus oder die Herrschaft des „t)berdrusses und der Torheit.“

„Wozu sind denn Meinungsverschiedenheiten, Antithesen, „Kämpfe da? Einstimmigkeit, Gleichförmigkeit — ist see-
rt)fischer Tod. Meine Herren Geschworenen, beugen Sie sich „vor dem Philosophen Heraklit, dem Melancholiker von „Ephesos, der einst erklärte: .Kampf ist der Ursprung aller „Dinge'. Nun wohl, lassen Sie uns den Kampf, gebenoie „uns die Freiheit zu kampf en, und Sie ehren damit nicht

„nur einen groBen Philosophen, sondern auch ein groBes „Prinzip: das Prinzip der Freiheit.“

Man muB diese kurze, mit ruhiger, fester Stimme, ohne Ungestum und deklamatorische Gesten gehaltene Stegreifrede gehört haben, urn nachfühlen zu können, wie durch den stickigen heiBen Saal bei diesen Worten ein Hauch von Unsterblichkeit zog.

Als Mussolini die Leitung des „Avanti“, wo ich das Ressort der Kunstkritik innehatte, übernahm, bot ich ihm aus Taktgefühl meine Entlassung an, die er jedoch nicht annahm. Späterhin haben wir dann oft in seinem Zimmer disputiert, über den Feminismus und über Nietzsche, und manchmal traf ich ihn auch bei besonderen Gelegenheiten in der Partei, wenn ich mich dazu entschloß, an den mittelmaßigen und wenig fordernden Schwatzsitzungen teilzunehmen, zu denen auch er nur selten kam.

Bei den Parteidiskussionen dominierten damals die „geistig Armen“; aber nicht jene, die der Sinn des Evangeliums meint. Je weniger diese Menschen mit Logik und Grammatik vertraut waren, je wirrer und unbeholfener sie sich fühlten, urn so mehr empfanden sie die Verpflichtung, ihre Unfähigkeit öffentlich zu zeigen. Ihre Reden hatten immer den charakteristischen Anfang jener Leute, die nicht reden können, sie begannen stets mit „Also..“ Die fünf oder sechs Redner der Partei und das Dutzend der andern, die zwar keine Redner waren, aber wirklich etwas zu sagen hatten, traten nur selten auf. Im allgemeinen wurde da ein Gemisch von ranziger Rhetorik und grofier Ideenverwirrung verzapft. Wenn dann die Versammlung lachte oder nicht mehr recht zuhorte, brachte der Redner sein wichtigstes Argument vor: „Jawohl, ich bin ein wirklicher Proletarier ein wirklicher Arbeiter, und kein Intellektueller!“ Es lafit sich nicht sagen mit welchem Haß, mit welchem aufgespeicherten Groll, mit welchem Abscheu diese Silben:

INTELLEKTUELLENHASS IN DER PARTEI

In—tel—lek—tu—el—ler langsam hervorgestoßen wurden. Und doch war es letzten Endes nur ein Ausbruch von Neid. Ungefähr seit dem Jahre 1910 war die Bezeichnung „Intellektueller“ in den sozialistischen Zusammenkünften zur gefürchtetsten Brandmarke geworden, so etwa wie in den Versammlungen von 1789 die Bezeichnung „Aristokrat“. Bei uns drohte dieses Wort zwar keine Hinrichtung an, wohl aber die Ungnade.

Wer sich die Liebe zur Menschheit erhalten **will, darf** nicht zu nah bei den Menschen leben; wer an eine Partei glauben will, muß sich von ihr etwas entfernt halten. Mussolini erregte bei den seltenen Besuchen der Partei stets Neugierde und Aufsehen. Ihn umschwebte jener, ihm von Natur eigene Schleier des Ratselhaften, der mit ein Grund seiner Popularität war. — Auch damals führte er ein einsames und verborgenes Leben. Warum sich auch mit zwecklosen Dingen beschweren, wo man ja morgen die Freunde von heute auf einer andern, tieferen Stufe hinter sich zurückläßt. „Gleichheit? Nein! Keiner ist dem gleich, der die Verkörperung der Staatsregierung ist, so sagt er heute, und auf dem Kongress von 1923, als die Arbeitervereinigung über das Problem einer Zusammenarbeit mit der Regierung debattierte, gab er zu verstehen, daß er gerne die Mitarbeit einzelner Berechtigter oder Gruppen, technisch untergeordnet, annehmen würde, aber niemals, wenn sie sich auf die gleiche Stufe mit dem Staat stellen wollten.

„Die Hierarchien müssen in eine Nadelspitze auslaufen. Auf der zweiten Stufe ist Platz für Sie, wenn Sie wollen,“ heft er später einmal sogar einem berühmten Manne sagen, der ihm in schwierigen Augenblicken seinen Beistand angeboten hatte. „Auf der obersten Stufe aber darf nur einer sein, nämlich ich, solange ich den Staat verkörpere; — ich allein!“

Er war im Grunde ein Antiparlamentarier aus Temperament. Als Turati 1913 sich für das allgemeine Stimm-

DAS BLUTBAD DER PROLETARIER

recht begeisterte und Mussolini Mangel an Enthusiasmus vorhielt, antwortete ihm dieser: „Wir können uns für das „allgemeine Wahlrecht nicht begeistern, weil wir es ja nicht „errungen haben. Es ist ja nur erweitert worden. Und wir „haben nicht genug Bettlergesinnung, um über ein Almosen „entzückt zu sein, das man uns zuwirft.“ Und zu der Zeit, als er die „Lotta di classe“ leitete, schrieb er: „Wir legen „mehr Wert auf die Qualität als auf die Quantität. Eine „entschlossene und kühne Kerntruppe, deren eigener Glaube „fest gegründet ist, die weiß, was sie will und geradenwegs „auf das Ziel zugeht, ist uns lieber als die fromme gedul- „dige Herde, die dem Hirten nachläuft und beim ersten „Schrei der Wolfe auseinanderstiebt. Die Wahlen sind nur „ein Mittel, eine Episode, in jenem Kampf, den wir mit al- „len Kräften führen, und zwar nicht nur zu dem Zweck, „um die Erfüllung eines Wahlprogrammes zu erreichen.“

Er hatte die feste Überzeugung, daß die Entscheidungen nicht durch Wahlen, sondern auf der Straße herbeigeführt werden. „Mögen sie uns nur Romantiker nennen, wir glauben fest daran, daß nur auf den Marktplätzen, und nirgendwo anders, unsere entscheidenden Schlachten geschlagen werden, sobald die Zeit und die Menschen dafür reif sind.“

In Italien, dem Lande der wilden und leidenschaftlichen persönlichen Kämpfe, erreicht die politische Leidenschaft selten die Tiefe einer idealen Überzeugung. Italien besitzt die liebenswürdige Vielseitigkeit und auch den Skeptizismus der Völker mit alter Geschichte; das sind Dinge, die im täglichen Leben sehr angenehm sind, weil sie eine gewisse Leichtigkeit und Duldsamkeit geben, Dinge, durch die eine Kunst sehr gefordert werden kann, die aber für das soziale Leben ein Unglück sind, weil sie weder Opfermut noch Ausdauer in der Verfolgung einer Idee zeitigen.

Wir Reformsozialisten der Vorkriegszeit hatten geglaubt, diese Leichtfertigkeit und Mittelmaßigkeit dadurch bessern zu können, daß man einige kenntnisreiche und moralisch-

DAS BLUTBAD DER PROLETARIER

wertvolle Männer in die Regierung hineinbrachte. Aber Mussolini, der revolutionäre Führer, hatte mehr Weitblick und sah ein, daß man den Glauben als Reserve für kommende Tage vor zerstörenden Berührungen bewahren müsse.

„Wir wollen die Sozialisten zwingen Sozialisten zu sein, und die Bürger, Bürger zu sein; das ist nicht so paradox, wie es scheinen mag. Wir wollen die Gegensätze zwischen diesen und jenen nicht verringern, sondern vertiefen. Dieser Antagonismus ist wohltätig. Er hält uns ständig auf dem Kriegsfuß. Er zwingt uns auf uns selbst zu achten, gegen uns selbst zu kämpfen, uns zu bessern und zu überwinden. Das Bürgertum muß unter unserem Druck, unter unserem Angriff aus seiner Tragheit herausgehen; um unsern Stand zu halten, muß es sich erneuern oder zugrunde gehen. KLAIS nicht die Kanten abrunden und die Gegensätze ausgleichen! Nur aus der Kraft des Kampfes der Gegensätze erwachsen höhere Formen des sozialen Gleichgewichts.“* — Und mit harten Prophetenworten sprach er zum Schluffe von dem „kommenden historischen Tag“ und von dem „Blutbad, das dem italienischen Proletariat so notwendig

Ob diesseits oder jenseits der Barrikaden, ob im Angriff, bei der Verteidigung oder nach der Eroberung — damals wie heute sind seine Methoden und Grundsätze sich gleichgeblieben: „Man muß sich ernsthaft und gründlich schla-

Diese Predigten eines so unabhängigen Idealisten hatten nicht nur dazu beigetragen, die Auflage des „Avanti“ in kurzer Zeit zu verdoppeln, sondern auch die Mitgliederzahl und die Begeisterung der Partei erhöht. Aber da die offizielle Zeitung einer demokratischen Partei, selbst wenn sie umstürzlerisch ist, doch stets einer ganzen Reihe bürokratischer und diplomatischer Einschränkungen unterworfen ist, so gründete Mussolini, um sich selbst besser gerecht werden zu können, wie er sagte, nebenbei noch die

„UTOPIA“

„Utopia“, eine kleine personliche Revue, die bis zum aufiersten vorurteilslos war.

„Aber nein, aber nein, ich habe weder einen Zettelkasten, noch sonst Ahnliches, ich mache ailes aus mir allein, ich habe ailes in meinem Kopf. Es gibt keine Liste bedeutender Mitarbeiter, um die Sache einzuweihen, das kommt erst spiiter, nicht jetzt,“ sagte er iiber diese Neugriindung. — Man arbeitete an dieser Revue unentgeltlich mit, nur um der Freude willen in dem Leiter den ersten und aufmerksamsten Leser zu finden.

Wer genauer hinsieht, kann in der „Utopia“ bcreits die ersten Risse finden, die sich in der Parteiorthodoxie zeigten. Einige fundamentale Satze darin sind schon kelzerisch, obgleich sie noch durch Spitzfindigkeiten verschleiert isind. Besonders charakterisiisch ist als »Vorspiel der kleine Artikel „Das hoffnungslose Unternehmen“:

„Im gegebenen Augenblick sind die Sozialisten einem „schweren Irrtum unterlegen. Sie glaubten, daft der Kapi-, „talisman seinen Kreislauf vollendet habe, stattdessen ist die „Reihe seiner Wandlungen noch nicht erschopft, und er ist „noch weiterer Entwicklungen fahig. Aber die Klasse spal-, „tet sich in eine Mehrheit von Kategorien und — ein Ele-, „ment, das bis heute vernachlassigt war — in Psychologies „Andererseits bietet uns das namliche Proletariat keine „„Realitat‘, nichts Einheitliches, d. h. in der Auswirkung „„Einheitliches““.

„Es gibt eine Realilat, die variabel ist, wie alle Dinge des „Universums, eine ‚kapitalistische‘ Realitat, die, scheinbar „eine Verneinung, sich von einer andern geschichtlichen „Realitat ableitet, dem ‚Feudalismus‘. Das theoretische „Bewuftsein des Marxismus ist ein Reflex der eng-, „lischen kapitalistischen Welt. Aber das theoretische Be-, „wuBtsein kann immer nur das Privileg geringer Minder-, „heiten sein, ein Luxus fur Forscher, die gewisssermaJen „auBerhalb der Realitat stehen. Die groBen Massen. aber,

„UTOPIA“

„die berufen sind, das neue Reich zu begründen, brauchen weniger zu wissen als vielmehr zu glauben. So wie es, um Christ zu sein, nicht erforderlich ist, die ganze Theologie gelesen und verstanden zu haben, so kann man ein ausgezeichneter Sozialist sein, ohne die Werke und Hauptsätze der sozialistischen Literatur zu kennen, ja man kann dabei sogar Analphabet sein. Die Sansculotten, die die Bastille erstürmten, hatten wahrscheinlich auch keinerlei theoretische Kenntnisse.“

„Die soziale Revolution ist kein ausgeklugelter intellektueller Schema, sondern vor allem eine Glaubensstat. Ich [glau.be](#) an die soziale Revolution.“

Wenn John Ruskin die Existenz des „ökonomischen Menschen“ als absurd leugnet, so hat Mussolini, der Schüler von Vilfredo Pareto — und der alten Giovanna —, den wirtschaftlichen Berechnungen noch die imponderablen Elemente der Psychologie hinzugefügt; er tat das in jenen Artikeln, die er, mit Ausnahme von einigen Sätzen, die sich auf das Eigentum an den Produktionsmitteln und auf die proletarische Einheit beziehen, auch heute geschrieben haben konnte. Für alles übrige, was Überzeugung, Methode und Idee betrifft, ist der Faschismus von heute die Verwirklichung der lebensfähigen Teile des revolutionären Sozialismus von einst.

Das ist von einem großen Teil des Volkes erfaßt worden, und deshalb folgt es ihm nach.

XXVII

MENE, TEKEL, UPHARSIN

Die rote Woche von 1913. — Die letzten Tage vor dem Kriege. — Das Ultimatum läuft ab. — Mussolini verlangt die „absolute Neutralität“ Italiens.

Wenn ein Aufstand allzu glatt gelingt, wie es zum Beispiel später, 1922, der Fall war, als der Faschismus die Regierungsgewalt ergriff, dann spricht man ihm den revolutionären Charakter ab. Wenn aber ein Aufstand mißglingt, so verfällt er dem Spott. So war es 1913, als in den aufständischen Gebieten — Ancona, Rimini, Forlì, Ravenna — das improvisierte Aktionskomitee die Garnison in den Kasernen belagerte, ein paar Hühnerhöfe plünderte, eine Kirchentür verbrannte und in einer Gastwirtschaft irgendeinen General verhaftete, der sich gerade auf der Reise befand. In Mailand, Turin und Bologna beschränkte sich die ganze Sache auf einen Streik, der weder in Rom noch in Florenz zu einem Generalstreik wurde.

„Waffenstillstand!“ proklamierte der Chefredakteur des „Avanti“, Mussolini; aber er tat das durchaus nicht reuevoll, es war nur ein Manöver, um die revolutionäre Volkseele wachzuhalten gegenüber dem zahmen Sozialismus, der „aus Furcht vor dem Mißerfolg mit der Revolution haushälterisch umgehen“ wollte.

„Sozialisten von Mailand, besetzt die Straßen! übt mitten im Zentrum der Stadt den Druck eurer Gegenwart aus!“ so hatte er geschrieben und war selbst der erste gewesen, der den Domplatz betrat, und der letzte, der ihn verließ; aufrecht stand er da, unbeweglich, mit verschränkten Armen, während die anderen sich in die Haustore flüchteten. Als ein Freund angesichts einer Gruppe Kavallerie

DIE LETZTEN TAGE VOR DEM KRIEG

der gesunden, revolutionären Tradition folgen wollte und sich zur Flucht wandte, hielt ihn Mussolini am Rock fest und sagte: „Es hat keinen Zweck, daß du davonlaufst, denn entweder tut dir der Soldat gar nichts oder er holt dich ein und befördert dich mit einem Sabelhieb in eine andere Welt. Also...!“

Wie tragikomisch erscheint einem dieses kleine Vorspiel, das damals so blutig und zerstörend erschien, im Lichte der großen Welttragödie, die kurz darauf folgte.

Eine schöne, linde Sommerdämmerung lag über den Straßen Mailands, als die Zeitungsjungen ihre Stimme erschallen ließen: Franz Ferdinand, der Erbe des österreichischen Kaiserthrones, war in Sarajewo einer Verschwörung zum Opfer gefallen, dieser bitterste Feind Italiens, der Italien auf einem „militarischen Spaziergange“ hatte „anspringen“ wollen, als Regio und Messina 1908 vom Erdbeben zerstört wurden.

Die Dämmerung jenes Juniabends erscheint mir jetzt, rückblickend, als das Ende einer Ära. Wie leicht, wie froh war das Leben damals. Und doch empfanden selbst damals gerade die vornehmsten Menschen eine vage Verstimmung: Die Leichtlebigkeit jener Zeit, die schon an Anarchie und Tragheit grenzte, ließ in edlen Seelen eine Sehnsucht nach schärferen Zuchtmitteln, nach religiösen Zielen wach werden.

Bei der Nachricht vom Tode Franz Ferdinands erlebte mich ein Sturm lauter Freude. Ein Feind Italiens und des Friedens war verschwunden. Ich sagte: „Wenn Franz Joseph jetzt stirbt, so fällt Österreich nun auseinander.“

Die Ereignisse folgten sich. Österreich stellte sein Ultimatum an Serbien. Am 29. Juli, während man den Ablauf der Frist des Ultimatums erwartete, hatte die mondane Saison am Lido bei Venedig, dem großen Besuchssalon Europas, ihren Gipfelpunkt: das Ballfest des „Excelsior“. Eine glänzende Gesellschaft war versammelt. Die Juwelen der

DAS ULTIMATUM IAUFT AB

europaischen und amerikanischen Lander gaben sich hier ein Stelldichein, die prachtigsten Kleider, die schonsten Frauen, die beruhtesten Namen. Man tanzte. Tango oder Furlana: war damals die groBe Frage der Saison. Man aB zu Abend, im Saal oder auf den Terrassen zu zweien. Leise platscherte das Meer an das Gestade.

Um Mitternacht war das Ultimatum abgelaufen. Ich rief verzweifelt von einer Telephonstelle aus die verschlafenen Zeitungen an: man wuBle dort nichts Neues.

Mene Tekel Upharsin — diese feurigen Worte kamen mir nicht aus dem Sinn.

Der neue Tag brachte neue Ereignisse. Die Engländer und die Deutschen fluchteten, die Osterreicher und Ungarn reisten in Massen ab, nur die Russen zauderten noch. Die Franzosen waren inzwischen schon langst verschwunden, man hatte sie plotzlich zuriickberufen.

Unsere Bekannten kamen erhitzt aus Venedig an den Strand zuriick und besprachen mit ihren Damen die Ereignisse. Man fiihlte sich zwar weit vom SchuB, und doch war alien eines klar: „Mit Osterreich gehen? Nein! Casus foederis? Lieber desertieren, als sich fur die Deutschen schlagen!" Man fragte erregt: „Was geht in Rom vor? Was sagt man in Mailand?"

In Rom ging anscheinend nichts vor. Aber in Mailand war Mussolini, der Chefredakteur des „Avanti". Er verlor keine Zeit mit Staunen. Schon am 26. Juli verkiindete einer seiner Artikel unter dem Titel: „Nieder mit dem Kriege!" ohne Umschweife folgendes:

„Wenn Italien sich nicht ins auBerste Verderben bringen will, dann darf es nur eine Stellung einnehmen: absolute „Neutralitat. Entweder nimmt die Regierung diese Notwendigkeit auf sich, oder das Proletariat wird sie mit alien „Mitteln dazu zwingen."

Mussolini rief heimlich und dringend die Vertreter der wirtschaftlichen Organisationen von ganz Italien und den

MUSSOLINI VERLANGT „ABSOLUTE NEUTRALITÄT“

Parteivorstand zusammen, um für den Fall, daß die Regierung Seite an Seite mit Deutschland und Österreich marschieren wolle, (über Generalstreik, Barrikadenbau und Bürgerkrieg zu beraten. Am 27. Juli drohte er im „Avanti“:

„Wenn die Regierung die einstimmige Mahnung der öffentlichen Meinung nicht beachtet und sich in neue Abenteuer stürzt, so werden wir Sozialisten den Waffenstillstand, den wir nach der ‚roten Woche‘ verkündeten, aufheben, und ‚unseren Krieg‘ mit um so größerer Verwegenheit wieder aufnehmen.“

Und weiter schrieb er:

„Das Proletariat ist jetzt auf der Hut. Wenn Italien die Neutralität bricht, um die Zentralmächte zu unterstützen, so gibt es für das italienische Proletariat — wir sagen es von jetzt an laut — nur eine einzige Pflicht: zu revolutionieren! Italiens Neutralität muß eine absolute sein, wir dürfen weder Gevatter noch Helfershelfer Österreichs oder Deutschlands sein.“

Zwei oder drei Tage später nahm Ferdinando Martini im Ministerrat in einer scharfen Rede den gleichen Standpunkt ein und stützte sich dabei, als Hauptargument der inneren Politik, auf die Haltung der Sozialisten und die drohende Sprache Mussolinis, durch welche die öffentliche Meinung veranlaßt werden konnte, wenn es nötig würde, durch einen Aufstand gegen den Krieg zu protestieren.

Einige Wochen später schrieb Mussolini:

„Sicherlich hätten wir in der ersten Hälfte des August, als die ‚Schritte‘ des österreichischen und deutschen Botschafters häufiger und dringender wurden, auch eine allgemeine Mobilmachung des Heeres akzeptiert, wenn die Regierung das als Vorsichtsmaßregel für nötig gehalten hatte/“

Damit bewies er, daß er, der Revolutionär, sich von nun an auf den Boden einer Politik der Tat und der nationalen Verteidigung stellte.

DIE NEUTRALITÄT ITALIENS

Aber als dann die Neutralität Italiens Österreich gegenüber erklärt worden war, zogen sich die offiziellen Leiter der italienischen Politik mit einem Seufzer der Erleichterung wieder in ihre Sommerfrischen zurück, ohne sich weiter viel um die Geschehnisse zu kümmern. Erst als Belgien bereits besetzt wurde und die Papierfetzen der Verträge am Wiener Ballplatz im Papierkorb endeten, gelang es Ferdinando Martini, in den ersten Septembertagen die beurlaubten Kollegen aus dem Ferienschlaf aufzurütteln. Der Außenminister di San Giuliano kurierte seine Gicht in Fiume, und am 7. September versammelten sich endlich in diesem hübschen Badeort einige der „olympischen Gottheiten“ der hohen italienischen Politik, und zum erstenmal sprach man dabei mit dem Kriegsminister über eine Musterung der italienischen Streitkräfte und ihrer Bekleidung, Munition und Ausrüstung, woran bisher noch nicht gedacht worden war.

„Glaubt ihr denn wirklich,“ fragte Ferdinando Martini mit toskanisch-listig zusammengekniffenen Augen, „glaubt ihr denn ernsthaft, daß ihr Italiens Neutralität bis ins Unendliche aufrecht erhalten könnt, also bis zum Kriegsende?“

Die Frage setzte die andern in Verwirrung.

Etwas Bemerkenswertes sei hier noch nachgetragen: bei der alljährlichen (üblichen) Kabinettskrise im Frühjahr hatte General Porro, bevor er das Portefeuille des Kriegsministers im Kabinett Salandra übernahm, bemerkenswerte Zugeständnisse gefordert, die ihm aber abgeschlagen wurden. Nicht einmal das Drama von Agadir, nicht die 1912 von Deutschland unter dem Namen einer außerordentlichen Wehrsteuer aufgetriebenen 200 Millionen hatten es vermocht, den blinden, stumpfen Pazifismus zu erschüttern, der bei den regierungsfremden italienischen Sozialisten einer verzeihlichen Illusion entsprang, aber bei den höheren politischen Kreisen nur in einer schwachlichen Unklarheit begründet war.

DIE NEUTHALITAT ITALIENS

„Die Gewissenlosigkeit der europäischen Regie run gen in der Vorkriegsperiode," sagte der Abgeordnete Mussolini später einmal, als er, zur Macht gelangt, von den Dokumenten der Archive Kenntnis genommen hatte, „ist eine Angelegenheit, die der Menschheit zur Unehre gereicht."

XXVIII

DIE SEELISCHE KRISE

Die Flucht nach Italien. — Kampfende Sozialisten. — Absolute oder relative Neutralist? — Mussolinis Liebe zu Frankreich. — Der Unterschied zwischen „Krieg“ und „Krieg“.

In jenen diirren ersten Augusttagen spien die an der italienischen Grenzstation Chiasso einlreffenden Ziige Tag und Nacht eine ausgehungerte und zernunpte Menge aus, Manner, Frauen und Kinder, die aus dem im Krieg befindlichen Deutschland ins Vaterland zuriickkehrten. Gesunde und Kranke, junge schwangere Frauen und Wochnerinnen mit dem Neugeborenen an der Brust, so hatten sie, bunt durcheinandergewiirfelt, acht bis vierzehn Reisetage im engen Gepackwagen miteinander verbracht. Die kleinen Kinder, die damals auf diesen Transporten starben, waren die ersten Kriegsoopf er. Tag und Nacht labten, kleideten und versorgten Geistliche und Sozialisten, Damen der Gesellschaft und Leute aus dem Yolke die Angekommenen; es war wie eine allgemeine Verbriederung.

Am 1. August hatte der Revolutionar Anseele in der belgischen sozialistischen Arbeiterpartei, in Ubereinstimmung mit dem Reformisten Vandervelde, die Erklarung abgegeben: „Die zielbewuften Sozialisten haben das legitime Recht, einen Einfall in ihr Vaterland durch Verteidigung zu hindern.“ So war es bei alien Sozialisten. Der deutsche sozialdemokratische Abgeordnete Frank, ein ebenso begeisterter Soldat wie die anderen deutschen Genossen, fiel bei der Ersturmung von Luneville und erklarte noch im Sterben: „Ich bin stolz, unter Waff en mein Leben fur Deutschlands Grofie hingegeben zu haben.“ Auch die franzosischen

KAMPFENDE SOZIALISTEN

Genossen kämpften alle mit. Die nationale Einheit triumphti über die vage Vorstellung von der internationalen Einheit der Arbeiterklasse.

Auch Mussolini erklärte im „Avanti“ sein Einverständnis zu dem Beschlufi der belgischen Genossen „bewaffnet dem preußischen und pangermanistischen Militarismus entgegenzutreten“.

„Was Italien anlangt,“ so schrieb er dann weiter, „so muß man von folgenden Voraussetzungen ausgehen — entweder: der deutsche Block verliert seine Partie, und dann hat Italien nichts zu fürchten, oder: der deutsche Block siegt auf der ganzen Linie gegen Frankreich, Rußland und Serbien. Sollte dann in letzterem Falle Österreich im Rausch eines eventuellen Sieges (was aber eine sehr unwahrscheinliche Hypothese ist) auf den Gedanken kommen, eine ‚Strafexpedition‘ nach Venetien zu veranstalten, dann... dann erscheint es wohl als sicher, daß viele von jenen, die man heute des Antipatriotismus beschuldigt, ihre Pflicht erfüllen werden.“

„Krieg und Sozialismus“ sind für Mussolini, wie er in einem von ihm selbst entworfenen Parteimanifest sagt, „auch jetzt noch tiefe und unversöhnliche Gegensätze.“ Und weiter sagt er „man dürfe keine gefährlichen Seelenzustände aufkommen lassen, man müsse den Tatsachen ins Auge blicken und sich nicht von Illusionen nahren.“

Der Seelenzustand, gegen den er ankämpfte, war sein eigener. Der Sozialist in ihm war für die Neutralität, der Italiener in ihm für den Krieg gegen die Mittelmächte. Der Internationalist in ihm verlangte die Anrufung der Solidarität aller Sozialisten, um einen schnellen Frieden herbeizuführen, viele Leben zu retten und die niedergetretenen Grundsätze des internationalen Rechts wieder aufzurichten. Der Italiener in ihm zögerte dieses zu tun, und mit Recht.

An einem Septemberabend beschloß die sozialistische Partei in Mailand, das Problem: „Absolute oder relative

Neutralität?" zu erörtern. Als Hauptexponent der von ihm bisher verfochtenen These einer „absoluten Neutralität" wurde Mussolini vorgeschickt. Es war ein Knalleffekt, als er nun öffentlich vor uns seine Seelenqualen kundgab. Es war so ähnlich wie damals, als er vor dem Schwurgericht seine Verteidigungsrede hielt. So sprach er auch jetzt, wo es sich um seine Hauptideen handelte, um eine Gewissenssache, die so viel zukiünftige Dinge in sich schloß; seine Worte kamen stofiweise, erfüllt von heißem Kummer, zersplittert von der Gewalt der inneren Priifung: „Ja, auch wir müssen das Wort des Dichters wiederholen: ‚0 Frank-
„reich, die wir dich liebten!'" rief er fast schreiend. „Auch
„wir haben sie in unseren Adern, diese Liebe zu Frank-
jjreich."

Ich entsinne mich nicht mehr des genauen Inhalts seiner Rede, ich erinnere mich nur meines Staunens, als sich Mussolini klar und einfach auf den Boden der Nation, der italienischen Interessen und der italienischen Gesichtspunkte stellte. Als er geendet hatte, blieb dem reformistischen Redner, der ihm hatte widersprechen sollen, nichts übrig, als sein Einverständnis mit Mussolini zu erklären. Vielleicht war er über seine eigenen Gedanken hinausgegangen, als er behauptete: „Nur die Toren und die physisch und geistig
„Toten ändern sich niemals. Wenn uns morgen neue Er-
„eignisse entgegentreten, so werden wir neue Verhaltens-
„maßregeln und eine neue Aktion beschließen müssen. Und
„es konnte dann auch sein, daß diese neue Aktion eine krie-
„gerische sein mußte, wenn den westlichen Nationen eine
„Vernichtung durch die Mittelmächte unmittelbar bevor-
„stünde."

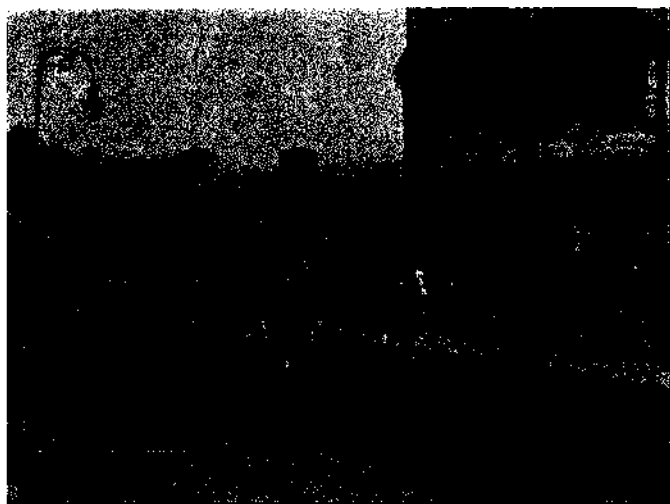
In diesem Sinne ist auch ein Artikel vom 10. Oktober gehalten, der den charakteristischen Titel trägt: „Von der absoluten Neutralität zur aktiven und wirklichen Neutralität." Darin zeichnet er gewissermaßen die Kurve der erst drei Jahre später einsetzenden russischen Revolution schon im



Barrikaden der faschistischen Revolution in Mailand



Mussolini bei Abnahme einer Faschistenparade



Mussolini an der Spitze der faschistischen nationalen Miliz mit General Diaz.
vor dem Colosseum in Rom

UNTERSCHIED ZWISCHEN „KRIEG“ UND „KRIEG“

voraus auf. „Glaubt ihr, daß der Zukunftsstaat, der Staat „von morgen, sei er nun republikanisch oder sozialrepublikanisch, nicht auch Krieg führen wird, wenn äußere oder „innere historische Notwendigkeiten ihn dazu zwingen? Und „wer bürgt euch dafür, daß eine aus der Revolution hervorgegangene Regierung nicht gerade in einem Krieg ihre „Weihe taufe suchen muß? Waret ihr dann noch Gegner „eines Krieges, der die Rettung unserer, eurer Revolution „bedeutete? Es heißt, einen fast an Blodheit grenzenden „Mangel an Intelligenz zeigen, wenn man sich weigert, zwischen ‚Krieg* und ‚Krieg‘ einen Unterschied zu machen, „und wenn man sich jedem Krieg mit den gleichen Mitteln „widersetzen will.“

XXIX

DER EINSAME MENSCH

Mussolini tritt von der Leitung des „Avanti“ zurück. — Die Fama vom „französischen Gold“. — Seine neue Zeitung. — Die Ausstoßung aus der Partei. — „Ihr habt mich, weil ihr mich noch immer liebt.“

Mussolini, dieses „enfant terrible“, brachte selbst seine bewährten Freunde in die größte Verlegenheit. Erst hatte er in der Öffentlichkeit für die „absolute Neutralität“ Stimmung gemacht, und nun schlug er der Parteileitung vor, diese „allzu verpflichtende und dogmatische“ Formel fallen zu lassen und verlangte von den revolutionären Sozialisten, sie müßten genügend geistige Elastizität haben, um angesichts der Eventualität eines künftigen Krieges die Haltung der Partei von den Ereignissen bestimmen zu lassen und sie den Dingen anzupassen. Aber anstatt sein Publikum Schritt für Schritt zu bekehren, vom Rednerpult aus, auf das er ja ein Recht hatte und von dem ihn bis zum nächsten Kongreß niemand verjagen konnte, verzichtete er brüsk aus freien Stücken auf sein Recht, sich zu verteidigen oder anzugreifen. Es gab nur eine einzige Persönlichkeit, die sich anerkennend darüber äußerte: das war Anna Kulischkoff; sie sagte: „Das Herz der Massen kann majestätisch durch entschlossenes, plotzliches Handeln, durch einen zielbewußten Vorstoß gewinnen. Weise Erörterungen sind fruchtlos,“

Seltene Gerüchte liefen damals um. Mussolini hatte den „Avanti“ verlassen, ohne journalistische Entlastung zu verlangen und unter Verzicht auf sein laufendes Monatsgehalt sowie auf die Entschädigung von tausend Lire, die ihm die

MUSSOLINIS NEUE ZEITUNG

Parteileitung für die Bedürfnisse seiner Familie aufdrängen wollte. Ich erinnere mich noch des Telegramms, das der damalige Bürgermeister von Mailand, der Advokat Caldara, ein interventionistischer Sozialist und Anhänger Mussolinis, bekam. Es lautete:

„Ich habe mein Amt als Leiter des ‚Avanti‘ ujiwiderruflich niedergelegt. Endlich bin ich frei. GriifJe. Mussolini/⁴

Und nun gründete dieser Mussolini sogar eine eigene Zeitung. Natürlich war es nun allen klar, daß dieser Sozialist, der aus einem Verfechter der Neutralität Italiens zum Propagandisten der Intervention geworden war, „französisches Gold“ bekommen hatte. Diese Gerüchte wurden erst später von einem Schiedsgericht, dem ein überzeugter Neutralist vorsah, geprüft und einstimmig für eine vollkommen unbegründete Verleumdung erklärt. Was mich aber anbetrifft, bedurfte es keiner solchen schiedsgerichtlichen Entscheidung. Ich war rein instinktiv von der Unsinnigkeit dieser Gerüchte überzeugt.

Diese Überzeugung befestigte sich noch, als ich die Redaktion von Mussolinis neuer Zeitung besuchte: das waren zwei elende Locher von Zimmern, wo der gute Alessandro Giuliano, der langjährige Berichterstatte des „Avanti“, der seinem Chefredakteur gefolgt war, sich zwischen vier Stühlen abschuftete. Die wirtschaftliche Basis der Zeitung bestand aus einem Vorschuß auf künftige Annoncen und viertausend Lire, die auf Wechsel geliehen worden waren. Druck und Papier und die beiden Austräger, alles mußte sofort bezahlt werden. Von den sagenhaften französischen „Goldströmen“ war wirklich keine Spur zu entdecken.

Der „Popolo d'Italia“, Mussolinis neue Zeitung, nannte sich „sozialistische Tageszeitung“ und trug zur Rechten und zur Linken ihres bedeutsamen Namens zwei Motti; das eine lautete: „Wer Eisen hat, hat auch Brot (Belanqui),“ und das andere: „Revolution — das ist eine Idee, die Bajonette vorgefunden hat (Napoleon).“

DIE AUSSTOSSUNG AUS DER PARTEI

Die erste Nummer erschien am 14. November 1914. Ihr Leitartikel hatte die Überschrift „Audacia“:

„Indern wir nach kurzer Rast den Marsch wieder aufnehmen, richte ich den Ruf an euch, Jugend Italiens. „Ihr jungen Männer in den Werkstätten und in den Hochschulen, ihr Junglinge an Jahren und Geist, ihr, die ihr einer Generation angehört, der das Geschick die Aufgabe stellte, Geschichte zu ‚machen‘ — ich grüße euch. Ich rufe euch mit einem Wort, das ich zu normalen Zeiten niemals ausgesprochen hatte, das ich heute mit klarer Stimme, unverschleiert, mit sicherem Glauben ausspreche, ein schreckliches und faszinierendes Wort: Krieg!“

So begann Mussolini seine neue Wandlung.

Ich war der sozialistischen Versammlung, in welcher Mussolini, das Idol von gestern, nicht nur verurteilt und verdammt, sondern auch hingerichtet und gelyncht wurde, ferngeblieben; mich widert ein solcher Kampf der Menge gegen einen an. Aber mir wurde von Augenzeugen da von berichtet. Bleich hatte der Ketzer vor der Menge von Tausenden gestanden, die ihn beschimpften. HaBtrunkene Mauler spitzten sich zum Pfiff und spien Schmahungen aus. Tumulte erhoben sich. Ein schwacher Versuch, ihn mit Handeklatschen zu begreifen, wurde von der Meute niedergezischt. Umsonst erhob sich eine Stimme und bat um Ruhe, damit sich der Angeklagte von seiner Schuld reinigen könne. Fauste flogen auf, Frauen ohrfeigten sich, und dazwischen horte man nur die erbitterten abgerissenen Worte einzelner: „Ich bin Sozialist und werde es immer bleiben ... Iman kann seinen Sinn nicht ändern... man muß den Sozialismus in Fleisch und Blut haben.“ — Man ließ Mussolini nicht sprechen. Er mußte das Rednerpult verlassen. Aber als die vielen Stimmen einen Augenblick, wie beschämt, innehielten, wandte er sich um und schrie der erbitterten Menge diese Worte ins Gesicht:

„Ihr haßt mich, weil ihr mich noch immer liebt.“

HASS AUS LIEBE

Es war der Schrei des Überwinders, der weiß, daß er morgen die Sichstraubenden wieder fest in der Faust halten wird.

Und ehe der Sturm wieder losbrechen konnte, war er schon draufien. Der Prolog im Saal war zu Ende, nun begann drauften, auf dem Platz, das Drama.

XXX

DIE MAITAGE

Die Interventionisten gehen auf die Strafie. — Eine neuartige Zeitung. Filippo Corridoni. — Die Partei und ihre Umgruppierung. — Gabriele d'Annunzio und der 24. Mai 1914.

Abbasso TAustria
E Ia Germania
Con Ia Turchia
In compagna.

Scharen von jungen Leuten skandierten, Arm in Arm, langsam, rhythmisch, tosend diese Verse, dafi es klang wie ein hammernder Marschtakt. Ein geheimnisvoller Instinkt hatte sie, zum erstenmal, in so ernster und kriegerischer Disziplin vereint.

Diese Worte waren das „Leitmotiv“ der Interventionisten.

Die Interventionisten (iberfiillten alle Straben und alle Platze von Mailand. Und langsam rollte diese Flut uber ganz Italien hin. In ihr verkorperte sich der unbeugsame Wille einer Nation, die es sich nicht verbieten lassen wollte, heroisch zu sein.

Der untersetzte Arbeiter mit flatternder Krawatte, der kurzsichtige, kleine Beamte in seiner ausgewachsenen Jacke, der schlanke, sportgewandte Student mit dem hohen Stehkragen — sie alle standen nun verbriidert nebeneinander. Sie waren die Jungen schlechthin, die ewig Jungen, und darum Idealisten. Es waren jene Junglinge aus den Werkstaten und Hochschulen, jung an Jahren und Geist, denen der Leiter des „Popolo d'Italia“ mit sicherem Instinkt seinen Weckruf zugeschleudert hatte. Sie brannten darauf, Geschichte zu „machen“, diese Jiinglinge, die Mussolini spa-

„POPOLO D'ITALIA"

ter, als der Faschismus gegriindet wurde, mit dem neuen Ruf: „A noi! — „Zu uns!" von neuem urn sich scharte. Es waren junge Menschen, die sich freiwillig mit ihrem Fleisch und ihrem Blut in die Schutzengraben saten, als Keim der zukunfftigen Ernte.

„Popolo d'Italia" war ein prachtiges Blatt: maflos, rasend, voller Leben, so wie sein Schopfer es liebte. Schon der Titel war voll gliicklicher Bedeutung. Der „Avanti" war eine Nachaffung des deutschen Sozialistenblattes „Vorwärts". „Popolo d'Italia" war keine Nachahmung des Auslandes, war kein „Paria in der Abwehr", sondern proklamierte in seinem Namen schon die Majestat des Volkes; die Klassenteilung war hier aufgehoben, Mazzini ersetzte Karl Marx, und die Synthese trat an die Stelle der Antithese.

In diesem Blatte gab es keine gemessenen anonymen Artikel des Herausgebers, aber kurze Spalten mit grofien Buchstaben gefiillt, durch Zwischenraume wie mit feurigen Zeilen unterstrichen. Schlachtrufe gewissermafien. Und auf jeder Seite, auf alien sechs Spalten, obenan immer, in grofser Schrift, Worte der Liebe und des Hasses. (Wie oft kehrte Mussolini, kaum daB er die Redaktion verlassen hatte, mitten in der Nacht wieder zuriick, um irgendeine Oberschrift zu andern oder irgend etwas umzupragen.) Da gab es keinerlei Phrasen, die Ideen reihten sich in logischer Ordnung aneinander, ohne Ausschmiickungen, von einem ungeduldigen und hastigen Menschen hingeworfen, der die Gedanken beim Schopf packte. Und unter den heftigen und befehlenden Worten stand kurz und apodiktisch die elektrisierende Unterschrift: Mussolini.

Mit seinen kraftvollen und vorbildlichen Artikeln und Reden iibte Mussolini eine tiefe Wirkung auf die Aristokratie der Geisteswelt aus. Ihm zur Seite wirkte Filippo Corridoni, der die tieferstehenden Arbeitermassen der Syndikate im gleichen Sinne beeinflufte. Dieser Tribun der idealistischen und syndikalistischen Revolution, Opponent des

DIE PARTEI UND IHRE UMGRUPPIERUNG

Utilitaristensozialismus, Antiparlamentarier und Individualist, fruherer Arbeiter und Autodidakt, mit 27 Jahren schon Stammgast vieler Gefangnisse, war ein f rohliches Kampfergemiit, mit der zarten Gestalt eines schwindsiichtigen Erzengels. Trotz seiner Krankheit, ging er nach Kriegsausbruch als Freiwilliger an die Front und fiel in der vordersten Linie beim Sturm in einem Schiitzengraben.

Die verschiedenartige Propaganda dieser beiden Manner, Mussolini und Corridoni, schlug sich in den von Mussolini begruindeten „Fasci di azione rivoluzionaria" nieder, einem Gebilde freier Gruppen, die vorurteilslos, ohne Methode und ohne Programm, nur von einem einzigen bestimmten und unmittelbaren Gesichtspunkt zusammengehalten wurden: dem Krieg.

Mussolini hatte im strengen Kafig des Sozialismus, mit seinen starren Formen, allzuviel gelitten; er empfand deshalb einen fast anarchischen Abscheu vor der gleichmachenden Parteimitgliedschaft, vor dem Parteibegriff mit seinen demagogischen Wahlvereinigungen, wie man ihn damals auffafite. Deshalb wurde diese Neugruindung nur so locker, und nicht als Partei aufgebaut. Als diese „Fasci" dann ihr erstrebtes Ziel, die Kriegsteilnahme Italiens auf seiten der Entente, erreicht hatten, losten sie sich auf. Sie wurden aber spater, als andere revolutionare Ziele zu verwirklichen waren, von neuem ins Leben gerufen in den „Fasci di combattimento", die im Jahre 1919 in ahnlicher Weise begruindet wurden; aus ihnen wurde dann die spatere Faschistenpartei, eine Partei voll fester Disziplin, die aber weder demokratisch noch parlamentarisch-wahlrechtlerisch war.

Zwei Monate nach der Gnindung des „Popolo d'Italia", im Januar 1915, zahlte jener „Kern der Starken und ZielbewuBten*", die in den ersten „Fasci" zusammengefafIt waren, mehr als fiinf tausend iiber ganz Italien verstreute Anhänger. Ihr Begruinder Mussolini schrieb gelegentlich einer

. DIE PARTEI UND IHRE UMGRUPPIERUNG

Zusammenkunft: „Ich glaube, daß aus dieser Schar von „Männern, die das Ketzertum verkörpern und den Mut zur „Ketzerei haben, etwas Großes und Neues geboren werden „kann. Heute ist Krieg — morgen wird Revolution sein.“

„Unsere Intervention hat einen doppelten Sinn, einen „nationalen und einen internationalen... es gilt, an der „Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie mit- „zuarbeiten; das bedeutet vielleicht die Revolution in „Deutschland und, als unvermeidliche Gegenwirkung, die „russische Revolution; kurzum, es bedeutet einen Schritt „vorwärts, auf dem Wege der Freiheit und der Revolution.“

„Der Krieg ist der Schmelztigel, in welchem sich die neue „revolutionäre Aristokratie bildet. An uns liegt es, für eine „umstürzlerische revolutionäre antikonstitutionelle Inter- „vention einzutreten, und nicht für eine Intervention der „Gemaßigten, der Nationalisten, der Imperialisten. — Nur „eine Kugel ins Gehirn vermag mich zum Schweigen zu „bringen.“

Am 11. April 1915 wurde Mussolini nach einer stürmischen Versammlung verhaftet und konnte, gewissermaßen zur Abwechslung, ein paar Tage im Gefängnis verbringen. Zehn Tage später hatte er ein Säbelduell mit dem Abgeordneten Treves, den er leicht verwundete. Herausforderungen, Drohungen, Versammlungen, Tumulte, Streitereien, Leitartikel und neue Duelle — so sahen damals seine Tage aus.

Unterdessen war Fürst Bielow aus seiner Rosenvilla aufge-
getaucht und hatte Italien den Erwerb eines Teils des Trentino mit der Stadt Trient ohne Schwertstreich angeboten.

Der Abgeordnete Giolitti setzte sich gegen die verantwortlichen Regierungsmänner dafür ein, dieses Angebot anzunehmen; wäre er selbst in der Regierung gewesen, so hätte sein kluger Geist diesen Trick, der durch die beim österreichisch-deutschen Zusammenbruch zutage geforderten Dokumente aufgeklärt wurde, durchschaut, aber ein guter Piemontese,

wie der Abgeordnete Giolitti, sieht den Erbfeind nicht so sehr in dem verbundeten und der Dynastie verwandten Österreich, als vielmehr im angrenzenden und republikanischen Frankreich.

Die Griinde, die den Revolutionar und Idealisten Mussolini zur Intervention veranlaßten, entfremdeten ihm den kleinburgerlichen konservativen Giolitti. Giolitti hatte das Land zu lange auf dem Wege über das Parlament, die Praefekten, Sozialisten, Gesellschaften und Couloirs beherrscht, um noch Vertrauen zu Italien und zur menschlichen Natur zu haben, denn er war immer auf die gemeinsten Triebe und die mittelmäßigsten Menschen gestoffen. Nun war er zu alt, um die neue Generation Italiens zu verstehen, er begriff nicht, daß eine große Stunde an die Tür pochte. Er siindigte im kleinen auf dieselbe Art, wie es im großen die Deutschen mit ihrer materialistischen „Realpolitik“ taten, die schon vor vielen Jahren damit angefangen hatten, dem humanistischen Gymnasium eine technische, praktisch-materialistische Bildung in der „Realschule“ entgegenzustellen, — als ob die Gefühlswelt und die großen Ideen nicht auch zum Realen gehören. Das hatte dann bei den Deutschen im Kriege einen Mangel an Vorstellungsvermögen zur Folge, so daß sie es unbegreiflich fanden, als Rußland in seiner Rolle als Mutter aller Slawen sogar um den Preis eines Krieges für das gedemütigte Serbien eintrat, Frankreich seine Alliierten nicht im Stich ließ, Belgien sich nicht mit einer Entschädigung begnügen wollte, England seine Bundesgenossen, Frankreich und Belgien, mit den Waffen verteidigte, Italien sich, nach Reims und Lowen, nicht mit dem Geschenk einer halben Provinz beruhigen ließ, und daß zu guter Letzt die Vereinigten Staaten sich nicht mit schönen Worten begnügen wollten.

In der Hauptsache standen Italien im Kriege nur zwei Wege offen, entweder das zu tun, was Cairoli auf dem Berliner Kongreß getan hatte, mit „freien Händen zu kommen,

urn sich mit reinen (also leer en) Handen wieder zu entfernen", oder aber die Intervention mit den Waff en. Die Rolle des Profitmachers, der sein Passivbleiben verschachtelt, zu spielen, war nicht nur unvornehm, sondern auch unmöglich.

Wie ein Arzt die Krise des Kranken, die vielleicht die letzte Rettung ist, iiberwacht, so verfolgten wir mit der gleichen Hoffnung die Temperatur der moralischen Reaktion in Italien. In der beklemmenden und erniedrigenden jjGiolittiwoche", Mitte Mai 1915, erschien ja ailes gesichert, nur die Ehre nicht. Zwei Dinge standen sich gegeniiber: ^hier das neue Italien, und dort das furchtsame und feige alte, das sein Gebiet zwar vergrofiern wollte, in Wirklichkeit es aber verkleinerte, indem es auferhalb der groften Weltgeschehnisse hockte.

Damals eilte Gabriele d'Annunzio von Paris her zum „mare nostrum" und entziindete die Gemiiiter mit seinen Worten. Von Genua bis zum romischen Kapitol ging sein Weg, und er schmiedete die hohe Bruderschaft zusammen, die selbst durch viele Wechselfalle hindurch demCondottiere und dem Dichter niemals untreu wurde. Wahrend 350 Abgeordnete — die andern i50 waren in der Mehrheit Sozialisten — sich mit Giolitti fiir elenden Schacher undSchmach erklarteri, arbeiteten Mussolini und d'Annunzio fiir ein neues Italien.

„Was mich anbelangt, bin ich immer fester da von iiberzeugt, daft man zum Heil Italiens ein Dutzend Abgeordneter erschiefien miifite, in den Riicken erschieBen, sage ich, und ebenso mindestens ein paar Exminister ins Zuchthaus schicken. Ich iiberzeuge mich immer mehr davon, daB das Parlament in Italien eine Pestbeule ist die das Blue lialieins vergift Man, muB sie ausschneiden."

Und am 15. Mai 1915 lieB Mussolini in blutiger Schrift die Worte drucken:

, Die Ehre, uad die .Zuwft des Vaterlandes sind in Ge-

seiner Geschichte."

„Entweder Krieg oder Republik!"

^Mussolini."

Bald nach dieser Ankiündigung konnte man unter einem Hyminis „Sieg" die Worte lesen:

„Italienische Bajonette, auf eurem Stahl ruht, zugleich mit dem Geschick Italiens, das Geschick der europäischen Völker."

Und am 24. Mai 1915 verkündete er:

„Von heute an steht das Volk unter Waffen. Von heute an gibt es nur mehr Italiener. Nun, wo Stahl gegen Stahl schlägt, bricht ein einziger Ruf aus unseren Herzen: Es lebe Italien! Nie haben wir die Existenz des Vaterlandes so sehr empfunden wie in diesem Augenblick, wo wir es als eine unverrückbare Tatsache des menschlichen Bewußtseins empfinden; nie haben wir es so wie jetzt bei Kriegsbeginn gespürt, daß Italien eine lebende, körperhafte unsterbliche Persönlichkeit ist.

„Mutter Italien, wir opfern dir ohne Furcht und Klagen unser Leben und unseren Tod."

IN DER GRUNGRAUEN FELDUNIFORM

Die Kriegsfreiwilligen. — Die Abneigung der Berufsoffiziere gegen die Interventionisten. — Der Verräter Mussolini soll ermordet werden. — Das Leben im Schutzengraben. — „11 mio diario di guerra“, Mussolinis Kriegstagebuch.

Als Italien in den Krieg eintrat, strömten nach und nach zweihunderttausend Freiwillige zu den Waffen; in einem Lande, wo eine umfassende Wehrpflicht herrschte. Das ist eine Zahl, die einem Achtung abnotigt. Junglinge, Männer, Knaben und Greise boten dem Vaterland ihren Arm und ihr Leben. Einer war darunter, der schon vor 60 Jahren aus dem Hause fortgelaufen war, um unter Garibaldi zu kämpfen, und der nun abermals als Freiwilliger eintrat. Das Blut dieser Freiwilligen floß an der ganzen Front.

Aber erst im August 1916, über ein Jahr nach dem Eintritt Italiens in den Krieg, erinnerte man sich endlich dieser zweihunderttausend Märtyrer.

Das lag daran, daß ein Teil der Berufsoffiziere in der Anbetung der Pickelhaube aufgewachsen war, und deshalb der Vorkämpfer der Intervention Abneigung und Mißtrauen entgegenbrachte. Aber auch mancher Waffengefährte unter den Mannschaften, mancher arme unwissende Bauer, hatte, von den (üblichen) Hetzern aufgestachelt, nur Haß für jene Gefährten übrig, die „den Krieg gewollt“ hatten. Deshalb vergingen Monate und Jahre, bis endlich ein Zirkular unter den Truppen verbreitet wurde, in welchem man sie ermahnte, die Freiwilligen mit Achtung und mit Rücksicht zu behandeln. — Und dabei verkörperte sich gerade in den Freiwilligen und ihren wagehalsigen Stoßtrupps jene typisch

DIE KRIEGSFREIWILLIGEN

italienische Erscheinung, die spa ter in der ganzen Nachkriegszeit, von Fiume bis zum Faschismus, weiterwirken sollte.

Auch der Leiter des „Popolo d'Italia“, Mussolini, hatte, als ihm gestattet wurde als einfacher Infanterist ins Heer eiiiizutreten, die gleichen Leiden zu erdulden, wie alle andren Freiwilligen. Und doch sagte er:

„Die Freude, Italien wiedergefunden zu haben, unsere „Mutter, die wir nie verleugneten, — die wir aber doch ein „wenigvergessen hatten, um mitderphantastischenUrspruing-^lichkeit der Jugend den rosigen Wahngebilden des Kos-„mopolitismus zu folgen — diese Freude war so stark und „tief, daft das Elend der Menschen und Dinge sie nicht zu „stdren vermochte.“

Und beim Abschied von den Freunden, den en er sein Blatt „Popolo d'Italia“ anvertraute, schrieb er:

„Wir, die wir uns anschicken, die unvermeidlichen Ge-„fahren des Kampfes und die Unbilden winterlicher „Schutzengraben zu ertragen, wir wollen uns im Riicken „gesichert wissen. Bleibt stets wach. Haut zu wie die Be-„sessenenen. Wir werden kampfen, kampft auch ihr. In die-„sem Satz liegt das Programm, das ich euch hinterlasse.“

Der Italiener ist kein Mensch der Abstraktionen. Darum ist er ein tapf erer Soldat und ein treuer Gefolgsmann, wenn er einen wirklichen Fuhrer findet. Den liebt er dann bis zur hochsten Hiiigabe. Sogar die verbrecherischen Ausartungen der Camorra und der Maffia sind nur ein Beweis mehr fur diesen Anbetungstrieb, aus dem Helden hervorgehen konnen.

Primitive, nicht sophistisch denkende Wesen, wie zum Beispiel Schuljungen und Soldaten, die in einer Gemein-schaf t zusammengeschlossen sind, haben einen unbeirrbaren Instinkt fur das Wirkliche, sie erkennen den Fihrer auch ohne auBere Abzeichen.

Nach der ersten Feuertaufe sagte ein anderer Soldat zu Mussolini: „Herr Mussolini, wir haben gesehen, daB Sie

Courage haben, Sie haben uns schon auf dem Marsch durch das Granatenfeuer geführt, wir wünschten sehr, daß Sie uns auch weiterhin führen." Und die Bauersleute aus Calabrien, Toskana und Sizilien unter seinen Kameraden sagten: „Wir haben gleich nach Hause geschrieben, daß Sie hier mit uns zusammen im Schützengraben sind."

„In bezug auf Tatkraft, soldatischen Bersaglieri-Geist und Seelenruhe ist Mussolini vorbildlich; bei der Arbeit oder bei einem Wagnis ist er stets der erste; unbekummert um Unbilden, ist er in der Erfüllung seiner Pflichten eifrig und peinlich genau": man konnte glauben, daß ein so schönes Lob weist Gott welche Ehrungen einleitet. Aber es war nur die Begründung der Beförderung Mussolinis zum Korporal. Über die Sergeantentressen ist er nie herausgekommen. Er war eben Freiwilliger und Interventionist. Sechs Tage nachdem er zu einem beschleunigten Kurs der Offiziersaspiranten nach Vernazzo kommandiert worden war, wurde er durch einen Gegenbefehl seiner Division wieder in den Graben zurückberufen. — „Weder überrascht mich diese Nachricht noch schmerzt sie mich; ich werfe einen Blick auf den Monte Nero, der ganz in Schnee gehüllt ist, und sage mir: Morgen werde ich auf Abschnitt 1270 sein," schreibt er darüber in seinem Kriegstagebuch.

Die gleichen Bitterkeiten bekam sein politischer Kampfgenosse, Filippo Corridoni, zu kosten, der, wie wir schon erwähnten, den Krieg ebenfalls als Freiwilliger mitmachte. Und noch argere Bitterkeiten erlebte Cesare Battisti, dem ein Mißtrauen entgegengebracht wurde, das schon fast ein Martyrium bedeutete.

Kleinliche Menschen mit armseligen Herzen und elenden Gemütern, die durch Zufall und Ranke in hohe, ihnen nicht zukommende Stellen gelangt waren, konnten eben die überragende Gestalt eines geborenen begnadeten Condottiere nicht in ihrer Nahe vertragen. „Ich habe den Schützengraben ausgekostet," sagte der Soldat Mussolini voll Stolz. Es

war das einzige Mal iibrigens, daft er seinen Stolz offentlich verkiindete. Ober seinen Dienst schreibt er in seinem Kriegstagebuch: „Die ersten Monate meines Soldatenlebens im ^Schiitzengraben am obersten Isonzo im Herbst und Winter „1015 waren ganz ertraglich; aber alle, die mit mir und „nach mir die tragische Schlucht des Vrsig passierten, den „Javorzek und den Kuk erlebten, mit seinen eisigen Winden, „wie das im Februar 1916 der Fall war, werden diese „harten Tage nicht so leicht vergessen. — Die zweite Phase „des Krieges verbrachte ich in Cornia, einer relativ ruhigen „Zone, nur war das Wetter dort im Winter sehr schlecht. „Der erste Schnee such te uns am 20. September heim. Spatter kamen wir dann nach dem beruhtnten Abschnitt am „untersten Isonzo.“

Dieses bemerkenswerte Tagebuch, das der „Popolo d'Italia“ fortlaufend abdruckte, und das spater durch einige von der Zensur unterdriickte Artikel vervollstandigt wurde, war naturlieh genau so fragmentarisch, wie es die Kriege unserer Zeit sind und wie wohl alle Kriege waren.

*

Man ist in Wirklichkeit nie so glucklich oder so unglucklich, als man es zu sein glaubt, derm das menschliche Gef tihl hat Grenzen, und auch unser Empfindungsvermogen ist sehr mafiig. Je nachdem der Mensch organisiert ist, wirkt auch jedes Ereignis anders auf ihn ein; nur die seltenen, mit feinerem und tieferem Empfindungsvermogen begnadeten Menschen haben manchmal die geheimnisvolle Fahigkeit, die ganze Fiille eines Augenblickes aufzunehmen und klar in sich festzuhalten. Die meisten anderen Menschen vergessen sogar die Leiden so schnell, wie eine ghickliche Mutter die Schmerzen vergiUt, die ihr die Geburt ihres Erstlings zufiigte.

„Nachmittags. Der Himmel verfinstert sich; Regen, ..WindstoBe... Neben mir stehen Mizzati, Massari und „Sandri, alle aus Ferrara, und sprechen ruhig vom Hanf-

„bau, von Markten, von Ruben, als ob es nichts anderes auf „der Welt gabe.“ So schildert Mussolini in seinem Kriegstagebuch einige Kameraden. Anders empfindet eben der eine Mensch, und anders der andere; anders waren die Empfindungen von Mussolini, der den Krieg als ein denkender und wollender Mann mitrnachte, mit Nerven, die die Ercignisse bis ins Tiefste empfanden; er „eruldete“ den Krieg nicht, sondern er hatte ihn „gewollt, selbst gewollt“, durch eine lange Krisishindurch, um groBer Ideen willen; und doch hatte auch Mussolini den Schriftsteller, deri Politiker, den geistigen Arbeiter und Polemiker in sich zugunslen des „Mannes der Tai“, des Soldaten, verschwinden lassen. Aber selbst in der gewissen Verrohung des engen gemeinschaftlichen Soldatenlebens brach doch der Kunstler in ihm wider durch, so zum Beispiel, wenn er mit Bleistift auf ein Stuck Papier kritzelt: „Niemals sah ich blaueres Wasser, als das vom Isonzo. Selt-„sam. Ich beugbe rnich über das kuhlc Wasser und trank an-„dachtig ein wenig da von. lleiliger FlufS!“

Wie sein Liebling Nietzsche, so leidet auch Mussolini mit der Empfindlichkeit eines Elementarwesens unter dem Einfluß der Stunde, der Witterung und der Jahreszeit. Oft habe ich es erlebt, daß er nach einem in ausgezeichneten Laune verbrachten Tage sich in der Dämmerung ganz vcrdusterte und von einer immer trostloseren Traurigkeit überfallen wurde. Ebenso horte ich ihn mehr als einmal an einem schonen Fruhlingsmorgen sagen:

„Ich denke daran, daß einmal auch ein Fruhlingsmorgen „kommen wird, an dem wir nicht mehr sein werden. Wir „werden dann weder die Sonne noch die knospenden Baume „sehen, wir werden unter der Erde sein. O, aber wo werden „wir dann sein? Wirklich unter der Erde? Es ist traurig.“

Man mochte kaum diesem Mann der Tat einen solchen tiefen, sozusagen kosmischen Stoßseufzer zutrauen.

Allein seine Kriegstagebücher zeigen fast auf jeder Seite diese Verbundenheit mit der Natur.

„Eine sternenhelle Nacht, Vollmond, Schweigen, — ein phantastisches Schauspiel. Wir sind auf der Hohe; auf der Hohe! und haben schon im Kanonenfeuer unsere Taufe empfangen. So endete der erste Kriegstag!“

Diese armselige Notizzeile in seinem Kriegstagebuch wirkt mit dem doppelten Ausruf: „auf der Hohe“ wie ein Schrei moralischer und physischer Befreiung. — Wieder an anderer Stelle seines Kriegstagebuches bliihen zarte, liebe Erinnerungen an die feme Kindheit auf:

„Es regnet hier, wie taglich, seit einem Monat. Heute ist „Weihnachten. Tatsächlich Weihnachten. Heute verhartet „sich das Herz wie die Felsen ringsum. — Die moderne i „Zivilisation hat uns mechanisiert. Der Krieg hat den Pro- „zeß der Mechanisierung in der Gesellschaft von Europa ! „bis zur Verzweiflung gesteigert. — Vor 25 Jahren war ich „ein empfindliches, heftiges Kind. Verschiedene meiner „Altersgenossen tragen auf ihren Kopfen noch die Spuren „meiner Steinwiirfe. Nomade aus InsLinkt, lief ich von mor- „gens bis abends umher, schlenderte am Fluß entlang oder „raubte Obst und Vogelnester. — Ich ging auch zur Messe. „Die Weihnachtszeit von damals ist mir noch lebhaft t in Er- „innerung. Nur wenige blieben der Weihnachtsmesse f em, „darunter mein Vater, und noch dieser und jener. Auf der „Strafie, die nach San Cassiano fuhrte, waren die WeiB- „dornstraucher ganz erstarrt und vom Rauhreif wie ver- „silbert. Es war kalt. Die erste Messe wurde fur die al ten „Fruhaufsteherinnen gehalten; wenn wir sie dann jenseits „der Pianta wieder auf tauchen sahen, war die Reine an uns“ „Ich weiB noch, wie ich meine Mutter begleitete. In der „Kirche waren viele Lichter auf dem Altar, und in einer „kleinen blumengeschmuckten Krippe lag das Christkind, „das in dieser Nacht geboren worden war. Das ailes war „malerisch und befriedigte meine Phantasie. Nur der Weih- „rauchduft erregte eine Unruhe in mir, die sich manch- „mal fur Augenblicke bis zu einem unertraglichen Unbe-

DER WILLE ZUM SIEG

„hagen steigerte. Endlich wurde die heilige Handlung mit „Orgelspiel beschlossen. Die Menge schwarmte wieder aus- „einander. Auf der StraBe horte man ihr befriedigtes „Schwatzen. Mittags dampften dann auf dem Tisch die tra- „dition ellen leckeren ‚Cappelletti di Romagna‘. Wieviel „Jahre und Jahrhunderte sind seit jener Zeit verflossen? „Ein Kanonenschufl ruft mich in die Wirklichkeit zurUck. „Es ist Kriegsweihnacht. Der Schiitzengraben ist erfUllt von „der Stille verschwiegenen Heimwehs."

Aber diese Empfindungen hindern ihn nicht, sich mil offenen Augen im Kriege umzuschauen, und mit dem Ver- trauen des Lernbegierigen, dem der Versuch mehr gilt als das Leben, sich dariiber klar zu werden, wie dieser alte ita- lienische Stamm, in den er soviel Vertrauen setzte, auf den Krieg reagiert.

„Der Gemitszustand, den man auf der ganzen Welt mit „dem Ausdruck der ‚moralischen Haltung‘ bezeichnet, ist „der Grundkoeffizient des Sieges, ist bedeutsamer als die „technische und mechanische Einstellung. Wer siegen will, „der siegt. Siegen wird derjenige, der uber die groBten „Reserven an seelischer Willensenergie verfiigt."

„Ich komme zu dem SchluB, daB die Moral der italie- „nischen Soldaten gut ist. Die italienischen Soldaten sind „diszipliniert, mutig, willig. Wenn man sie richtig zu neh- „men weiBt, und sie nicht als Stammrollennummern, son- „dern als verstandige Menschen behandelt, kann man mit „dem italienischen Soldaten ailes erreichen, was man will, „ganz gleich, ob es sich dabei um die Plage des Arbeits- „dienstes im Schiitzengraben oder um einen morderischen „Sturmangriff mit dem Bajonett handelt. Die Moral des „Soldaten ist abhangig von der des Offiziers, der sie befeh- „ligt. Angesichts dieser Manner, die an Zahigkeit, Wider- „stand und Entsagung Herrliches leisten, konnte der alte „Romer Enotrio nicht mehr wie damals sagen: ‚Unser Vater- „land ist feige.'"

XXXII

AUF DEN SCHLACHTFELDEUN

Kriegergraber. — Eine Pilgerfahrt mit Mussolini. — Corridonis Tod. „Herr Hauptmann, gehen wir doch lieber spazieren.“ — Mussolinis Verwundung. — Im Lazarett.

Ein Gang durch den Karst mit Mussolini im Jahre 1922. Trotz der linden Luft und den friedlichen Feldern ein schauriger Gang; noch immer werden die Blindgänger der Geschosse zu Tausenden gesammelt und in die tiefen Schutzengraben versenkt. Mussolini nennt die verschiedenen Kaliber mit den vertrauten Namen des alten Feldsoldaten. — Wir gehen weiter. Eine junge Reisegefahrtnin kniete an der alten Grenzlinie nieder, um die Erde zu kiissen, ehe sie an den sturmischen frischen Wassern des Isonzo entlang weiterschritt.

Dort liegt Caporetto (Karfreit. D. Hrsgb.), ein Name, dessen blutiger Klang uns das Herz zusammenzieht. Und dort erhebt sich der hohe, gewaltige Monte Nero. Jetzt bluhcn liebliche kleine Alpenveilchen an seinem Fuft. Wir legen die zarten Blüten auf die Graber des Soldatenfriedhofes.

Dort oben hatte Mussolini seine Feuertaufe empfangen. Jedesmal, wenn er vom Urlaub zuruckkam und wieder zum Dienst ging, hatten sich die Graber auf dem Friedhof vermehrt.

Vielleicht hatte er an jene anderen, zerstreuten Gebeine deranderunendlichenBergfrontaufgehaufteTotengedacht, als er, zur Macht gelangt, als erstes den schlichten Schwur ablegte: „Ihr armen Toten, begraben an den unwegsamen,

CORRIDONIS TOD

einsamen Kluften, ich trage euer Andenken ini Herzen!" Nicht umsonst war die erste Feierlichkeit, der er nach Übernahme der Regierung beiwohnte, die Wallfahrt zum Grabe des „unbekannten Soldaten".

„Hier," sagt er und bleibt stehen, und unwillkiirlich nimmt er militärische Haltung an, „Flier liegt mein Hauptmann, ein Tapferer."

Dann fahren wir weiter. Plotzlich laßt er das Auto halten:

„An dieser Ecke hier erfuhr ich den Tod Corridonis. Ich „kam allein voni Arbeitsdienst, und wiihrend ich einen „Augenblick ausruhte, karn eincr zu mir und fragte: ‚Bist „du Mussolini?‘ — Ich sagte: ‚Ja.‘ ‚Schon,‘ sagte der an- „dere, ‚ich habe eine nette Nachricht fur dich. Der Corri- „doni ist hin! Das geschieht ihm ganz recht, das gefallt mir, „verrecken sollen sie alle, diese Interventionisten.‘ — Und „dann hatte der Soldat den Toten noch weiter geschmaht, „wahrend Mussolini bleich dastand, das Gewehr im Arm. „Der treue Kamerad war ihm gestorben. Der blonde Erz- „engel war tot, hatte sich toten lassen, um auch diese Leute „zu rerteidigen, die ihn so gemein verspotletcn."

Damals waren auch merkwuirdige Briefe an die Soldaten von Mussoliiiis Kompagriie gekommcii. So hatte ein Soldat vom Sozialistenhauptling seines Heimatdorfes folgenden Brief erhalten:

„Wirhaben vernommen, daß Du an der Front mit dom „wohlbekannten Renegaten Mussolini zusammenkampfst; „Du tatest mir einen personlichen Gefallen und alien Ge- „nossen einen Dienst, wenn Du Dich entschlicBcn konntest, „diesen Verrater umzubringen/' — Der Soldat hatte sich jedoch beeilt, seinem Kameraden Mussolini dies merkwuirdige Schreiben zu zeigen. Der meinte nur: „Auf merkwur- „dige Ideen kommen doch die Leutc, die zu Hause hinter dem Busch hocken."

Wir fahren weiter. Über Gorz hinaus erinnert auf dem Karst noch ailes an den Krieg: Helme, Stacheldraht, Ge-

schofritrichter, und Granaten, Granaten überall. Die Erde ist noch ganz aufgewühlt. Dort liegt der kleine See von Doberdo wie ein Schimmelfleck. „Und den haben die Kriegskorrespondenten ‚pittoresk‘ genannt,“ sagt Mussolini. „Ob sie ihn wohl je mit eigenen Augen gesehen haben?*"

Unter einem ruhigen blauen Himmel messen wir nun sorgfältig die Entfernung zwischen den beiden gut erhaltenen vordersten Gräben, dem österreichischen und dem italienischen: nur 20 Meter trennten die Feinde voneinander. Mussolini erzählt dabei aus seiner Schutzengrabenzeit:

„Es war meine Spezialität, die feindlichen Handgranaten aufzufangen und, noch bevor sie kreppten, wieder zurückzuschleudern. Ein gefährliches Spiel. Aber es gelang mir immer, sie aufzufangen und wieder hinüberzuwerfen. Später brachte ich dann den Soldaten das richtige Anzeichen der Bomben bei: man mußte den Zieler mit der Zigarette anzeichen, denn die Zielholzer brannten nicht lange genug, und dann mußte man sie noch eine Zeitlang angezündet in der Hand halten, denn wenn man sie zu früh warf, konnten sie von den Feinden wieder zurückgeworfen werden. Die armen Soldaten, sie zitterten und klapperten mit den Zähnen, wenn ich laut die Sekunden von 1 bis 60 abzählte. Aber ich schaute ihnen fest in die Augen: ‚Rührt euch nicht, hört ihr. Wenn ich Jos' kommandiere, dann werft alle zusammen.‘ — An einem denkwürdigen Abend sah ich auf der Feindeseite im Finstern zwei kleine rote Zigarettenpunkte; ich nahm sie mit der Handgranate aufs Korn. Es krachte, und dann waren die beiden Punkte verschwunden. Am darauffolgenden Tage erzählten uns Gefangene, daß es dabei vier bis fünf Tote gegeben habe. Der Hauptmann fragte mich damals: ‚Warum tust du das, mein Sohn? Die Leute drüben waren vielleicht gerade beim Plaudern, rauchten, sprachen vielleicht von ihren Brauten?‘ — ‚Herr Hauptmann,‘ antwortete ich ihm, ‚dann wollen wir doch lieber gleich alle

MUSSOLINIS VERWUNDUNG

„nach Mailand fahren und dort spaziergehen, das ist dann „besser.“

Und doch, noch heute verfinstert sich Mussolini, wenn er abends das rote Piinktchen einer Zigarette im Dunkeln gluhcn sieht, iiber sein Gesicht huscht dann ein dusterer Schatten, wie von einem stechenden Schmerz, und mit einem Beben in der Stimme erzahlt er dann von diesem Vorfall. Und er muft dann der Gefahrten gedenken, die verwundet in seinen Arm en starben, um wieder sicher zu werden.

Bereits in den ersten Tagen seines Verweilens im Schutzengraben war eine osterreichisehe 28-cm-Granale in weniger als 3 Meter Entfernung von ihm krepirt, hatte Baume entwurzelt, Steine zerbrockelt, den Unterstand aufgerissen, doch ihn selbst wunderbarerweise nicht verletzti. Aber am 23. Februar 1917 explodierte ihm im gleichen Schutzengraphen ein Minenwerfer mitten beim Schieften unler den Handen. Mussolini, der es durchaus verstand, zu seiner Zeit am richtigen Ort vorsichtig zu sein, hatte gewarnt: „Herr Leutnant, genug, wir haben schon den zweiten Munitionskorb geleert. Das Eisen gliiht schon; es kann etwas passieren!“ — „A bah!“ sagte der Leutnant, „noch einen Schuft!“

Der Schuft ging los. Ein Rohrkrepierer. Ringsum fielen funf Korper, getroffen, zerfetzt, hin. Mussolini war, von einem Splitterregen uberschuttet, cinige Meter f ortgeschleudert worden, lag bluttriefend, halb ohnmachtig da, und fiihlte nach, ob er noch Beine habe. Man brachte ihn auf einer Bahre nach Doberdo, wo er verbunden wurde. Augenzeugen erzahlen, daft er mit im blutgeroteten zerfleischten Gesicht weit aufgerissenen Augcn immer wiederholt habe: „Ich habe es kommen sehen!“ Dann schaffte man ihn nach Ronchi. — Der Arzt des Feldlazarett, Dr. Colvini, erzahlt daruber:

^Eines Tages, als ich gerade Dienst hatte, kam der Ober-„stabsarzt Vella eilig zu mir, sagte mit bewegter Stimme: „Mussolini kommt, verwundet. Von Abschnitt 144,'und

IM LAZARETT

„enteilte wieder. Wir hatten alle nichts davon gewufit, daß „der Leiter des ‚Popolo d'Italia‘ im Schiitzengraben war. Die sozialistischen und leider auch die neutralistisch-klerikalⁿen Blatler hatten immer davon gesprochen, daß Mussolini sich an der ‚Innenfront‘ verberge. — Dann wurde ⁿjemand gebracht. Ein ganz bleiches Gesicht, ein zweitⁿtiigiger, schwarzer Bart, schwarze Augen, die mich fixierten: er war es! Ich mußt bekennen, daß mich die Bewegung „ubernannte. — Dann bekam er Fieber, es stieg bis 40,5, „man begann, Komplikationen zu fiirchten. Man mußt ihm „das Schienbein aufmeißeln. Er war fast immer stark in „sich gesammelt, mit gerunzelter Stirn, schweigsam, fast „scheu. Aber als er in den Operationssaal gebracht wurde, „lebte in ihm eine selfsame Verve, eine zielbewufte Lebens„energie auf. Mit fcstem Blick betrachtete er das chirurgische Messer. Und als ihm die Klinge ins Fleisch schnitt, „reagierte er auf den groften Schmerz nur mit einem Zusammenbeiiien der Kiefer und mit einer gezischten Verwⁿunschung, die kaum seine Lippen verzog. Aber sofort „sah er uns lachelnd an.“

In Mailand hieft es damals: er liege im Sterben, ja er sei vielleicht schon tot. Später erfuhr man die entsetzlichen Einzelheiten: auf einer Fläche von 80 cm waren 42 Wunden; der ganze Körper war versengt, im Fleisch staken, wie die Pfeilspitzen bei St. Sebastian, eine Unmenge von Splittern. Wunden waren darunter, in die man eine Faust hincinlegen konnte. Jeden Tag wurde er zwei Stunden einer schmerzhaften Behandlung unterzogen. Dazu kamen noch Komplikationen durch Infektion, Eiterung, Fieber; Leiden und Delirium, drohender Brand und zu guter Letzt noch blutige Geschwüre. Wie sollte er da noch gesund werden?

„Sie müssen unter der schmerzhaften Unbeweglichkeit wohl viel leiden,“ sagte der König eines Tages beim Besuch des Hospitals zu Mussolini. Und tatsächlich bereitete ihm gerade das die argste Qual.

IM LAZARETT

Trotzdem waren die ersten Worte, die er mit zitternder Hand und schwankenden Buchstaben für den „Popolo d'Italia“ muhsam niederschrieb, eine Botschaft des Stolzes und der Liebe:

„Sagt allen, daß ich für den Triumph der Ideale, von welchen die Heere der Entente geleitet werden, auch noch ein härteres Geschick ohne Klage auf mich genommen hatte.“

„Ich bin stolz, in Erfüllung meiner gefährlichen Pflicht den Weg nach Triest mit meinem Blute gerotet zu haben.“

*

„Die schrecklichste Szene meines Lebens, wirklich eine „unbeschreibliche Hölle,“ so erzählt Mussolini, „war der österreichische Fliegerangriff auf das Lazarett, in welchem ich lag, und das als ‚Lazarett des Mussolini‘ durch eine Photographie in der Zeitschrift ‚Domenica del Corriere‘ bekannt geworden war.“ — Nach einer schlaflosen Nacht mit hohem Fieber horte er am Morgen des 18. März das Krachen von Bomben. „Es ist doch nicht möglich, daß sie das rote Kreuz auf dem Dache nicht sehen,“ bemerkte der Verwundete ruhig. „Sie haben doch diese ganzen vier Monate nicht hierher geschossen. Also..“

Die Bomben krepitierten weiter, funfzehn hintereinander.

„Das kann eine nette Sache werden,“ sagte ein anderer Verwundeter.

„Diese jetzt eben war schon näher,“ antwortete Mussolini, aber er hatte noch nicht das Wort zu Ende gesprochen, da krachte es, eine dichte Wolke von Rauch und Staub blendete ihn, die Verwundeten, soweit sie sich noch bewegen konnten, liefen heulend in einem Knäuel die Treppe hinunter, man horte Schmerz- und Schreckensschreie, Sfröme von Blut ergossen sich von neuem. Abends waren alle andern fortgeschafft, nur Mussolini, der nicht transportfähig war,

IM LAZARETT

mußte allein, mit den Ärzten, dem Kaplan und den Wärtern, in der schweigenden Dämmerung des Lazarets zurUckbleiben.

Dann kam endlich der Tag, wo es ihm besser ging, und er in Mailand eintraf. Blaß lachelte er seinen Freunden zu, aber er tat das mehr mit den großen Augen im durchfurchten Gesicht als mit den verzerrten weißen Lippen. Er war von der ärztlichen Behandlung, bei der er stets auf Chloroform verzichtet hatte, so erschöpft, daß er kaum sprechen konnte.

Aber er hatte den Willen, gesund zu werden, und so wurde er auch gesund. — Darin kamen gute Nachrichten vom Kriegsschauplatz, und er zog dann unter seinem Kopfkissen die Kriegskarte hervor; ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich ans Fenster tragen ließ und dort im Lichte der untergehenden Sonne mit frommer Andacht die militärischen Fortschritte auf seiner Karte verzeichnete.

„Mussolini. Da ist Mussolini!*" erschollen die Rufe, als er, zum erstenmal ohne Kriicken, nur auf einem Stock gestützt, eines Tages zu einer Generalprobe in der Scala erschien.

Und dann kam aus einem Unwetter schwarzer Wolken ein Stoß ins Herz: die Nachricht von der unglücklichen Schlacht zu Caporetto am 22. Oktober 1917. Noch heute tut mir das Herz weh, wenn ich daran denke.

DER MORALISCHESCHTJTZENGRABEN

Eine „Regierimg der nationalen Ohnmacht“. — Vandervelde, Turati und Treves. — Die tragische Stunde. — Der Widerstand im Innern des Landes. — MussoKnis Vorahnungen.

Aus Mussolinis Kriegstagebuch über die leitzten Zeiten, die er an der Front verbrachte, konnte ein feinfühlendes Ohr schon einen anderen Ton herausdhren. Am 27. Januar hieß es da: „Schnee. Kalte. Verdruß ohne Ende. Befehle, Gegenbefehle, Unordnung.“ Undweiter: „Wirhaben eine Regierung der nationalen Ohnmacht.“ Er mußte allerdings gesehen haben, wovon er nicht recht sprechen wollte.

Im Dezember des Jahres 1915 schon hatte er einen Winterurlaub benutzt, um gegen die „von Priestern und Sozialisten für einen ‚Frieden um jeden Preis‘ gemachte Propaganda“ loszuwettern. Und 1916 hatte er, als ein interventionistisch gesiinter Bauer von einem andern, neutralistisch gesinnten Bauer erschossen worden war, an den Minister Orlando die Mahnung gerichtet: „Es ist jetzt nicht die Zeit „dazu, die Dinge zu ignorieren, Herr Minister. Ihre schwankende Wackelpolitik a la Monte Citorio muß aufhören. „Ein Volk in Waffen sollte von Soldaten regiert werden. „Rom, die Mutter antiker Weisheit, konnte uns auch in „diesem Punkte Lehrmeisterin sein.“

Später, in den Augusttagen, als ich ihn am Lazarettf enster die Kriegskarte erklären sah, trieb er seine Mahnungen noch weiter:

„In der Terminologie des sozialistischen Neutralismus, wie „auch des Vatikans, wird von einem ‚Erschöpfungskrieg, „ einem langsamen Sterben aller Völker‘ gesprochen. Aber

EINE „REGIERUNG DER NATIONALEN OHNMACHT“

„mit dem Fall von Bainsizza ist auch dieses Dogma gefallen. „Die Militarberichte verzeichnen einen volligen Einbruch „der feindlichen Front, ein Ereignis, das dem Krieg einen „von Grund aus dynamischen Charakter verliehen hat. „Meine Herren von der Regierung, dies ist der gegebene „Augenblick: Ihr konnt euch jetzt der italienischen Seele „bemachtigen und den vcrhangnisvollen Zwiespalt, aus dem „unser Krieg geboren wurde, fur immer beseitigen. Nach- „dem ihr euch um die auftern Dinge gekummert habt, faßt „nun auch die inneren Angelegenheiten ins Auge. Laßt in „dic Stadte, in die Flecken und in die fernsten Dorfer einen „warmen Hauch von Trost und Hoffnung dringen. Unser „Volk, das siegen kann, siegen will und siegen mußt, wird „euch das moralisch und materiell mit groftem Dank ver- „gelten.“

„Aber das sind vergebliche Reden. Unsere Machthaber „sind keine Missionare, sondern Beamte. Sic haben das gei- „stige Erbe der Maientage von 1915 vergeudet, sie werden „das vom August 1917 auch vergeuden.“*

„Doch ein Volk mit solchen Kraftreserven wird seine Ge- „sundung in sich selbst finden, und wird die minderwertigen „Politikaster ausfegen, die nach drei Jahren Weltkrieg noch „immer die Systeme einer verkrachten und liquidierlen „Regierung anwenden.“

Der Sieg von Bainsizza war, nach dem Urteil Berufener, schlecht ausgenutzt und verkleinert worden, ja es hatte sich sogar, indem man die vorderste Linie in einem langen heiklen Keil vorschob, eine Bedrohung daraus ergeben; und vor allem auch laßt sich die Schuld am Versagen der Truppen groltenteils aus dem Mangel an Munition und der unvollkommenen Nachlieferung von Kriegsbedarf herleiten. — Italien wurde von den Verbiindeten auch dann noch ohne Hilfe allein gelassen, als die feindlichen Streitkrafte zweimal mit ihrem ganzen Gewicht die italienische Front bedrangten. Wahrend der Kriegsjahre hatte man immer von einer

EINE „REGIERUNG DER NATIONALEN OIINMACHT“

„Einheitsfront“ gesprochen, ohne dafi sie verwirklicht wurde. Auf jedes Ersuchen Italiens, man moge die englische Hilfe doch nicht nur der franzosischen Front zuleil werden lassen, hatle der englische Ministerprasident Lloyd George immer nur eine harte Absage folgen lassen, im Gegensatz zur Meinung seiner Marschalle, die, wie man versichert, wiederholt versucht hatten, ihn zu einer anderen Auffassung zu bekehren. Erst als der italienische Widerstand am Piave standhaft blieb, langten, drei Wochen nach der Niederlage von Caporetto (Karfreit), die im Bericht des Generals Diaz erwahnten franzosischen und englischen Bataillone an, die dann bis zum Sieg an der italicnischen Front blieben.

Vom asiatischen und slawischen Orient wurden inzwischen neue, materialistische, nicht spiritualistische, Rezepte zur Rettung des Volkes ausgegeben, die mit hypnotischer Wirkung zu uns kanien und den Widerstand gegen den deutschen Druck schwachten, so wie einst die im Innern Italiens sich entwickelnde christliche Idee sich mil den Germanen verbundet hatle, urn Rom niederzuwerfen. Der bis dahin nur deutschfreundliche und neutralisliche italienische Sozialismus stand nun plotzlich dem extremen Leninismus gegeniiber, der auf die Massen viel verfuhrerischer wirkte als die zweifelhaften letzten Mittel der einheimischen Fuhrer. Schiichtern und voll Entsetzen suchten die Parteisozialisten diese Neuerscheinung zu bekiimpfen, wahrend die Machthaber der Regierung sich in der Hof f nung wiegten, die neue Gefahr dadurch zu bezwingen, daft sie ailes gehen liefien, wie es ging.

Ich erinnere mich, im Jahre 1916 Emil Vandervelde, den belgischen Minister fur nationale Verteidigung, bei einem Besuch des Abgeordneten Turati begleitet zu haben. Als vor dem Krieg die Sozialislen behauptet hatten, ihr Vaterland nicht nur nicht weniger als die andern zu lieben,

sondern mehr, weil sie das Vaterland nicht nur als Pflegemutter ihrer Kinder haben wollten, sondern als wahre Mutter, von moralischer Größe, weder bedrückt noch andere Länder bedrückend — da hatte jemand diese Dinge sehr ernsthaft und nicht nur als polemische Streitobjekte durchdacht und den Sozialismus dabei durchaus nicht als eine Angelegenheit der moralischen Behaglichkeit, den Abscheu vor der Gewalt durchaus nicht als Schlupfwinkel für physische Feigheit betrachtet. — Der belgische Arbeiterführer und Abgeordnete Caspar, blond, untersetzt und kolossal wie der Gott Thor, verlieb uns bei diesem Besuch auf der Schwelle des Hauses; er hatte sich am Abend vorher mit dem Abgeordneten Treves verzankt: „Wenn das eure Art ist, die internationale Solidarität zu verstehen, dann lieber noch die Deutschen!“ So standen sich nun bei diesem Besuch nur die beiden klugen und diplomatischen Hauptpersonen gegenüber, beide weit entfernt von jedem fenstereinschlagenden Ungestüm.

„Also kurzum,“ fragte Vandervelde, als das Gespräch an einen gewissen Punkt kam, und in seinem listigen Gesicht verzogen sich die dünnen Lippen zu einem Lächeln, während seine Augen den Ausdruck eines Fuchses hatten, „also kurzum, Genosse Turati, Genosse Treves, was hattet ihr an unserer Stelle in unserem besetzten Land Belgien getan?“

„Aber durchaus dasselbe wie ihr, mein Freund. Ich hatte ebenso gehandelt,“ rief Treves sturmisch aus. Turati zerwühlte nur unschlüssig seinen melierten Bart. (Später einmal, zu einer andern Zeit, als es in Italien sehr ernst war, horte ich ihn sagen: „O, waren wir mit Deutschland gegangen!“)

„Aber warum, warum wolltet ihr dann nicht auf internationalen Wege zu unseren Gunsten handeln? Nach dem Krieg wird sich die Notwendigkeit ergeben, eine sozialistische Aktion zur Verteidigung der arbeitenden Klassen zu entwickeln, auch der deutschen, vielleicht sogar gegen Deutsch-

DIE TRAGISCHE STUNDE

land selbst, wenn es notig ist. Da konnten wir nichts machen, wenn wir jetzt im Augenblick der Verteidigung der Rechte unseres eigenen Landes abwesend und fluchtig sind; international, für Gleichheit, ja, aber nicht antinational zur Verteidigung der Ungerechtigkeit."

Anna Kulischkoff, die rauchend und schweigend zuhorte, sprang sturmisch auf: „Ja, aber ich sagte meinen Freunden, und bis jetzt haben sie mir nichts darauf antworten können: Wenn Italien letzten Frühling nicht in den Krieg eingetreten wäre, so hätte jetzt Deutschland gesiegt; was hättet ihr dann begonnen, mit dem zerfetzten Belgien, einem aufgeteilten Frankreich, einem gedemutigten England, mit all den ungelösten nationalen Fragen und einem Sozialismus, auf dem drückend das rauhe Klima eines imperialistischen austro-germanischen Europas gelastet hätte. Und Rußland, sollte mein Rußland für immer an den Zarismus gebunden sein?"

So machten wir mit unbestimmten Worten dem Drängen unserer unruhigen Herzen Luft.

Der tragischen Methode der Demokraten entsprechend, bequeme sich der Abgeordnete Turati erst nach dem schmerzlichen Bruch dazu, jene Propaganda, die nach seinem Empfinden diesen Bruch vorbereitet hatte, als frevlerisch und idiotisch zu bezeichnen.

„Welchen Wert haben neue Tausende von Kanonen und „Maschinengewehren, wenn dieser offensichtlichen Vermehrung von Kriegsmaterial ein Mangel an seelischem Mut „gegenübersteht? ... Die Parole des Tages ist: Keinen Winter mehr im Schutzengraben! Die Deutschen werden noch „vor dem Winter das Unmöglichste leisten, um die Alliierten „dadurch zu ermüden, daß sie in den feindlichen Ländern „eine innere Opposition gegen den Krieg entfesseln," so verkündete der „Popolo d'Italia" vom 3. September 1917 prophetisch und pessimistisch.

„Wir wollen keine Lobrede haben," hatte irgendein Soldat über eine Höhle im Karst mit Kohle geschrieben.

Aber die schon vollbrachten Heldentaten mufiten, um sich zu behaupten, notwendigerweise neue Opfer fordern. Jedoch erklarte man den Truppen die Notwendigkeit dieser Opfer nicht und iiberliefi sie dadurch der Propaganda jener, die behaupteten, da6 weitere Opfer unnutig seien. Eine uberrasehende Oberrumpelung der italienischen Front, die keine weittragenden Folgen hatte und sich wieder verbessern lieft, traf die Soldaten ziellos und ohne Ordnung an, und das lang aufgestaute Gift bra ch heraus. „Der Krieg ist zu Ende, wir gehen heim," sagten die von alien Banden Gelosten in ihrer heiligen Einfalt. Das Ganze war vor allem eine Fiihrerkrise. Die gesammelten Berichte, zum Beispiel die zahlreichen Zeugnisse, die der Abgeordnete Gasparotto im „Tagebuch eines Infanteristen" vereint hatte, bcezeugen einstimmig, dafi iiberall dort, wo ein wurdiger und fahiger Fiihrer entstanden war, der zu befehlen verstand, sich auch wiirdige und fahige Soldaten fanden, die selbst solchen Befehlen gehorchten, aus denen sich unerhorte Leiden und Tod ergaben. Aber wenn auch an der Front der Mann fehlte, der die losen Sandkorner zu einem festen Damm zusammenknetete, so sahen andererseits die Soldaten, soof t sie ins Innere zuruckkehrten, sich einem neuen, drohenden Italien gegeniiber, das ganz einig war, und ihnen das wiederzuerobernde Land zeigte und den wiederzugewinnenden Sieg.

Dieser „moralische Schutzengraben" im Innern des Landes, an dem spatcr viele mitarbeiteten und um den sich nach und nach alle scharten, war blitzschnell ausgehoben worden, in allererster Linie und am verbissensten durch den „Popolo d'Italia". Und er hielt bis zuletzt durch.

„Front gegen den Feind! — das ist eure erste Pflicht," rief Mussolini am 27. Oktober 1917 mit kraftvollen Worten, „nicht zu einer schweren, aber zu einer grofien Stunde," auf. Im Gegensatz zu den offiziellen Kriegsberichten, die im bestiirzten Lande Verwirrung und Beschamung verbreiteten, kamen vom „Popolo d'Italia" anfeuernde Worte voll

MUSSOLINIS VORAHNUNGEN

Hoffnung und Vertrauen, zur Tat aufreizend, und seine kriegerischen Weckrufe verkiindeten ohne Unterlaß in der grauen Dämmerung die Morgenrote des Sieges.

Mussolini lebt ein so schnelles Leben, daß er in der Gegenwart schon das Zukünftige mit voller Deutlichkeit fühlt; ja, es scheint ihm, als sei es schon da. Für ihn existieren die kommenden Ereignisse schon; wenn sie dann wirklich da sind, so kann es vorkommen, daß sie ihn nicht mehr interessieren. Es kann geschehen, daß er mitten im Sommer über den herbstlichen Schauer klagt, und im Januar überrascht sagt: „Ja, fühlt ihr denn nicht den Frühling in der Luft? Ihr wollt mich wohl verspotten?“ — Im Oktober 1919 versicherte er den Zweiflern unter seinen von der Wahlniederlage niedergeschlagenen Freunden, daß er des endlichen Sieges gewiß sei: „Ach was, ach was, ich „erkläre euch feierlich und offiziell, daß ich eigentlich „schon Abgeordneter von Mailand bin; ich werde noch „sicher nicht weniger als... 80000 Stimmen auf meinen „Namen versammeln.“

Das traf auch ein. 80000 Stimmen wurden in Mailand für ihn abgegeben, von dem gleichzeitigen triumphalen Wahlergebnis in Bologna gar nicht zu reden. Und zwar geschah das am 15. Mai 1921, zweieinhalb Jahre nach seiner Voraussage; damals, im Jahre 1919, hatten 4000 Stimmen genügt. Aber er hatte die Zukunft richtig abgeschätzt.

In den blutigen Tagen von Caporetto war das kleine Direktorenzimmer des „Popolo d'Italia“ ein „Mekka“, wohin alle pilgerten, um Glauben, Trost und Wärme zu finden. Und sie gingen alle gefestigt, getrostet, fast froh wieder fort — mit solcher Sicherheit hatte er ihnen die Zukunft geschildert. Er sagte damals zu den Besuchern:

„In der Ebene von Venetien entwickelt sich eine große
Sarfatti, Mussolini

MUSSOLINIS VOIHNUNGEN

„Schlacht. Die Linien der Geschichte zeigen, daß der Anprall der Völker immer auf den gleichen Hauptbahnen vor sich geht. Es war fehlerhaft von den Alliierten, sich vom schwerfälligen deutschen Geist, der unelastisch und antidynamisch ist, weil er nicht genial ist, in die Schutzengraben einpfirchen zu lassen.“

„Von alien Seiten wurde ein Krieg der Taktik geführt, ausgenommen vielleicht die russische Front. Ein Verzögerungskrieg, aber kein Krieg der Manöver. Nirgends ein einziger Strategie! Entscheidungskämpfe werden in der Ebene, durch Feldschlachten ausgefochten, und nicht durch Belagerungen in Erdfestungen und durch langsames Aufreiben. Infolge des feindlichen Durchbruchs entwickelt sich nun endlich eine große Schlacht, die den Feind zurücktreiben wird, nicht nur dort hin, von wo er gekommen ist, sondern bis in das Herz seiner Länder.“

Ungefähr vom 2. November ab schrieb er dann ganz erstaunliche Voraussagen:

„Werden wir also am Ufer des italienischen Flusses, der den Ereignissen den Namen geben wird, das Meisterstück unserer Geschichte und der Weltgeschichte erleben?“

„Wird nun also in der Ebene des Tagliamento der neue, große Stoß der Mittelländischen, der Zusammenstoß zwischen Zivilisation und Barbarei erfolgen?“

„Steht es nicht vielleicht schon im Buche des Schicksals verzeichnet, daß die Vernichtung des Pangermanismus, die an den Ufern eines Flusses in Frankreich begonnen hat, an den Ufern eines Flusses in Italien beendet werden soll?“

„Wir werden das alles innerhalb weniger Wochen oder weniger Tage wissen.“

„In dieser Erwartung: Die Herzen empor!“

„Die angstlichen Fragen von gestern waren: Werden wir Brot haben? Werden wir Holz haben?“

„Heute fragen wir nicht mehr so, heute fragen die

MUSSOLINIS VORAHNUNGEN

„Stadter: Werden wir genügend Eisen haben? — für Granaten und Bajonette!“

„Wir werden Hunger und Kalte leiden — aber was tut's. Eine Invasion würde nicht nur Kalte und Hunger bringen, sondern vor allem Demütigung. Das wollen wir nicht erdulden, Wir wollen, wir müssen siegen, und wir werden siegen.“

XXXIV

DER SIEG UND DAS NACHHER

Die „gottlichen Knaben“. — Das Gebet auf dem Gipfel. — Mussolini am Denkmal. — Die Städte Hellas' und die Vereinigten Staaten von Europa. — Die drei „Nein“ gegen Bissolati. — Sonnenschein und Bolschewismus.

Ein Marin, der mit dreißig Jahren fällt, opfert dem Vaterlande nicht so sehr viel, denn er hat schon gelebt; ein Knabe hingegen, der noch kaum ins Leben geblickt, noch kaum vom Leben etwas empfangen hat, gibt alles hin: seine Gegenwart und seine Zukunft, das, was er ist, und das, was er noch hatte werden können. In ihm muß jener Wille zum Verzicht leben, der das Geheimnis und das Privileg einer großen Liebe ist, einer Liebe, die nicht überlegt, die nicht berechnet, die unermesslich ist; einer Liebe, die sagt: nicht einen Tropfen allein, sondern mein ganzes Blut, — nicht ein wenig Leben, sondern das ganze Leben — wenn nur Italien gerettet wird. Und Italien wird gerettet; wenn man als Siebzehnjähriger so kämpft, wie Roberto Sarfatti gekämpft hat, ist daran kein Zweifel möglich.

Der Jiingling — vielleicht der Jiingste unter den gefallenen Freiwilligen —, besuchte Mussolini mit seiner Mutter in jenem schrecklichen Januar 1918, wenige Tage bevor er auf den kahlen Schollen der Hochebene den Tod fand.

Der Mann und der Knabe hielten, nur durch den Schreibtisch getrennt, die Blicke fest aufeinander gerichtet, als wollten sie sich gegenseitig die Seele austrinken. Der ältere Waffengenosse bestürmte den Jiingling mit Fragen, unter denen eine immer ganz besonders eindringlich wiederkehrte: „Wie ist der Geist unter den Soldaten? Ist die moralische

DIE „GOTTLICHEN KNABEN“

Stimmung gehoben?" Und dabei sah der Mann den Knaben an, als wollte er aus seinem Gesicht eine noch iiberzeugendere Antwort lesen, als sie ihm die lakonischen Lippen gaben.

Diese Freiwilligen des letzten öffentlichen Aufrufes, die „Divini Fanciulli“, „gottlichen Knaben“, wie sie die Dichterin Ada Negri nannte, waren unser Stolz. Und wenn auch dieser Jiingling fallen mußt te, so fiel er doch in jenen ersten siegreichen Unternehmungen, bei denen, zum erstenmal nach Caporetto, Stellungen und Terrain wiedergewonnen wurde. Von da an, von Ende Januar, ging es keinen Schritt mehr zuriick, bis zum glorreichen Widerstand am Piavefluß im Juni, bis zu dem Tage, wo durch ganz Italien der einzige Ruf erklang: Sieg, Sieg! Ununterbrochen zog eine dichtgedrängte Menge aus den entfernten Stadtteilen Mailands nach dem Zentrum und füllte dort die Strafen; unbekannte Menschen sprachen lachend und weinend miteinander, alles versammelte sich vor den Fenstern einer Zeitung, wo man alle zehn Minuten den glänzenden Siegesbericht vorlas, der jedesmal mit den jauchzenden Ruf en „Sieg!“ und „Frieden“, beantwortet wurde. Ich sah mit von Tranen verschleierte Augen vom Balkon auf diese endlose Menge von erhobenen Gesichtern, von denen mir nicht ein einziges fremd erschien. Glücklich, wer solche Große gesehen hat, noch glücklicher, wer dazu beigetragen hat, sie zu verwirklichen.

Am Fuße der Bronzefiguren des Denkmals der „Cinque Giornate“ sah man am Tage der Siegesfeier Mussolini. Stark, ruhig und fest stand er vor dem Granit des Obelisks; in jener Stunde war er nicht der Volkstribun, nicht der politische Fihrer, sondern der Soldat, der den Sieg lebendig im Herzen fühlte. Er hielt die Seele der Menschenmenge in seiner geballten Hand, aber ehe er sie zukünftigen Zielen entgegenschleuderte, breitete er sie zuvor iiber die Gräber der gefallenen Kameraden.

Italien, wie kein anderes Volk Sieger im Kriege, wurde

auch wie kein anderes Volk durch den Frieden besiegt; denn der Schadenersatz für die Sieger, die großmütigen Konzessionen und Freigebigkeiten gegenüber den Besiegten, — all das geschah auf Kosten Italiens, weil Italien als eine schwache Nation galt und schwache Vertreter hatte.

Wenn President Wilson, der Europa mit dem Programm und der Mentalität eines die alte Welt gar nicht kennenden Amerikaners wiederherstellen wollte, wenigstens in seinen Gedankengängen konsequent gewesen wäre, so hatte er von den „Vereinigten Staaten Europas“ sprechen müssen, und das wäre eine Hoffnung gewesen. Denn Europa ist im Vergleich zum Erdball im Grunde doch nichts anderes als, wenn auch in größerem Maßstabe, ein prachtiges kleines Hellas. Frankreich gegen Deutschland, Rußland gegen England — ist das nicht wie der Kampf Athens gegen Syrakus, und Sparta gegen Megara? Ein industrielles Amerika konnte aus uns eine hedonistische Kolonie machen, wie Rom es aus Griechenland gemacht hat, einen Erholungsort der Zerstreuungen und der Kunstwerke, — und das alles nur um den Preis von Waren und Brot. Die Geschichte und die Vorgeschichte ist ja voll von untergegangenen Zivilisationen.

Aber der Abgesandte des vorausschauenden Amerikas riskierte keine solchen gewagten Worte, die Schimäre der europäischen Einheit wurde nicht heraufbeschworen. Im Gegenteil, man vermied es sogar, geblendet von den Schmeicheleien des so geschickten sprach- und blutsverwandten Advokaten Lloyd George, und beeinflusst von dem faszinierenden, herrschaftlichen alten Tiger Clemenceau, von der „Freiheit der Meere“ zu reden, und ging einfach zu den 14 Punkten über. Alle Versuche Italiens, zu seinem Recht zu kommen, wurden durch dunkle Mächenschaften gehemmt, und während sich aller Haß auf den festen ethnographischen Block Deutschlands konzentrierte, entzog sich Österreich, das „arme Österreich“ — dessen Rolle als unmittelbarer Herausforderer und direkte Ursache des Welt-

brandes ganz in Vergessenheit geraten war — aller Verantwortung, indem es sich wie eine bankerotte Firma auflöste. Als sich die Delegierten der besiegten und abzuurteilenden Nationen zum erstenmal am Tische in Versailles trafen und dort die Slowenen-Kroaten bei den verbündeten Siegern und Richtern auf der anderen Seite sitzen sahen, tat der Minister Wiens so, als sei das ein Irrtum: „Tiens, ich dachte, daß mein Platz Seite an Seite mit euch wäre.“ Und in einer solchen Zeit trat der Abgeordnete Bissolati als Minister zurück, um sich zu Mister Wilson zu begeben und mit ihm gegen ein italienisches Dalmatien zu verhandeln.

Vergebens wandte sich Mussolini damals in seinem „Popolo d' Italia“ gegen eine solche Politik à la Cairoli, — „die, wenn sie schon im Jahre 1878 nicht als weise gelten konnte, heute, 1919, nicht nur unheilvoll, sondern direkt dumm sei,“ — indem er sagte:

„Der Imperialismus ist ein ewiges und unveränderliches Gesetz des Lebens. Er ist im Grunde nichts anderes als „das Bedürfnis, der Wunsch und der Wille zur Ausbreitung, den jedes Individuum und jedes lebende und lebenskräftige Volk in sich fühlt. Sowohl beim Individuum als auch bei den Völkern unterscheidet sich ein Imperialismus vom andern vor allem durch die Mittel, mit denen er betrieben wird. Imperialismus braucht nicht, wie man glaubt, notwendigerweise aristokratisch und militarisch zu sein — er kann auch demokratisch, friedlich, ökonomisch, geistig sein.“

Leonidas Bissolati kam dann nach Mailand, um mit einer denkwürdigen Rede in der „Scala“ Anhänger zu werben. Groß, mager, knochig, von halb ritterlichem, halb tropfischem Aussehen, mit den klapprigen Knochen eines Don Quijote und einer sehr langen Nase, auf der eine Notarbrille saß, durch welche zwei Augen himmelblau und milchweiß blickten — so ungefähr sah Leonidas Bissolati aus, der mutige, aber wenig glückliche Redner, der Mann ernster

DIE DREI „NEIN“ GEGEN BISSOLATI

Studien und überzeugter Abstraktion, der dem Leben **doch** so fern stand. Es war ein Schmerz, ihn, den Freund, bekämpfen zu müssen, es war bitter, unsere Kinder, seine und unsere Kameraden von gestern, nun bitten zu müssen, bei ihren Angriffen in ihm trotz allem den funfzigjährigen, freiwilligen Alpenjager zu respektieren.

Bleich, mit dem harten Gesichtsausdruck, der ihm bei groften Gelegenheiten eigen ist, saß der Chefredakteur des „Popolo d'Italia“ zuriickgelehnt in einer Loge des dritten Ranges. Aber das Publikum fiihlte seine Gegenwart wie durch einen magnetischen Strom, und Handeklatschen und die Rufe „Mussolini! Mussolini! — Mussolini sollsprechen!“ unterbrachen, trotz der Weigerung des Angerufenen, den Redner Bissolati des of ter en. An einer Stelle der Rede aber, in der Mussolini eine Verneinung der ethnographischen und historischen Rechte Italiens sah, quoll in ihm Schmerz und Emporung iiber, er fuhr in die Hohe und rief mit zusammengepreßten Kiefern: „Nein, nein und nochmals nein!“ und schlug dazu dreimal mit der Faust auf die Bruching der Loge, daß der Staub aus dem Samt auf flog.

Ich muß an jenen langen endlosen Winter des Jahres 1919 denken, wo die Raume des „Popolo d'Italia“ von heimkehrenden Kriegern, die ihre Not klagten, uberfullt waren. Bis auf den Hof standen die Bittsteller undwarteten mit der unerschutterlichen Geduld der Feldsoldaten.

„Man mußt für die aus der Front zuruckkommenden „Krafte Arbeit schaffen!“, hatte Mussolini schon seit drei Jahren gepredigt, und seit ebenso langer Zeit hatte er standig verkiindigt, „daß es notwendig sei, dem Krieg einen „sozialen Gehalt zu geben und die Massen, die die Nation „verteidigt haben, nicht nur zu entschadigen, sondern auch „in Zukunft an die Nation und ihr Gedeihen zu fesseln.“

Aber die leitenden Stellen hatten nichts getan und für

nichts vorgesorgt. Das kluge Frankreich hatte seinen Soldaten nicht nur einen Triumph bereitet, sondern ihnen auch Geld gegeben, 250 Franken für jeden Soldaten, eine Summe, die außerdem noch je nach dem Dienstgrad, den Auszeichnungen und der Familienbedürftigkeit, erhöht wurde. In Italien dagegen wurde sogar die vorgeschlagene Entschädigung von 10 Lire pro Mann und für jeden im Schützengraben zugebrachten Monat nicht bewilligt. Während die französischen Legionen vor den Augen der ganzen Welt in einem Siegesdelirium durch Paris nach den Elyseischen Feldern zogen und die Glorie des Triumphes genossen, fand in Rom nichts Ähnliches statt. Elend und traurig zerstreuten sich die Feldsoldaten über das Land. Für sie gab es kein Siegesfestmahl.

Es fehlte an Rohstoffen, die Lira sank in den erschreckenden Abgrund des Rubels, der Krone, der Mark. Die plötzlich zum Stillstand verurteilte Kriegsindustrie setzte ihre an glänzende Verdienste gewohnten Arbeiter und Arbeiterinnen auf die Straße. Die besseren Firmen bemühten sich zwar, neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, aber die Gier der plötzlich auftauchenden „Pescecani“, der „Haifische“, wie die Schieber und Kriegsgewinnler genannt wurden, riß alles an sich und stürzte sich skrupellos in die abenteuerlichsten Spekulationen und in den wildesten Genuß.

So wurde das Leben von Tag zu Tag teurer, harter und schwerer, und solches geschah in dem „Eden des Friedens“, von dem man in den vier Kriegsjahren so schon getraut hatte. Durch die persönlichen Enttäuschungen der Menschen wurden die politischen Enttäuschungen noch verschlimmert. Man fand, daß Italien keine Gerechtigkeit widerfahren war, man sah überall nur Absagen und Demütigungen.

Wir Zeitungsleute taten, was nur in unseren Kräften stand, versuchten den Leuten Arbeit zu verschaffen, emp-

fahlen sie weiter, ermunterten sie mit Rat, sammelten für die Bedürftigsten, und für alle war wenigstens ein Wort brüderlicher Herzlichkeit und ein Zehrpennig von 10 Lire da. Es war schon so, daß Mussolini, wenn an die Tür seiner Redaktionsstube geklopft wurde, ganz automatisch, ohne aufzuschauen, sagte: „Gebt ihm 10 Lire“. Ich glaube, er hat das sogar nachts im Traume wiederholt. Aber die mageren Finanzen des „Popolo d'Italia“ waren dieser Inanspruchnahme auf die Dauer nicht gewachsen, und der Geschäftsführer mußte uns mehr als einmal mit ernstem Gesichte mahnen, weil kein Soldo mehr in der Kasse war. — Diese abgezehrten Gesichter der unaufhörlich zustromenden Bittsteller gaben einen nur allzu klaren Begriff von dem Tiefstand, den das Land seelisch und körperlich erreicht hatte.

Leider mischten sich auch Bettler und Schmarotzer unter die Menge der wahrhaft Bedürftigen. Das beunruhigte Mussolini bisweilen, meistens aber lachte er nur sarkastisch darüber. Wenn er mit uns Redakteuren auf die Strafte ging, zeigte er uns die benachbarten Wirtshäuser, die angefüllt waren mit all jenen Leuten, die eben von uns je 10 Lire bekommen hatten; in Reihen bis auf die Strafte standen die Heimkehrer und warteten, bis sie den Ort betreten konnten, wo die triiben Rausche gemischt wurden. Er war oft ungehalten darüber, daß sie das eben erhaltene Geld gleich im Wirtshaus vertranken. Aber manchmal sagte er auch: „Seht, wie geduldig sie warten. Das ist die größte „Errungenschaft des Krieges: ein Volk, das zu warten gelernt hat.“

Auf alle diese armen Leute war tete schließlich zu Hause nur Kalte, Hunger, Elend. Und deshalb standen sie hier im Regen, im grauen Straßenschmutz, um sich dann für einen Augenblick Glückseligkeit antrinken zu können.

Aber wenn die Sonne schien, bekam das Bild einen anderen, heiteren Anstrich. „Der Bolschewismus kommt nicht

SONNEISSCHEIN UND BOLSCHEWISMUS

„nach Italien, er kommt nicht. In ein Land, das soviel „Sonne hat, kann er nicht kommen!“ rief dann Mussolini als erfahrener Kenner der Volkspsychologie plötzlich aus, und schnippte seinen Mantelkragen, den er meist bis zu den Ohren hinaufgeschlagen trug, mit einem Finger herunter. Das war dann ein sicheres Zeichen seiner guten Laune.

DIE REDARTION DES „POPOLO D'ITALIA"

Handgranaten auf dem Schreibtisch. — Der Barometer-Stuhl. — Wie Mussolini ausruht. — Der „Kafig der Verruckten". — Die „Schandspalte". — Mussolinis wahrer Beruf.

Wir lebten damals im „Popolo d'Italia" in einer Kameradschaft, einer bruderlichen Boheme, die einem das Herz weit machte. Die vier Zimmer der Zeitung befanden sich in einem dunkeln alten Haus in einer der elendsten Strafen, im schlimmsten, alten, überlebten Zentrum Mailands. Und doch herrschte viel Heiterkeit, Eifer und Lachen in diesen niedrigen Räumen. Das entschadigte uns für die viele Arbeit und die vielen Sorgen. Bei feierlichen Gelegenheiten kam sogar der „Bar" Mussolini aus seiner Hölle, einem Kammerchen, wo er zwischen Schreibtisch, Stuhl und den mit Handgranaten beladenen Bücherstellen thronte. Auch auf dem Ofen waren noch Handgranaten versteckt. Von Zeit zu Zeit kam es vor, daß der uneingeweihte Hausbursche Feuer anzumachen wollte, weil Mussolini, seit seiner Schützengrabenzeit auf den Bergen, stets frostelte; dann stürzte einer der bessereingeweihten Redakteure auf den harmlosen Burschen zu, riß ihm den brennenden Holzscheit aus den schreckerstarten Fingern und schrie: „Du Unglückskind, du Mörder, willst du uns mit halb Mailand in die Luft sprengen?"

Auf den Tischen ringsum lagen Papierbündel, Zeitungen, Grün-, Blau-, Rotbücher aller Lander, angefangene Leitartikel, zwei Revolver, ein Dolch, ein Band Heine oder Carducci. Auch stand da eine Tasse Milch, die für Mussolini Frühstück und Mittag zugleich war, wenn die Arbeit drangte oder überfallen vorauszusehen waren. Weitere Biin-

DER BAROMETER-STUHL

del von Zeitungen aller Sprachen und Lander haften sich auf dein Boden. An der Wand hing die Flagge der Stoßtruppen — ein weißer Totenkopf auf schwarzem Grund, — daneben ein Stahlhelm und eine rotbraune Lederjacke für den Flugunterricht.

Eines Tages, als der Chefredakteur Mussolini ganz gegen seine Gewohnheit rauchte, legte er die brennende Zigarette einen Moment aus der Hand, und zwar, um die Schreibtischplatte nicht zu verbrennen, auf den erstbesten Metallgegenstand, der auf dem Schreibtisch lag. „Halten Sie das wirklich für einen geeigneten Aschenbecher?“ fragte ich ihn. Er sah mich überrascht an, nahm die Zigarette fort, und wir brachen beide in Lachen aus. Der Metallgegenstand war nämlich eine jener Handgranaten, die sehr leicht explodieren, und die immer bereit lagen, um den fast taglich angekündigten Angriff der „roten Arbeiterabteilungen“ zu begegnen. Aber die Angriffe erfolgten nie, und wenn wieder einmal solch ein Angriff als ganz sicher bevorstehend gemeldet wurde, tauchte Mussolini nur gelassen seinen Zwieback oder gleich zwei in die Tasse Milch und streichelte gelassen die vertraute Handgranate.

Der zweite Stuhl in Mussolinis Zimmerchen war sozusagen ein Barometer und hatte seine Geschichte. Da erunter der Last der Papiere und Zeitungen fast schwankte, lief sich sein Herr nur selten herbei, ihn jemand anzubieten. „Im Stehen schwatzen die Leute weniger und beeilen sich mehr,“ sagte er. Wenn er also diesen Stuhl jemand anbot, so wußte man, daß es sich um einen Würdigen handelte. — In der Wahlzeit jedoch, wenn all die Kandidaturen-Anwärter und alle möglichen Qualgeister und Bewerber herbeistromten, ließ er diesen Stuhl überhaupt entfernen.

„Chi entra, mi fa onore. Chi non entra, mi fa piacere.“ mahnte ein Kartchen mit großen Lettern über seiner Tür: „Wer eintritt, erweist mir Ehre; wer nicht eintritt, macht mir Vergnügen.“

WIE MUSSOLINI AUSRUHT

Es war ein Zeichen besondere Rücksicht und großer Bevorzugung, wenn er Freunde einlud auf einem Haufen von Büchern und Drucksachen, der sich am Boden erhob, Platz zu nehmen: „Machen Sie sich's bequem auf diesen Produkten menschlichen Universalwissens!“ (Es war gerade kein sehr bequemer Sitz.) „Setzen Sie sich, und erzählen Sie mir von interessanten Dingen; ich bin wirklich müde!“

War er müde, so pflegte er in sehr origineller Weise auszuruhen, indem er nämlich Geist, Muskeln oder Nerven neuen heftigen Anstrengungen unterzog. In solchen Fällen konnte ich mich' von der Wahrheit der Einsteinschen Relativitätstheorie überzeugen. Die Zeit als solche existiert nicht, sondern nur die Energie, durch welche die Zeit ausgedehnt oder verlängert wird. Denn sonst wäre es doch nicht möglich, daß die paar Nachmittagsstunden, in denen der pensionierte Beamte im Provinzcafé sein Domino spielt, die elegante Dame sich putzt und der junge Mann gähmend seine Zeitung durchfliegt, den gleichen Zeitraum darstellen können, in welchem der heutige Ministerpräsident Anordnungen an einen Praefekten telephoniert, alle Zeitungen Italiens durchheilt, zum Palazzo Chigi zurückkehrt, Eilbriefe an die Gesandten diktiert, acht Qualgeister abfertigt und schließlich mit drei verschiedenen intelligenten Menschen drei verschiedene wichtige Probleme erörtert.

„Ausruhen“ heißt für Mussolini immer „fechten“: wenn es geht, mit dem Schwert, wenn nicht, dann durch Meinungsaustausch. Und „von interessanten Dingen sprechen“ bedeutet für ihn, abseits vom flüchtigen „Heute“ in das Gebiet der Geschichte oder bedeutsamer Ideen hineinzutauchen.

Wenn — in jenem lieben, schmutzigen, ersten Nest des „Popolo d'Italia“ — der Chefredakteur Mussolini gut gelaunt war, dann verließ er sein Kammerchen und kam in das zweite Zimmer, den „Redaktionssaal“, um Oerle zu halten. Das war dann eine „Vollsitzung“. Einer machte es

sich auf dem großen Tisch bequem, der wie eine Schulbank aussah, schwarz von Tinte und Tintenflecken, zerkratzt von ungeduldigen Taschenmessern, ein anderer schwang sich auf den Ofen oder auf das Fensterbrett, einige saßen auf Stühlen — es gab deren sechs, das Vorzimmer mitgerechnet, und jeder war kriippliger als der andere — Mussolini aber zog es vor, zu stehen. Vom Hof, einem senkrechten Kamin, durch den man nur zuweilen Sonne und ein Stück blauen Himmel sah, schauten aus den Fenstern der anstoßenden armseligen Häuser die Leute zu uns herein. Die Frauen auf den Terrassen der Dächer unterbrachen die Arbeit des Wascheaufhangens, um einen Blick in unseren „Kafig der Verrückten“ zu werfen.

Wir waren keine bequemen Nachbarn für diese armen Leute. Fast jeden zweiten Tag fanden sie beim Nachbarhausekommen die Haustore verrammelt und die Ausgänge der engen Straße von bewaffneten Soldaten zu Pferde besetzt. — Gab es Streiks, Demonstrationen oder einen Festzug, und zogen dann die „roten Fahnen“ durch die benachbarte Straße Corso di Porta Romana oder nach dem Domplatz zu, so befürchtete man, daß sie mit den „Interventions ten“, den Freunden des „Popolo d'Italia“ (die „Fasci“ gab es damals noch nicht), in Berührung kommen könnten, und sperrte deshalb die Straße ab. Der „Popolo d'Italia“ hatte sich wirklich allein verteidigen können, und dieser militärische Schutz sah eigentlich einer Bewachung verzweifelt ähnlich.

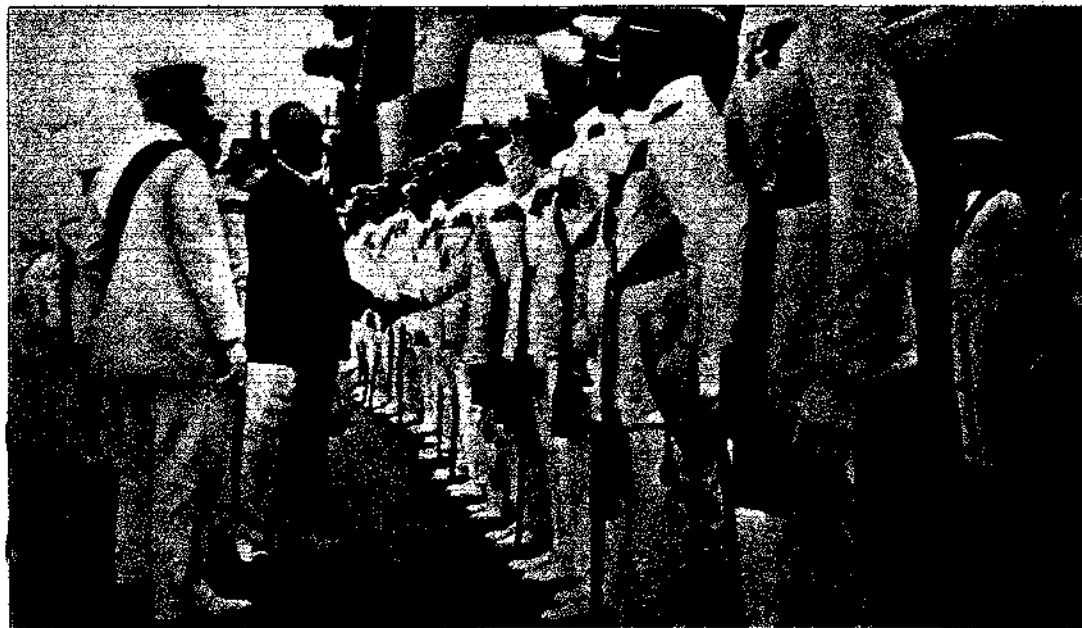
Als Ersatz für die Unannehmlichkeiten, die sich für die Bewohner der Straße und besonders für die Gewerbetreibenden aus solchen Absperrungen ergaben, konnten die Nachbarn an den lebhaften Diskussionen teilnehmen, die in der Redaktion bei offenem Fenster geführt wurden.

Man sagte dem „Popolo d'Italia“ damals nach, er sei von Frankreich mit „Gold“ bestochen worden, damit er sich für die Intervention Italiens einsetze. Nun, wer uns damals be-

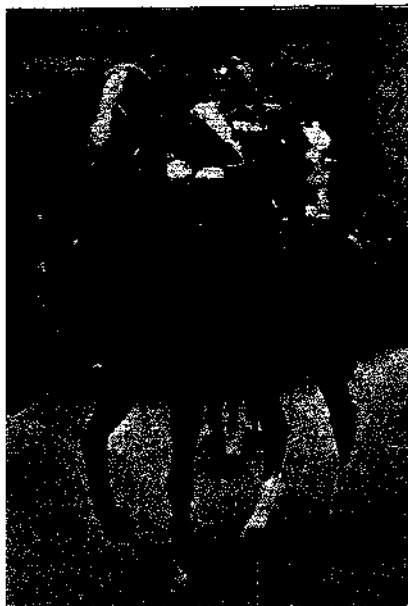
DIE „SCHANDSPALTE“

suchte, konnte sich ein Bild davon machen, wie es in einer Redaktion aussieht, der angeblich solche „Goldströme“ zufließen. Die Treppen waren eng, dunkel, hatten zerbrochene Stufen, und die Räume und das Mobiliar waren wohl das ärmlichste, was man sich vorstellen konnte. Aber was machte das? Wir, die Beherrscher des Ideals, disputierten. Der Chefredakteur entwarf eine Frage in klaren Hauptlinien, der Hauptredakteur Michele Binchi kritisierte, erläuterte sie, meistens durch Fragen und Berichte. Wir andern horten aufmerksam zu. Wenn das Problem sehr wichtig war und die Laune ausgezeichnet, so kam es manchmal vor, daß Mussolini ein Stück unbedrucktes Zeitungspapier ergriff und darauf mit seiner charakteristischen, schneidenden und raschen Schrift die aufgeworfene Frage in diamantener Klarheit schematisch formulierte. Er benutzte dabei sozusagen algebraische Formeln, denn er hatte von Vilfredo Pareto gelernt, politische oder philosophische Behauptungen in der Art von Gleichungen zusammenzufassen. Dieses Wissen hatte er sich damals angeeignet, als er in Lausanne im Sommer Maurer, im Winter Laufbursche war und daneben noch Student.

„Die Herren Redakteure werden gebeten nicht fortzugehen, bevor sie gekommen sind.“ Mit dieser schmeichelhaften Einladung hatte der Chefredakteur die „Colonna Infame“, die „Schandspalte“, eröffnet, ein Album sozusagen, in das jeder nach und nach ein Motto, eine Karikatur von sich oder seinen Kollegen, oder einen aktuellen satirischen Vierzeiler eintrug. Wer nicht musisch begabt war, begnügte sich damit, einige von jenen Briefen einzukleben, mit denen wir aus alien Teilen Italiens überschüttet wurden, und die ungefähr so lauteten: „Ich habe euch im verflossenen Monat 25 Berichte gesandt, aus diesem Ort, wo sich nie etwas ereignet; und im laufenden Monat 17 Novellen; aber die Post hier ist in den Händen der Bolschewisten, und ihr werdet wohl die Briefe nicht bekommen haben, denn ihr habt



Mussolini bei der Besichtigung der Marine



Mussolini als Führer der faschistischen Miliz



Mussolini als Ministerpräsident in Lausanne

nichts abgedruckt. Man mußt gegen die Regierung protestieren, antwortet mir sofort per Eilbrief."

In diesem Heft gab es auch noch eine Druckfehlersammlung, wo sich alles mögliche vorfand, mit buntfarbigen Stiften angestrichen.

Die gute, alte, armselig-heroische Redaktion! Wir hatten nicht mal eigene Maschinen und mußten unser Blatt in einer fremden Druckerei drucken lassen, wo auch eine andere Zeitung gedruckt wurde. Infolgedessen kamen wir immer erst spät daran und mußten bald fertig sein, denn es war nur eine Rotationsmaschine vorhanden, die recht langsam arbeitete. Und dabei mußte die Zeitung morgens mit den Zügen fort, um überall den treuen Freunden zugestellt werden zu können. Natürlich herrschte die ganze Nacht über bei uns immer Hochbetrieb.

Ein rechtes Sorgenkind war die Lokalchronik. Unser Lokalberichterstatteur lief sich manches Ereignis entgehen. Wenn Mussolini dann die anderen Zeitungen entfaltete, so argerte er sich: „Es ist alles unnütz, ich werde mich selbst dahintersetzen müssen. Man versteht es in Italien nicht, eine gute Lokalchronik zu machen, man versteht es nicht, schöne Verbrechen zu erfinden. In Frankreich ist das anders. Da hat Clemenceau, um das Publikum von der Reparationsfrage abzulenken, sogar den Landru erfunden. Den Landru, der nie existiert hat! Das ist ein Geniestreich. Ach, warum habe ich keine Zeit, selbst die Chronik zu machen. Das wäre mein wahrer Beruf gewesen, für den ich bestimmt bin."

Und ich muß gestehen: wenn Mussolini einmal irgendein Ereignis oder einen Tagesvorfall erzählte, so machte er das so bunt und so temperamentvoll, und schmückte alles so schön aus, daß ich sehr enttäuscht war, wenn ich nachher den saftlosen Bericht irgendeiner Zeitung über den gleichen Fall las.

XXXVI

DIE ALTE UND DIE NEUE REDAKTION

Mussolini beim Umbruch. — Die fünftausend Redakteure des „Popolo d'Italia“. — Die „leichten“ und die „schweren“ Dummköpfe.

In der Setzerei des „Popolo d'Italia“ war an der Wand über den Setzkasten folgende, vom Chefredakteur Mussolini eigenhändig geschriebene Verfügung angebracht:

„An dem Tage, wo der Chefredakteur den Umbruch leitete, kain die Zeitung um ein Uhr in die Maschine; ein „Rekord, dem nachzueifern ist.“

Mussolini/

Das war die Art Mussolinis, seine Mitarbeiter anzufeuern. Sich selbst schonte er au ch nicht; bestandig war er unterwegs, in der Setzerei und Druckerei, gab Anweisungen, half beim Umbruch und stellte sich, wenn es no tig war, sogar an den Setzkasten. Dabei begleitete ihn je nach der Jahreszeit eine Tasse kalter oder warmer Milch.

Der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, der Fixstern, um den die Planeten im „Popolo d'Italia“ kreisten, war der treue Giuliani, der stets zur Hand war, keine Sitzungen und Versammlungen besuchte, nie verreisle, sich nie ins Gefangnis einsperren lieB, und immer da war. Daneben aber gab es eine Unmenge von Redakteuren, und solchen, die es werden wollten; wenn es diesen letzteren gelungen war, einmai am „Popolo d'Italia“ mitzuarbeiten, so zehrten sie ihr Leben davon, sie waren dann „jener Gewisse — sie erinnern sich doch, der einen Artikel im ‚Popolo d'Italia‘ veröffentlicht hat/“ Oder sie prahlten: „0, Mussolini hat mich sehr gern; ich will mich durchaus nicht rühmen, aber wissen

Sie, er laßt sich sehr viej von mir sagen, wir sind Duzbrüder."

Mussolini sagte einmal im Scherz: „Ich glaube, ich habe „5000 Redakteure, nicht wahr? Denn wenn das wahrware, „was all die Leute erzählen, so müßten eigentlich alle ge- „impften Italiener, vor allem alle Analphabeten, bei mir „Redakteure gewesen sein."

Es war aber auch unglaublich, was sich ailes vorstellte, um als Redakteur mitzuarbeiten. Mussolini pflegte den Leuten dann irgendeine Probearbeit zu geben, bei der sich ihre Unfähigkeit bald herausstellte. Über solche Sachen lachte er: „Wir Menschen dieser Welt sind alle mehr oder weniger Dummköpfe," sagte er, wobei er allerdings einen anderen kraftigeren Ausdruck aus dem Schulzengraben benutzte. „Die Frage ist nur, ob man ein leichterer oder „schwererer Dummkopf ist. Gotl bewahre mich vor den „schweren Dummköpfen."

Die „schweren" Dummköpfe waren nach seiner Definition jene Menschen, die zwar gu ten Willen hatten, aber so sehr von ihrem eigenen Wert überzeugt waren, daß sie glaubten, die Welt mindestens dreihundertmal im Jahr hochsteigenhandigrettenzumüssen. Das waren die „Männer mit dem Bart", wie sie Mussolini nannte, der bekanntlich bartlos ist und nur in seinen jungen Jahren ein kleines Schnurrbartchen getragen hatte. Er verabscheute in fast abergläubischer Weise die veralteten monumentalen Barte, diese falschen aufieren Verhüllungen, mit denen sich die oberflächliche Dummheit brüistet; wenn er einen solchen Bart sah, verfinsterte sich sein Gesicht.

„Das Leben ist voll von Pflichten, die erfüllt werden müssen, und voll von Schmerzen, die überwunden sein wollen. „Erfüllt also die Pflichten, und ertragt die Schmerzen ohne „Tränen und ohne unnutzes Geschwatz, und gebt uns nuch- „terne Tatsachen, die aus der Erfahrung und der Wirklich- „keit geschöpft sind," horte ich Mussolini einmal zu einem

redaktionellen Mitarbeiter sagen. Trotzdem setzte er sich manchmal mit seinem Temperament über diese Anschauung hinweg. Zwar endeten im allgemeinen all die eingesandten schwiilstigen Artikel im Papierkorb, aber zuweilen gab Mussolini der hartnackigen Qualerei irgendeines Qualgeistes nach und schickte einen solchen Artikel in die Setzerei. Dann kam Giuliani atemlos angelaufen, raufte sich die Haare und schrie: „Das geht nicht mehr, wir rmissen sonst die ganze Seite neu umbrechen!“ worauf Mussolini ihm nur ruhig antwortete: „Ach was, was sind denn das für Geschichten, es mußt gehen.“ Und es ging auch, weil er es wollte.

Die Hebe, unbequeme, schauderhafte, alte Redaktion I Als wir umzogen, verlieften wir sie mit einem Seufzer, denn wir hatten das Gefühl, als lielen wir in den kleinen Zimmern einen Teil unserer Jugend zurück. Die neue Redaktion, wohin wir im Jahre 1920 übersiedelten, war in der Via Lovanio, eigens gebaut, sauber und geraumig, und die Druckerei war im Hause. Im Arbeitszimmer des Chef redakteurs befanden sich sogar richtige Möbel, Teppiche und ein Klubsessel. Als Mussolini von seinem neuen Arbeitszimmer Besitz ergriff, sagte er bei der ersten Besichtigung: „Ein „Klubsessel? Ein Klubsessel? Für mich ein Klubsessel? „Raus damit, sofort, sonst werfe ich ihn aus dem Fenster! „^ejinstuhle und Pan toff ein sind der Ruin des Mannes.“ Und dann erst nahm er von seinem Arbeitszimmer Besitz. — Aber fast noch mit größerer Freude bemächtigte er sich eines großen, noch unvollendeten Nebenraumes, dem sogar noch das Dach fehlte; dort erhielt er jeden Morgen seinen Fechtunterricht, und wir horten das Gerausch der Stimmen, den Lärm der sich kreuzenden Klingen, das Kommando „Achtung, los!“ bis in die Redaktion.

Im Anfang betrachteten wir die neue Redaktion mit Mißtrauen, ja fast mit einem geheimen Groll. Und doch haben wir von ihr aus nicht nur die Schlacht einer Partei, sondern die Schlacht der Nation geschlagen. Was die Jugend vor-

IN DER NEUEN REDAKTION

bereitet, mußt der Mann beschließen, was wir in jener alten Redaktion vorbereiteten, wurde hier zur Tat. Man kann sich nicht immer nur mit dem Saen begnügen, man muß auch ernten; und man muß siegen und immer siegen, denn für den Sieger gibt es kein Mitleid.

„Man kann wohl aus einem Zelt in einen Palast gelangen," sagte Mussolini im Jahre 1922 bei einer Enthüllungsfeier, „wenn man jederzeit bereit ist, notigenfalls aus dem Palast „wieder in das Zelt zurückzukehren."

XXXVII

DER FASCIO

Die Grundung. — Kleine Anfänge. — Die bolschewistische Welle. — Die neue Aristokratie. — Jede Partei will die „roteste“ sein.

Die erste großartige Heerschau der bolschewistischen Streitkräfte in Italien fand am 18. Februar 1919 statt. Zehntausende von Männern, Frauen und Kindern zogen unter Absingung des „Liedes von der roten Fahne“ drohend durch das Zentrum von Mailand. Solches geschah vier Monate nach dem Waffenstillstand, in einer Zeit, wo unserem Sieg jenseits der Adria die Flügel beschnitten wurden. Einen Monat später, am 23. März, fand, als Antwort auf jene eindrucksvolle Heerschau, die erste bescheidene Versammlung der „Fasci di Combattimento“, des „Kampfbundes“, statt. In dem zu diesem Zwecke gemieteten armlichen Saal einer Handelsschule, in einem abgelegenen Stadtteil des alten Mailand, hatten sich 145 Personen versammelt. Unter diesen braven Leuten waren kaum zehn mit bekannten Namen. Manche von den Anwesenden wurden nachher, als die Bewegung anwuchs, angstlich und machten sich davon; es waren brave Bruthennen, die nicht gerne Adlereier ausbrüten wollten. Sie wurden durch andere ersetzt, die, ohne an dieser ersten mittelmäßigen Versammlung teilgenommen zu haben, wirkliche Bekenner und Martyrer waren und die Kraft des Glaubens hatten. Ich nenne sie nicht nur Martyrer im übertragenen Sinne, denn sie waren es wirklich: diese Junglinge, die Blüte unseres Stammes, fielen zu Hunderten für ihre Überzeugung. Es genügt, wenn ich an jenen sechzehnjährigen Studenten erinnere, der von der weitenden

Menge ermordet wurde, weil er sich weigerte, „Abbasso Tltalia“, „Nieder mit Italien“, zu rufen.

Es wird wohl, selbst unter seinen Freunden, wenige Menschen geben, die den Bolschewismus von seinem ersten Auftreten an mit so aufmerksamen und vorurteilslosen Augen verfolgt haben wie Mussolini.

Während die klugen Männer der offiziellen Welt und audi die Parteisozialisten für diese Erscheinung nur ein Achselzucken übrig hatten und den Sturz dieser „ephemerer Monstrosität“ von einem Augenblick zum andern erwarteten, wiederholte Mussolini hartnäckig immer wieder dasselbe: „Er wird dauern. Er wird andauern. Er hat gedauert. Er wird dauern!“ Die tyrannischen Formen der neuen Regierung Rußlands vermochten sein Urteil auch nicht dadurch zu triiben, daß sie ihm Entsetzen einf loftten, denn er sah klar, worum es sich bei dieser Angel egenheit handelte. Denn es ist nicht gesagt, daß sich ein Geschichtsverlauf überall, in jedem Lande, unter jedeni Klima in gleicher Weisc abwickeln müsse; die Erfahrung lehrt vielmehr das Gegenteil. Und gerade um dieses gesunden, hislorischen Realismus willen konnte man es nicht zulassen, daß I(alien sein eigenes Ich, die hohe Stufe westlicher Zivilisation verlasse, um dem Schatten einer bankrotten asiatischen Chimäre nachzulaufen. Mussolini hatte damals den Mut, zu behaupten:

„Wir sind auch konservativ, denn in der alten Zivilisation „des Westens gibt es verschiedenes, was konserviert werden „mußt, so die Freiheit des Individuums, die Frgiheit des „Geistes, der nicht allein vom Brot lent— eine Freiheit, die „von den Diktatoren der Leninschen Kasernen ebensowenig „unterdrückt werden kann, als sie von den Unteroffizieren „der preußischen Kasernen erdrückt werden konnte, denn „das wäre ein Ruckfall in die Barbarei des elften Jahrhunderts „derts gewesen.“

Er schrieb das in jener Zeit, als der Untertitel des „Popolo

DIE BOLSCHEWISTISCHE WELLE

d'Italia" geandert wurde und nicht mehr „Sozialistische Tageszeitung" lautete, sondern „Giornale dei combattenti e dei produttori", — „Zeitung der Kämpfer und Erzeuger".

Mussolini beschäftigte sich damit, die kommunistische Illusion des Ostens mit zahem Eifer zu sezieren, Stuck für Stuck, Mann für Mann, ihre Worte, ihre Taten und ihre Macht. Er zeigte, daß die russischen Antizipationen nicht kommunistisch, sondern kapitalistisch waren; daß das eigentliche Verdienst von Lenin darin bestand, das unendliche Rutland aus der Eingengtheit der Autokratie befreit und es, mit seinen ungeheuren Reichtumern, in das Wirbelspiel der kapitalistischen Zivilisation geworfen zu haben, indem er es dem Kapitalismus erschloß, der vor allem eine Organisationsform der modernen Produktion ist. Er prophezeite, daß Rußland einst das „Gelobte Land", eine der größten Produktionsmächte der Welt, werden würde.

Aber das negative Programm: Kampf gegen den Bolschewismus, war nicht das einzige ideale Ziel der „Fasci" und konnte deren praktische Tätigkeit nicht erschöpfen. Niemand fühlte klarer als Mussolini, daß man in dieser veralteten, verschlossenen und verseuchten Atmosphäre nicht mehr länger atmen konnte, und daß eine Revolution in Italien nunmehr notwendig sei. Die wichtigste Frage des Problems war: In welchem Sinn sollte eine solche Revolution gemacht werden? dem Geist der Vergangenheit entsprechend, oder zum Besten der Zukunft? Darauf zu antworten war schwer, aber sehr wesentlich, denn das einzige wahre revolutionäre Temperament, das einzige mögliche Oberhaupt einer Revolution war in Italien niemand anders als Mussolini selbst.

Seit jener Zeit horte man von seinen Lippen häufig und hartnäckig das Wort „Aristokratie". Die Beschaffenheit der ersten „Fasci", wie auch die bei ihrer Gründung gehaltene Rede: das war alles wie ein Appell an die neue, aus dem Kriege hervorgegangene Aristokratie der Frontsoldaten, an

die „Schutzengrabenaristokratie“, in der sich sozusagen jene Kaste erhabenster priesterlicher und kriegerischer Tugend verkörperte, von der schon Nietzsche geschwärmt hatte.

Da eine Revolution kein Anfall von Epilepsie oder Yeits-
 ^Tllein darf, mußte sie Ziel, Krlfte und Methods haben.,
 „Ich war es,“ rief Mussolini aus, „ich war es, der 1913
 „verk(indete: das Proletariat braucht ein ‚Blutbad‘, braucht
 „einen ‚historischen Tag‘. Es hat nun deren Tausende er-
 „lebt, und das Blutbad dauerte drei Jahre. Die Masse, die
 „damals, als ich das sagte, durch die Mitarbeiterschaft mit
 „Giolitti in Mutlosigkeit und Teilnahmslosigkeit verfallen
 „war, lebt heute noch in jener Revolution, die im August
 „1914 begann.“

Es ist sehr einfach und leicht, den Rhythmus der revolutionären Bewegung ungezügelt zu steigern. Aber man muß auch die Kraft haben, die Bewegung maßigen und zurückhalten zu können, um eine Zersplitterung, ja den Ruin zu hindern, und man muß auch die Kraft haben, den Schreibern zu widersprechen, selbst auf die Gefahr hin, für einen Reaktionär zu gelten. Reaktion oder Revolution — für Mussolinis Denken gab es nur eine Richtlinie: „Ailes, was das „italienische Volk groß macht, findet in mir, einen Förderer, „und ailes, was das italienische Volk erniedrigt, vernichtet; „und befleckt, wird in mir einen Gegner finden.“

Die Worte, mit denen er zur moralischen Erhebung aufrief, waren eigentlich eine sehr merkwürdige Erscheinung in jener Nachkriegszeit, wo zwischen den vereinigten Sozialisten, den Anhängern der Dritten Internationale, den Kommunisten und Sowjetfreunden ein Wettkampf darum ausgebrochen war, wer von ihnen „am rotesten“ wäre. Ailes bemühte sich, „rot“ zu sein, die Priester unter Don Sturzo ebenso wie die konkurrierenden Demokraten; die Republikaner waren sogar ganz rot, und sogar die Konservativen sahen sich genötigt, wenigstens „rotlich“ zu scheinen. Die ganze Geschichte erinnerte an das Treiben von Konkurrenten, wo

DER WETTLAUF UM DAS RÖTESTE ROT

jeder behauptet, die beste Ware der Welt zu haben. Allerdings war diese große Propaganda nicht umsonst. Die Sozialisten hatten 156 Abgeordnetensitze erobert, saßen in 2500 Gemeinden und 36 Provinzverwaltungen, die sie sich durch 1 800 000 sozialistische Stimmten erobert hatten. Die sozialistische Partei zählte damals 3000 Sektionen mit 250 000 eingeschriebenen Mitgliedern und drei Millionen organisierter Arbeiter.

„Ich mache diesen Wettlauf um das rotteste Rot nicht „mit!“ protestierte Mussolini, der Gründer der „Faschi“, und stülpte sich mit einem Faustschlag den Hut auf seinen harten Starrkopf. „Ich mache das nicht mit, bei Gott! Die Masse „muß erzogen werden, und nicht durch Schauspielerei und

„Lichtsenkung, der; Masse als Erzieher zeigen, die nicht den „Erfolg nicht Popularität, keine Stipendien und keine Stim- „menschen. Die Zahlen der sozialistischen Eroberungen „sind zwar erstaunlich, aber es sind doch nur Zahlen, es ist „der Tonnengehalt eines riesenhaften Dickhauters ohne „Seele! Was nützt die Größe, der innere Motor ist ver- „dorben!“

XXXVIII

DIE TAGE VON FIUME

Jagd auf Kriegsbeschädigte, und Amnestie für Deserteure. — Der Dichter d'Annunzio und der Bauer Mussolini. — Mussolini fliegt nach Fiume.
Kugelschüsse für Almosen.

Am 15. April 1919, einem der Tage des üblichen Generalstreiks, hatte ich den Kameraden, wie immer in den Belagerungszeiten, Zigaretten und die Thermosflasche mit Kaffee in die verammelte Zeitung gebracht. Als ich durch den vereinsamten Corso mit seinen geschlossenen Toren und herabgelassenen Rolläden ging, begegnete ich statt den gewohnten Schreibern einer ernstesten geordneten Gruppe. Sie schwenkten brennende Holzschilde; an ihrer Spitze ging einer mit stolzem Gesicht voran und hielt einen blutigen Helm. Es war eine Gruppe der „Stoßtruppe“ der Kriegsteilnehmer und Faschisten; sie kehrte von der Zerstörung der Druckerei des „Avanti“ zurück, aus deren Fenstern ein junger Soldat durch Gewehrschüsse getötet worden war, der zur Verteidigung der Zeitung gegen Protestdemonstrationen dort auf Posten gestanden hatte. Den revolutionären Redakteuren der Zeitung, die man in den merkwürdigsten Verstecken vorgefunden hatte, war kein Haar gekrümmt worden.

„Mein Gott, ich danke dir,“ betete ich in meinem Herzen, „daß wir nun, um unserer Toten willen, andere Zeiten erleben werden.“

Die Tragheitswelle, die nach dem Kriege über ganz Europa zog, war gewissermaßen ein körperlicher Kollaps. In Italien waren die zweifelhaftesten Elemente darunter. Diese

AUFRUF ZUM CHAOS

Tragheitswelle appellierte an die schlechtesten Instinkte der Massen, an die Faulheit und Vergnügungssucht, und rief zur Anarchie, oder noch besser: zum Chaos auf. „Bandiera rossa, Ia trionfera“, „Die rote Fahne wird triumphieren“, horte man standig, sogar im nachtliehen Schweigen, rauhe, trunkene Stimmen brillen. O Italien, du Heimat des schonen Gesanges! — Unverschamtheit war ein Dogma geworden, eine Mode, ein Merkmal der Oberlegenheit. Weibliche Wesen wagten sich selbst in der einfachsten Kleidung kaum noch in die Trambahn: „Burgerliche Schweinebande,“ brummen die Genossen, und die Schaffner betrachteten die Fahrgaste mit finsterer Miene und bahnten sich mit unfreundlicher Unduldsamkeit, mit Rippenstoßen und Fufitritten den Weg durch die Fahrgaste. Der Streik war permanent und erstreckte sich auf alle Dinge, und sogar auf den wichtigen offentlichen Dienst; von den Trambahnanges tell ten wurde er mit besonderer Vorliebe gepflegt, trotzdem die Nachteile vom ganzen Volk in gleicher Weise empfunden wuxden. Oft wurde die Arbeit aus ganz lacherlichen Griinden niedergelegt, und dann muften die Gewerkschaften wieder endlos verhandeln.

Auf dem flachen Lande war es auch nicht anders. Die Pachter dachten nicht daran, ihre Eigentumerpacht zu zahlen, das ware ihnen wie eine altertumliche Sitte yorgekommen; ja, in einigen Landesteilen entfesselte sich sogar der diistere Trieb der „Jacqueries“. In den Menschen war eine Wildheit frei geworden, die mehr teuflisch als tierisch war, weil sie sich mit Arglist paarte. In Empoli wetteiferten Weiber und junge Madchen mit den Mannern in ruchlosen Schandlichkeiten gegen eine Truppe Matrosen, nur weil diese Uniform trugen. Es gab kein Mitleid und keine Ehrfurcht mehr, und das Vaterland wurde verachtet und beschimpft. Und dabei lag die Schuld an diesen Zustanden nicht nur bei der Masse, sondern auch bei jenen dem Namen nach regierenden Kreisen, die, sei es aus Kraftlosig-

keit oder Unfähigkeit, aus Faulheit oder Feigheit, nichts anderes zu tun wußten, als demagogisch zu wirken; man tat damals ganz of fen mit den Sozialisten „schon“ und begünstigte sie durch allerlei Konzessionen. „Realpolitiker“ im engsten materialistischen Sinne, schamte sich der Ministerpräsident Nitti nicht, die Erklärung abzugeben; „Italien will jetzt nicht mehr vom Krieg reden hören; wir befinden uns in einem Zustand, wie am Morgen nach einer Ausschweifung: jede Erinnerung an die Orgie ekelt uns an und treibt uns die Schamrote ins Gesicht. Man diirstet jetzt nach Worten der Reinheit.“ — Und wenn man auch die erste der drei aufeinanderfolgenden Amnestien noch als einen Akt ausgiebiger Gerechtigkeit gegemiber den ungleichen und zuweilen überstürzten Urteilen der Kriegsgerichte ansehen konnte, und auch den Umfang der zweiten Amneslie noch teilweise zu entschuldigen vermochte, so war die dritte Amnestic, die sich sogar auf die Deserteure erstreckte und die Oberlaufer rehabilitierte, ja, ihnen sogar das Zeugnis verlieh, „treu und ehrenvoll gedient zu haben,“ eine Beleidigung unserer To ten.

Als die Offiziere, die Kriegsbeschädigten und die Soldaten von der Meute des Volkes auf den Straßen verfolgt, geschlagen, verwundet wurden, so daft sie sich am hellen Tage in die Hauser und Restaurants fluchten mußten, um sich hinter Rolladen und Barrikaden von umgestürzten Tischen zu verschanzen — als den Kriegsbeschädigten die mit ihrem Blut verdienten Ehrenzeichen von der Brust gerissen wurden und von der Menge unter wieherndem Gelächter mit Füßen getreten wurden —, welchen Schutz fanden damals die Schiitzer des Vaterlandes bei den hochslen Staatsbehörden? Das einzige, was die Regierung tat, war ein Rundschreiben des Kriegsministers, worin ersucht wurde, in Zukunft das Tragen von Uniform zu vermeiden und sich der Zivilkleider zu bedienen, „um nicht herausfordernd zu wirken“.

Aber es reifte ein Herbst heran, dessen Ernte die Rettung brachte.

Am 12. September 1919 unterbrach Gabriele d'Annunzio die Vorbereitungen zur Luftreise Rom—Tokio, die von ihm allein, gegen alle, ersonnen worden war und auBerst tatkräftig organisiert wurde. Nachdem er in Ronchi bei Gorz Legionen von Getreuen und ein vollständiges Regiment Grenadiere unter Waffen vereinigt hatte, überschritt er die Waffenstillstandslinie und besetzte Fiume. Der „Popolo d'Italia“ stellte sich gleich begeistert an seine Seite; der Faschismus begriff sofort, daß von dort die Erlösung kam.

Daß der verantwortliche Staatsmann offiziell die Handlungsweise des Dichters ablehnen mußte, war unvermeidlich und notwendig, aber es war nicht nötig, daß das so armselig geschah, ohne ein Wort der Vaterlandsliebe, ohne einen Ton geistiger Erhebung; es war nicht nötig, daß ein großes Volk durch den Mund seines politischen Leiters im Parlament als „von fremdem Willen durch das Joch des Hungers abhängig“ erklärt wurde. Nur wegen des erhaltenen Mehles, nur aus Angst um den Kurs der Lira, verkindete die Regierung am Tage nach diesem größten Siege der Nation ganz öffentlich, daß die Verbiindeten Italiens nun die Herren des Landes geworden waren.

Aber d'Annunzio hatte mit der Erkenntnis des Sehers erfaßt, daß ein erlostes Fiume Italien retten würde. Wie im Heiligen Gral hatte er, der Meister brennender Geheimnisse, die Blute der italienischen Ritterschaft um den geheimnisvollen Keleh des Blutes der Martyrer geschart. „Ich habe Fiume nicht besetzt, um daraus irgendeine der vielen Unteraefakturen des Konigreiches zu machen,“ sagte d'Annunzio. Zehn Monate lang hielt er die Welt in Schach. Und wenn auch die relative Wirklichkeit über die absolute Poesie siegte, so bekam sie doch von der Poesie Farbe, Form und Auftrieb. Fiume blieb schließlich italienisch, und italienisch wurde auch Italien wieder.

Die Flammen, die von Fiume, diesem Leuchtturm an der Adria, ausgingen, wurden vom „Popolo d'Italia“ mit anderen flammenden Signalen beantwortet. „Der Kommandant „von Fiume ist ein großer Poet, den ich von ganzer Seele „bewundere; was mich anbetrifft, so bin ich ein großer „kraf tiger Bauer, der an die Realität seiner Scholle gebunden ist,“ sagte der Führer der „Fasci“.

Die im „Popolo d'Italia“ eröffnete Sammlung für Fiume füllte die Zeitung täglich mit Namen und Zahlen, die wie ein Ruf der Sehnsucht nach Große waren.

Der Leiter des „Popolo d'Italia“, Mussolini, wollte sich damals nach Fiume begeben. Das war nicht so leicht, denn er wurde auf Schritt und Tritt bewacht. Einmal versuchten wir in den verschlungenen Gassen Venedigs unsere Beobachter zu tauschen. Wir schlängelten uns durch die Gassen, liefen im Sturmschritt durch die Labyrinth und triumphierten schon: „Die Spuren sind verwischt.“ Aber der erfahrene, berufsmaßige Strafling Mussolini war nicht so optimistisch, er stellte sich vorsichtig an einer Ecke auf die Lauer: „Da sind sie schon,“ sagte er und zeigte uns zwei Polizisten, die einherschritten. — Es war ein schöner Oktobertag, mit Sonne und einem blauen Himmel über einem blauen Meer. Trotzdem war Mussolini finster und verbittert; diese Beaufsichtigung weckte in ihm den Instinkt des wilden Tieres und machte ihn noch unduldsamer und unüberlegter. — Unterdessen hatte ihm ein Seeoffizier die Oberfahrt auf einem Torpedojäger angeboten, Privatpersonen stellten ihm ihre Motorboote zur Verfügung, und das gleiche taten die Flieger.

Tatsächlich gelang es ihm, hinüberzukommen. Am 9. Oktober 1919 bat er in einer Versammlung der „Fasci“ in Florenz vor Beginn seiner Rede um Nachsicht, falls alles nicht ganz ordentlich sei, aber er komme gerade aus Fiume zurück, wohin er sich im Flugzeug begeben habe, um Nitti einen kleinen Streich zu spielen, und wo er „die Luft des

Wunders und der wunderbaren Erscheinungen geatmet" habe. Bei der Riickkehr hatte eine Bora, ein Nordwind, den Piloten gezwungen, auBerhalb des Flugplatzes eine Notlandung zu machen, wobei ein Regimentskommando behilflich war, das nicht recht wuBte, ob es Mussolini als Gast oder als Gefangenen behandeln sollte, und das ihm voll iiberraschter Bewunderung ein Festmahl anbot. Ungeachtet dieser sportlichen Leistung war Mussolinis Rede durchaus frisch und wies bereits die Richtlinien des zukiinfiligen faschistischen Gedankens auf, besonders in bezug auf seine originellste Schopfung, den Wirtschafts- und Arbeiter-syndikalismus, der in jenem entscheidenden Augenblick verwirklicht wurde, als sich der Faschismus zur Massenpartei entwickelte. „Wenn sich das Burgertum nicht selbst „verteidigen kann, so darf es auch nicht auf unseren Schutz „hoffen. Wir verteidigen die Nation. Wir wollen das morallische und materielle Wohl des ganzen Volkes," sagte er.

Zur Mittagszeit vertagte sich der Kongrefi, und Mussolini, der alle Festgelage hafit, saB ganz allein in einem Restaurant der Piazza Vittorio Emanuele. Es war ein Uhr, Florenz ging schwatzend spazieren. Mussolini wurde von einigen erkannt, eine Gruppe von vier, funf jungen Leuten verabredeten unter sich einen iiblen Streich: sie schickten sich an, an Mussolini vorbeizumarschieren, und dabei wollte jeder von ihnen ihm eine Kupfermunze hinwerfen. Aber kaum war der erste da, so hatte Mussolini schon den Militarrevolver aus der Tasche gezogen, und ihn offen auf den Tisch gelegt. Er stand nicht auf und vergriff sich auch nicht an ihnen; er sagte nur mit klarer Stimme: „Der erste, der hier noch vorbeigeht, kriegt eine Kugel."

So wechselten die dramatischen Episoden mit tragikomischen ab. Ich erinnere mich noch, wie eifrig wir oft zum „Popolo d'Italia" lief en, um wichtige Dokumente schnell nach Hause in Sicherheit zu bringen, weil eine polizeiliche Haussuchung in der Redaktion zu befürchten war.

DER „ROMISCHE“ FOHRER

„Man mu6 der Menge die Stirn bieten, niemand darf „sagen können, da6 uns in Mailand die Sozialisten em- „schuchtern, und da6 wir es nicht wagen, auf die Stra6e zu „gehen,“ bestimmte der Chefredakteur. Wenige Abende vor der Wahl, als die Wahlleidenschaft aufs hochste gestiegen war, wurde auf der Piazza Belgioioso eine faschistische Versammlung unter freiem Himmel abgehalten. Vor dem roten Haus, wo Manzoni starb, stand ein Lastwagen, von Windlichtern beleuchtet; ringsum scharten sich die Stofitruppen, deren mannliche Gesichter wie von kriegesischem Feuer gerotet waren. Von Zeit zu Zeit stieg aus ihren Reihen, wie einst an den Ufern des Piave, eine grüne Rakete zum dunkeln Himmel auf. Nie war in der Nachkriegszeit der Krieg so lebendig, so gegenwartig wie damals; man wunderte sich noch, da6 die Stra6enlichter nicht mehr wegen Fliegergefahr verdunkelt wurden.

Nie war der Fihrer im Aussehen und im Sprechen romischer gewesen. Aus der Menge, die dichtgedrängt und schwarz den Platz fullte, drang ofters ein unterdriicktes Gemurmeln; es war noch kein Beifall, keine Zustimmung, aber man merkte doch schon Sympathie und Bewunderung. „Dieser da schickt doch wenigstens keine anderen vor, um etwas sagen zu lassen.“ — „Er spricht deutlich, er hat Schneid: das nennt man reden!“ murmelten die Leute mit jenem instinktiven Wohlgef alien, das man einem Menschen entgegenbringt, der seine Seele unverhüllt zeigt.

XXXIX

TATSACHEN UND VORSTELLUNGEN

Zum elftemnal im Gefangnis. — Stunden der Unzufriedenheit. — Musso-
Jini als dramatischer Dichter. — „Lebe gefährlich!“

Zwei Tage nach seiner glänzenden Wahlniederlage be-
fand ich mich im Zimmerchen des Chefredakteurs.
Der „Avanti“ hatte gerade die boshaften Zeilen veröffent-
licht: „Heute morgen wurde im Kanal eine Leiche im Zu-
stand fortgeschrittener Verwesung aufgefischt. Es scheint
sich um Benito Mussolini zu handeln.“ Und Abend für
Abend zogen am Hause Menschenmengen vorbei, die ihn
mit parodistischen Totengesängen verhöhnten. „Wenigstens
werde ich jetzt Zeit haben, mich zu rasieren und auszu-
schlafen,“ brummte der „Totgesagte“, der während der
Wahlschlacht keine Zeit für diese Dinge übrig gehabt hatte.
Die ganze Wahl ekelte ihn an, und wenn er an den Fetzen
der Wahlplakate vorbeikam, so verzog sich sein Gesicht zu
einer Grimasse des Ekels.

Plotzlich kam der Hauptredakteur angstlich, mit ver-
zerrter Miene ins Zimmer und meldete: „Benito, die Polizei
ist drauBen!“ Auf das honigsüße verlegene Ersuchen der
Polizisten, doch freundlichst in einer Droschke auf einen
Augenblick zur „Aussprache“ auf die Polizei zu kommen,
antwortet Mussolini nur mit scharfer Stimme: „Ich habe
mit dem Herrn Polizeipräsidenten nichts zu besprechen!“
Die Polizisten zeigten daraufhin ein Schriftstück vor. Mus-
solini las es, stand auf und sagte zu uns: „Lebt wohl, ich
werde verhaftet!“

Vor Empörung und auch vor Stolz schlug uns das Herz.
bis an den Hals, während Mussolini die Treppe hinunter-

ZUM ELFTENMAL IM GEFANGNIS

stieg und sich in den Wagen setzte. „Verdammt," schrie der Hauptredakteur und schleuderte alles, was ihm in die Hand kam, weitend zu Boden. „So behandelt man einen Mann, der Italien nach dem Unglück von Caporetto gerettet hat!"

An diesem selben Tage, wo man Mussolini verhaftete, wurde Misiano, der im Felde als Soldat desertiert war, zum Vertreter zweier Wahlkreise, darunter Neapels, ernannt.

Aber Nitti war weder ein Mann des Mutes noch der Rache. Nach diesem unbedeutenden, lacherlichen Racheakt der Verhaftung bekam er Angst vor dem Skandal, und am Tage darauf, um vier Uhr, gerade als wir ein Paket mit interessanten Büchern für den Gefangenen herrichten wollten, sahen wir den Chefredakteur zurückkehren, von einer kleinen Gruppe von Menschen am Tor des Hauses mit Beifallklatschen empfangen. Wir strahlten vor Freude. Er sagte nur: „Gerade jetzt, wo ich im Gefängnis begann auszuruhen und die Nerven zu entspannen, laßt man mich wieder frei."

In den ersten Wochen nach dem unglücklichen Wahlergebnis und nach seiner Verhaftung blieb die sonst immer mit Menschen angefüllte Redaktion leer. Aber in kurzer Zeit kehrte die Herde wieder zu ihm zurück. Wer ausharrt, hat immer recht. Und trotzdem ihn damals oft gerade die nächsten Arbeits- und Kampfgefährten verrieten, hat er wohl nie tapferer und mit so intensivem Genuß gekämpft als in jener Zeit.

Von Zeit zu Zeit ging es ihm allerdings wie einem Vater, der mit seinem Sonne unzufrieden ist. In solchen Unzufriedenheitskrisen argerte er sich über die Zeitung: „Ich verkaufe sie, die Zeitung wird verkauft, sie wird verkauft. „Sie geht doch nicht so, wie ich es möchte," so wie ungefähr eine Mutter zu ihrem Sohn sagt: „Ich werde dich in eine Besserungsanstalt schicken," oder „wart' nur, ich werde den schwarzen Mann rufen, damit er dich holt!" In ähnlicher Weise pflegte Mussolini dann loszuwettern. Oder er

sagte auch: „ . . . Und auferdem darf man kein Gewohnheits-
 „mensch werden. Ich bin schon zu lange Journalist. **Ich**
 „konnte mich auf andere Handwerke legen, vor allem konnte
 „ich Maurer werden, als Maurer bin ich ausgezeichnet. Und
 „dann lerne ich doch eben Flieger. Oder ich konnte auch mit
 „meiner Violine durch die Welt ziehen, das ware ein pracht-
 „voiles Handwerk: ein fahrender Sanger. Meiner Familie
 „lasse ich ailes, was ich aus dem Verkauf der Zeitung lose.
 „Fur mich wurde ich schon genug zum Leben finden. Ubri-
 „gens hat mir Bocca ein vorziigliches Angebot fur mein
 „Buch ‚11 Mito e l'Eresia* (‚Mythus und Ketzerei') gemacht.
 „Ich brauch mich nur vierzehn Tage zuruckzuziehn, dann
 „schreibe ich es sofort. Ich habe auch mit Talli gesprochen:
 „ich konnte Schauspieler und Buhnendichter werden. Mein
 „dreiaktiges Drama ‚La lampada senza luce' ist schon fertig,
 „ich muft es nur niederschreiben."

Nachdem er sich ausgetobt hatte, kehrte er wieder gliick-
 lich in die Redaktion zuriick, urn irgendeinen jener flieften-
 den, gepfefferten und gewiirzten Artikel zu f eilen, die neben
 dem Leitartikel zu schreiben ihm ein besonderes Vergnugen
 machte, wenn er gu ter Laune war. Nie war jemand mit gro-
 fterer Leidenschaft Journalist als Mussolini. Und wenn es
 gerade keinen Streik, keine Versammlungen, keine Demon-
 strationen und Kampfe gab, so versuchte er, sich das Leben
 durch andere Sachen zu,„dramatisieren", zum Beispiel durch
 ein Duell. Vergeblich wollten die Redakteure die Verantwort-
 lichkeit auf sich nehmen, als Mussolini eines Artikels wegen
 zum Zweikampf herausgefordert wurde. Sie flehten ihn an:
 „Ein General befiehlt den Kampf, aber er kampf t nicht
 selbst mit/' — „Ach was, ach was," sagte Mussolini, „auch
 ein General darf kein Stubenhocker sein."

Trotz der Enttauschungen, die ihm seine Gegner oft durch
 ihren Mangel an Kampfeslust bereiteten, war er doch bei
 jedem Aufrauschen in den Zeitungen auf ein neues schönes
 Abenteuer gefaßt.

Aber dabei war er sehr erstaunt, wenn nach solchen Ereignissen seine Nerven „verstimmt“, oder, was noch schlimmer war, „in den Generalstreik getreten“ waren: „Ich, der ich für gewöhnlich Bullenkraft in mir fühle und ganz Italien hinter mir herziehen konnte wie eine Barke, — und ich will es —, ich bin heute von einer Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit, die sich auf alles erstreckt,“ sagte er dann. „Ich würde nicht einmal einen Schritt tun, um mein Leben zu retten. Es war doch schon im Schützengraben, wo man nichts anderes zu tun hatte, als zu gehorchen. „Korporal Mussolini — Wasser holen,‘ — ,Korporal Mussolini — Essen tragen,‘ — ,Korporal Mussolini — Munition schaffen.‘ So wurde man hin und her geworfen. Das war noch ein Leben! Ich danke ab, ich danke ab. Denn wer will mir heute noch befehlen!“

Giacomo Leopardi sagte einst: „Es kommt manchmal vor, daß eine vorübergehende außergewöhnliche Kraftleistung im Körper und in den Nerven eine gewisse Schläffheit hinterläßt, wodurch die Seele in einen Zustand der Teilnahmslosigkeit sowohl sich selbst als auch den Dingen der Außenwelt gegenüber gerät, an fast nichts mehr denkt und weder etwas wünscht noch etwas befürchtet. Die Abgespanntheit des Körpers ist bisweilen so groß, daß dadurch sowohl jede Sorge als auch jeder Wunsch geschwächt wird. Diese Schwäche hat eine Unempfindlichkeit zur Folge, die den Menschen dann fast ein Vergnügen bereitet.“

In solchen Tagen begann Mussolini sich mit Hirngespinnsten zu beschäftigen und von seiner Schriftstellerei zu träumen. Ich weiß nicht, wie oft ich schon dieses kleine sorgfältig gefaltete Blattchen gesehen hatte, das er von Zeit zu Zeit aus seiner Brieftasche zog und vorzeigte: „Sehen Sie, hier ist mein Buch ‚Il Mito e Teresa‘ enthalten. Zehn Kapitel, fix und fertig. Das wird eine bedeutende Leistung sein I

Auf dem Blattchen war aber weiter nichts zu sehen als

nur zehn Überschriften, die allerdings so bedeutsam waren, daß man seine Hoffnung teilen konnte, denn aus ihnen leuchtete die Synthese des geistigen Lebens der Menschen. An Stelle der Fabel vom „immerwährenden Fortschritt“ wurde die „Evolution durch Reaktionen und Oppositionen“ gesetzt. — Das Werk war erlebt worden. Niedergeschrieben wurde es nicht.

Ich habe auch nie erfahren können, wie weit Mussolini mit der Niederschrift seiner Dramen kam, denn ich habe niemals davon eine Zeile auf dem Papier gesehen; er entwickelte sie mir immer nur mündlich, Szene für Szene, mit allen Gestalten und vollständigen Dialogen.

Sein Drama „La Lampada senza luce“ („Die Lampe ohne Licht“) war die Tragödie eines Kindes, das der Vater nicht in die Welt setzen wollte, weil er schon aus einer anderen geheimen Verbindung ein Kind hatte, und weil er sich außerdem in einem Gesundheitszustand befand, durch den das Kind zu einem unglücklichen Wesen geworden wäre. Aber der Muttertrieb des Weibes war starker, das Kind wurde geboren, aber es war blind; und drei Seelen tappten nun im Dunkeln und überhaften sich mit Anklagen und Selbstvorwürfen. — Mussolini war als Dramatiker gerade nicht sehr heiter, sein Geist neigte zur Tragödie und zu düsteren Konflikten der Leidenschaften. Ein anderes Drama von ihm, „Sicomincia, Signori“ („Es beginnt, meine Herrschaften!“), war eine haliliche Geschichte aus der Hefe des Volkes: Ein alter umherziehender Musikant verfolgt mit seiner Eifersucht und den unzüchtigen Flammen einer blutschanderrischen Liebe ein junges Mädchen, das ihn begleitet, und das vielleicht seine Tochter ist. Er erwürgte sie, weil er sie nicht einem ehrenhaften Junglinge überlassen will, der sie liebt. — Ein weiteres Drama, „Vocazione“ („Berufung“), schilderte den Weihnachtsabend in der Zelle einer jungen Nonne, die sich beim Anblick des Christkinds an ihr eigenes, in Schande geborenes und von ihr verlassenes Kind er-

innert. Dieses Stück war ein kurzes Drama a la „Grand Guignol“, ebenso wie „Reparto tranquilli“, dessen Hauptperson ein geisteskranker Violinspieler war, der in der Irrenanstalt seinen Kameraden aufspielte, so daß sie tanzen müssen; er spielt immer wie tender, bis ihm schließlich alle Saiten gerissen sind; einer der am meisten von der Musik hingerissenen Irren erwiirgt ihn nun, aus Wut, weil er sich nun nicht mehr weiter in Vergessenheit tanzen kann. — Ein Roman „I porta tori di fuoco“ („Die Feuertrager“) sollte voll Leidenschaft werden, ein anderer „La lotta dei motori“ („Der Kampf der Motoren“) sollte dagegen nicht die geringste Liebesgeschichte aufweisen, sondern nur die Rivalitat zwischen Intelligenz, Kapital und Arbeit zeigen und den Kampfeswillen des Menschen, der sich entfesselt, um das Primat der Mechanik zu erobern.

Ich gebe alle diese schriftstellerischen Plane Mussolinis ohne Bedenken preis, selbst auf die Gefahr hin, daß sich andere Schriftsteller der interessanten Stoffe bemächtigen konnten, denn ich bin überzeugt, daß der gegenwartige Ministerpräsident, falls er sich nochmal ans Schreiben machen sollte, sicher viel mehr Vergnügen darin finden würde, neue Stoffe zu erfinden, als die alten weiterzuentwickeln, denen er sowieso durch seinen Fliegerunterricht damals entfremdet worden war.

Hier mochte ich noch einen Vorfall erzählen, aus jener Zeit, wo er sich auf die Pilotenprüfung vorbereitete. Eines Abends erwarteten ihn die Redakteure vergebens zur gewohnten Zeit. Endlich lautete das Telephon: „Ja, ich bin's! „Nein, es ist nichts passiert. Nur ein Sprung von vierzig „Metern. Das Bein schmerzt etwas, aber es ist nicht gebrochen. Ja, der Apparat ist zertrümmert, aber der Motor ist heil. Nein, wir wollen nicht übertreiben, es ist nichts „Schlimmes. Ich vertraue euch die Zeitung an, macht keine „Dummheiten.“

Diese „bedeutungslose“ Sache trug ihm heftige Schmer-

„LEBE GEFAHRLICH“

zen ein und verurteilte ihn vierzehn Tage lang zur Unbeweglichkeit. Aber wehe, wenn einer auch nur zu denken wagte, daß Mussolini vielleicht beim Fliegen irgend etwas falsch gemacht haben konnte! Sein Lehrer, der auch leicht verletzt war, besuchte ihn damals, und sie schauten sich liebevoll, aber argwohnisch von der Seite an, denn jeder war von der Schuld des andern iiberzeugt.

„Das Leben ist doch schon!“ sagte der genesende Mussolini, als er von der Redaktion aus die Sonne und die leichten Frühlingswolken betrachtete. „Es ist wert, aufs Spiel gesetzt zu werden; man sollte es von Zeit zu Zeit riskieren — um seinen Wert zu *fühlen*.“

„Lebe gefährlich,“ — dieses Wort von Friedrich Nietzsche nahm er später, in einem tragischen Augenblick seiner Regierung, im August 1924 als einen vorbildlichen Wahlspruch für sich und den Faschismus an.

XL

DIE ROTE FAHNE

Diktatur des Proletariats. — Lenin, Trotzki und Mussolini. — Das verlorene Albanien. — Weihnachten in Fiume. — Das Bombenattentat. Der Wahlsieg der Faschisten.

Die Luft des April war von Frühlingsahnungen, von den Tumulten der „Roten Fahne“ und von der „Diktatur des Proletariats“ erfüllt. Die Lira des siegreichen Italiens war auf ein Viertel ihres Wertes gesunken. Das schon durch die rasende Teuerung bis zur Wut aufgereizte Volk wurde von den Sozialisten gegen die unfähige Regierung aufgehetzt und gegen die „Pescecani“ („Haifische“), Schieber und Spekulanten. Diese letzteren waren ja tatsächlich ein Krebschaden. Aber die Hetzer huteten sich wohl, dem Volke zu sagen, daß die Forderungen eines höheren Lohnes bei geringer Arbeitsleistung, die Streiks und die dadurch hervorgerufene Unbeständigkeit des öffentlichen Lebens einen wirtschaftlichen Aufstieg durchaus nicht begünstigten.

Von Zeit zu Zeit gaben die Verbände besondere Anordnungen aus, so zum Beispiel, daß die Schlüssel aller Geschäfte an die Arbeitskammern abzuliefern seien, und daß die Waren auf ihren Befehl zum halben Preis verkauft werden müssen. Bei diesen offiziell angeordneten Plünderungen, die von der Polizei überwacht wurden, ging vieles zugrunde.

Was von der tumultuierenden Menge in den Juniwochen 1919, im Juli und September 1920 auf diese Weise enteignet wurde, war bedeutend mehr, als zum Verbrauch in mehreren Monaten benötigt wurde. Es war damals die Zeit,

DIKTATUR DES PROLETARIATS

wo das „arme Österreich" und das „arme Deutschland" die Welt mit ihren Klagen erfüllten, und wo die italienischen Sozialisten in ihren Wohlfahrtsanstalten die Wiener Kinder auf Staatskosten verpflegten. Gewiß sind Kinder etwas Heiliges, und die Nächstenliebe gegen die Feinde ist eine Besiegelung des Sieges, aber bei den Sozialisten trat bei diesem Wirken deutlich die Absicht zutage, den Sieg in den Staub zu ziehen, und deshalb antwortete der „Popolo d'Italia" auf diese Aktion damit, daß er, die Gastfreundschaft befreundeter Familien anrufend, eine Organisation zugunsten der Kinder des um seiner Vaterlandsiebe willen ruinierten Fiume schuf.

Die „Diktatur des Proletariats" war unter anderen Umständen sicherlich in einem Meer von Blut erstickt worden. Aber damals war der Widerstand nur gering, und deshalb war es nicht schwer, die Macht an sich zu reißen. Einem wirklichen Führer, einem Mussolini, war es sicher gelungen, die Macht auf lange Zeit aufrechtzuerhalten.

Das hatte Lenin sehr wohl erkannt. Denn als sich in den Jahren 1919 und 1920 Abordnungen von italienischen Gewerkschaftsmitgliedern nach Rußland begaben, um dem „roten Zaren" die Huldigungen „des auf dem Wege zum nahen Triumph befindlichen roten Italiens" zu erweisen, da waren die ersten Worte, die Lenin an sie richtete: „Und Mussolini? Warum habt ihr ihn verloren? Das ist schlecht, sehr schlecht! Schade! Er ist ein entschlossener Mann, er hatte euch zum Siege geführt."

Und als ein beflissener Italiener in Petrograd Trotzki die wahren Verhältnisse Italiens schildern wollte, unterbrach ihn dieser: „Ich weiß: Mussolini! Die einzige wertvolle „Karte" habt ihr verloren, den einzigen Mann, der imstande „gewesen wäre, die Revolution im Ernst zu machen."

Dieses wunderbare Prestige verdankt Mussolini seiner Fähigkeit, die Menschen zum strengsten Gehorsam aufzurufen, und zu jenem Wagemut, der nichts mit dem Egois-

DIE „MAUERN DER WIRTSCHAFTSGESETZE“

mus entfesselter Begierden gemeinsam hat. Ein Führer, der vorausgeht, ist kein Demagoge.

*

Im September 1919 hatte Gabriele d'Annunzio Fiume besetzt; genau ein Jahr später, im September 1920, besetzte das Proletariat die Fabriken. Man hatte die Besitzer und Direktoren verjagt und sie in einzelnen, glücklicherweise seltenen Fällen sogar mit ihren Familien als Geiseln zurückgehalten. Aus den Fabriken wurden Kanonen, Maschinengewehre und Gewehre, die dort heimlich hergestellt worden waren, zur Arbeitskammer, zu den „roten Verbänden“ und in die Häuser von deren Mitgliedern geschafft, — Waffen, die für viel Blut verantwortlich waren. Trotz alledem blieb Giolitti seiner Politik des „laissez aller, laissez passer“ treu. Als die Industriellen von ihm Schutz des Eigentums, Unterstützung durch das Militär und die Übernahme der vollen Verantwortung verlangten, sagte er: „Dies Jahr ist sehr schlimm. Mögen sich doch die Arbeiter die Köpfe an den Mauern der Wirtschaftsgesetze zerstören; ich verfüge nur über wenig Kräfte, die für den Schutz der italienischen Gebäude und für das Zentrum der Stadt benötigt werden. Daß ich die Verantwortung übernehme, gebe ich Ihnen hiermit schriftlich!“

Die ganze Nacht über heulten die Fabriksirenen Alarm. Aber es kam niemand zu Hilfe. Die Behörde bewachte sozusagen den Besitz der Usurpatoren, und als dann der Tag mit strahlender Sonne und lauer Luft kam, da stimmte das alte italienische Bürgertum den Ereignissen brummend zu, denn die neue kühne Art der unbequemen Verteidiger, der Faschisten, flößte ihm im Grunde ein größeres Mißtrauen ein als die bekannte Habgier der proletarischen Angreifer, deren Mitleid man sich durch Feigheit zu erringen hoffte.

Unglaubliche Fälle kamen damals vor. Um geringfügiger Ursachen willen, oft nur, weil sie Faschisten waren, wurden

DAS VERLORENE ALBANIEN

Menschen von der Menge auf der Strafte aufgegriffen und von einem Standgericht, das eine Parodie war, abgeurteilt. Faschisten, die, entgegen dem Verbot der Streikenden, die Hochof en in Gang erhalten wollten, wurden durch Revolver-schiisse getotet. „Das sind die Berufsgefahren, denen jeder ausgesetzt ist, der fur den Faschismus Militardienste leistet," hatte der „Avanti" dazu hdhnisch bemerkt.

Unsere Truppen hatten seinerzeit, trotz der morderischen Unterseeboote, trotz Malaria, Cholera und Typhus, sich auf dem oden und reichen, von ihnen mit StraBen bebauten Boden Albaniens, mit den heldenhaf ten Uberresten des serbischen Heeres, — schwankenden Skeletten, die sich von Krautern nahrten —, vereinigt. Dieses Ufer der Adria, das soviel Opfer gekostet hatte, sollte geraumt werden. Das Vorspiel dazu war die Militarrevolte, die in Ancona ausgebrochen war, eine BeschieJung der Stadt no tig machte und auch auf verschiedene andere Stadteubergriff. Und als weiteres Vorspiel dazu erging von denselben Banken des Parlaments, von denen einst verkiindigt worden war: „Keinen Winter mehr im Schutzengraben," der Aufruf: „Fort von Albanien, fort von Valona."

„Die Aufdeckung der nationalen Verkummerung, die seit „dem 16. November dauert und von der Regierung bis zum „niedrigen Volk ailes erfafSt hat, ist nicht die richt ige Taktik, „um Waffenkonflikte zu vermeiden. Den ‚Frieden um jeden „Preis' wollen, heifft sich auf jeden Fall einen Krieg zuzu- „ziehen. Sogar das kleine Serbien zeigt der Welt nicht ein „solches Schauspiel moralischer und materieller Zerriittung, „wie es Italien tut!" schrieb Mussolini damals mit off en-herziger Harte!

Inzwischen mehrten sich die blutigen Uberfalle auf die Faschisten, sowohl in Bologna als auch in Ferrara. In Bologna war es auch, wo der Faschist Oviglo mitten zwischen

WEIHNACHTEN IN FIUME

seinen verwundeten Kameraden unter dem Hagel der Geschosse seinen geladenen Revolver auf den Tisch legte und sagte: „Totet mich, wenn ihr wollt, ich schiefe nicht auf Italiener.“ Er hatte den einzigen Sohn im Kriege verloren. Diese Handlungsweise war bezeichnend für die Richtung des neuen Italiens, sie offenbarte die neue Errungenschaft: das Gefühl für die Einheit des Volkes, und sie öffnete im Volke die verschlossenen Pforten des Willens zur Macht.

„Mit Ausnahme der Flamme, die d'Annunzio in Fiume „wunderbarerweise brennend erhält und auf die sich die „Blicke der noch nicht entarteten Jugend richten, ist der „übrige Rest Italiens, Bürgertum und Proletariat, Regierung „und Regierte, ein schlammiger Brei und unfähig, über den „Tag hinaus zu leben,“ sagte der „Popolo d'Italia“ vom 15. Juli 1920.

Aber auch die Flamme, von der er sprach, erlosch in der tragischen Weihnacht von 1920. Man trieb einen Keil gegen d'Annunzio, Alpensoldaten gingen gegen seine Legionare vor, vierzig durch und durch italienisch gesinnte Junglinge wurden von italienischen Soldaten erschossen, — es war die bitterste Schmach, die wir nach Caporetto erlebten.

Obwohl Mussolini darunter litt, erkannte er doch die bittere Notwendigkeit der Stunde, und er erhob sich, um die Gegensätze zur Synthese zu bringen, so wie die Tragödie mit der Katharsis endet.

„D'Annunzio und seine Legionare, die nicht weichen „wollen, machen unserem Stamm Ehre. Ich bewundere ihre „Eisenköpfe. Auch Giolitti hatte einen harten Kopf und „gab nicht nach; er konnte es auch nicht anders machen, „denn er mußte und wollte den Vertrag erfüllen, der nun „einmal vom Staate unterzeichnet und von der Nation anerkannt war. Verträge sind keine Papierfetzen, die man „in den Papierkorb wirft, wenn sie einem unbequem werden. In diesem Fall durchkreuzten sich das Staatsrecht und „das ideale Recht in einer schrecklichen Weise!“ sagte er

DIE OPFER VON FIUME

mir damals. — Und fünf Wochen später rief er in einer feierlichen Rede aus:

„Irgend jemand macht mir den Vorwurf, daß ich jene „kleine, leichte, zierliche Sache, die man Revolution nennt, „nicht getan habe. Aber eine Revolution muß vor allem eine eigene Seele haben, die klar und bestimmt ist, denn „Völker werden nur durch klare Ideen gewöhnen. Sie muß „em gena,u bestimmtes Ziel haben, eine klare Programm- „linie, damit sie nicht am Tage nach dem Siege an inneren „Zwistigkeiten scheitere. Eine Revolution ist kein über- „raschungskastchen, das man je nach Laune aufspringen „laßt. Revolution macht man mit dem Heer, nicht gegen „das Heer, mit Waff en, nicht ohne Waff en, mit wohlge- „ordneten Truppen, nicht mit gestaltlosen Massen, die zur „Versammlung auf die StraÙe gerufen wurden. Revolutionen „gelingen, wenn ihnen von der Mehrheit Sympathie „entgegengebracht wird; ist das nicht der Fall, so frieren sie „ein und mitflingen.“

Im „Popolo d'Italia" vom 4- Januar 1921 mahnt er: „Die „Opfer von Fiume sind die letzten Opfer des großen Krie- „ges, sie sind, wie alle andern, nicht vergebens gefallen. Die „Trikolore Italiens grißt sie, die italienische Erde deckt sie „zu. Sowohl die regular en als auch die irregularen Truppen „bezeugen, daß Fiume und Italien ein und dasselbe ist, von „gleichem Fleisch, von gleicher Seele, und daß es der truben „Tin te der Diplomaten niemals gelingen wird, das zu tren- „nen, was für immer mit Blut besiegelt wurde. Ruhm den „Legionen von Ronchi und ihrem Führer, Ruhm den Leben- „den, die zurückkehren, und Ruhm ihren Toten, die nicht „mehr wiederkehrten. Sie blieben zurück, um die Wacht „am Nevoso und an den Dinarischen Alpen zu halten.“

Drei Jahre später, fast am gleichen Tage, am 16. März 1924, unterzeichnete der Gründer des „Popolo d'Italia" als Ministerpräsident den Vertrag über die vollständige unbeschränkte Annexion Fumes durch das Königreich Italien.

DAS BOMBENATTENTAT

Er wurde dafür mit dem höchsten italienischen Orden, der Halskette des Annunziatenordens, ausgezeichnet und erwarb damit den Ehrentitel „Vetter des Königs“. Gabriele d'Annunzio wurde zum Fürsten von Monte Nevoso ernannt, und der Nevoso wurde besetzt.

Inzwischen aber warf noch das Weihnachtsfest seine düsteren Schatten auf das neue Jahr 1921. Daß die armen Arbeiterfamilien sich ihre Kohlen in ganz patriarchalischer Weise aus den Kohlenlagern der Eisenbahn holten, war noch eine friedliche Angelegenheit, solange sie tagsüber von den Kindern betrieben wurde. Über Nacht ging die Sache in größerem Stile vor sich, die Leute bildeten oft richtige Banden und plünderten, was sie nur konnten. Dann krachten Flintenschüsse, die Banden zerstreuten sich auf einen Augenblick, um sich bald wieder neu zu bilden, und die Eisenbahnen erlitten Verluste von fast einer Milliarde im Jahr, Verluste, die auf den Schultern der Steuerzahler lasteten.

„Diese Nacht war's wirklich schon, ich kam mir vor, als sei ich wieder im Schutzengraben,“ horte ich einmal einen früheren englischen Offizier zu seinem Gastgeber sagen, der in Mailand in der Nähe des Warenstapelplatzes bei Porta Romana wohnte.

In jenem Winter wurde das gewohnte Geknatter der Flintenschüsse auch noch durch stärkere Detonationen unterbrochen. Eines Abends sah ich die Menschen nach dem „Hotel Cavour“ laufen und dort Gruppen bilden. Eine Bombe war explodiert und hatte einen Passanten leicht verletzt, außerdem waren noch zwei nicht explodierte Bomben aufgefunden worden. Auch vor dem „Café Coda“ fand man zweimal hintereinander Bomben. Wieder an einem anderen Abend, im Februar, war ich gerade damit beschäftigt, meinen Gästen Tee einzuschenken, als plötzlich die Teekanne in meinen Händen erzitterte; ein Knall erschütterte das Haus, daß es schien, als würde es bis auf die Grundmauern bersten.

DAS BOMBENATTENTAT

Wir eilten ans Fenster: die StraÙe war leer. Aber nach zwei Minuten todlichen Schweigens — jener Stille, die dem Sturm vorauszugehen pflegt —, sahen wir Menschen wie irrsinnige Gespenster, mit lebhaften Gebarden, voriiberlaufen, und dann, noch immer schweigend, ergoÙ sich die Menge durch die StraÙen. Kein Laut, kein Schrei, nur hier und da im Fliehen ein verzweifelttes Emporheben der Arme. So flohen sie. Es schien, als hatten sie dort, in dem Hollenschlund, aus dem sie kamen, die Sprache verloren. Das Geheul brach erst spater los, als die klagliche Prozession der Wagen und Bahren durch die trauernde Stadt zog, auf den en die Opfer aus dem Volkstheater „Diana“, wo anarchistische Bomben die Zuhorer einer Operette hingeschlachtet hatten, davongetragen wurden. (Die platzenden Bomben hatten Fleischfetzen, verstimmelte Arme und Beine, Schuhe ohne Fiifte umhergeschleudert und Blut und Gehirn iiber das Gold und den aufgerissenen Sammet des Theaters verspritzt.) Siebzehn Bahren durchquerten in endlosem Zuge das noch immer wie erstarrte Mailand. Auf den Stufen des Doms stand der damalige Kardinal-Erzbischof Ratti, der spatere Papst Pius XL, und erteilte, umgeben vom Klerus in feierlicheii Gewandern, den irdischen Resten, die nach und nach an ihm vorbeizogen, Absolution und Segen. Hinter ihm drang aus den weitgeoffneten Kirchentiiren mystisches Licht und Gesang. Die faschistischen Scharen, erst seit kurzem militarisch formiert, erschienen an diesem Tage zum erstenmal in der Offentlichkeit. Die einzelnen Abteilungen trugen die glanzenden Namen der Geschichte von gestern und heute: „Nazario Sauro“, „Cesare Battisti“, „Mussolini“, „Intrepida“, „Enrico Toti“, „Compagnia del Carroccio“, „Compagnia della Morte“. Geordnet und schnell marschiereten sie vorbei, jede mit ihrem Fuhrer und mit ihrer Standarte.

An der Spitze aller, allein, zu FuÙ, schritt er, der Fihrer des Ganzen, Mussolini. Das harte Gesicht schien nur aus

DER WAHLSIEG DER FASCHISTEN

Knochen und Kinnbacken zu bestehen. Er schritt so allein, so aufrecht, daß es der Menge, die nur Augen für ihn hatte, erschien, als säße er zu Pferde, wie jener andere Condottiere, dessen Denkmal in Venedig steht: Bartolomeo Colleoni.

Das Knattern eines plötzlich heruntergelassenen Fensterladens erweckte in der erregten Phantasie der Menge den Gedanken an eine neue Explosion oder an ein Gewehrfeuer und ließ jene unvorhergesehene Panikstimmung erstehen, aus der sich das schlimmste Unglück entwickeln kam. Aber ein Blick von ihm, ein Ordnungswort an die Reihen der Faschisten, — die in der festen Disziplin der Freiwilligen, einer Idee untergeordnet, zu jedem Opfer bereit, hinter ihm herschritten — genigte, um diese aus Egoismus und Furcht hervorgegangene Unruhe einzudammen.

Zwei Monate später, am 16. Mai 1921, fand dann zum unbeschreiblichen Entsetzen der Sozialisten jene Wahlabstimmung statt, die ihm in Mailand, Pavia und Bologna-Ferrara eine ungeheure Stimmenzahl brachte, und die er eigentlich schon für 1919 erwartet hatte. Er trat nun in die Kammer als Führer einer parlamentarischen Gruppe ein, die aus dem Nichts mit einem Schlag 33 Sitze errungen hatte.

Aber Wahlschlachten hatten ja nie vermocht, einen wesentlichen Einfluß auf ihn auszuüben; weder deprimierte ihn eine Niederlage, noch vermochte ein Sieg ihn übermutig zu machen.

XLI

„GIOVINEZZA«

Was ist der Faschismus? — Das schwarze Hemd und der rdmische Grufl.
Eja Eja alala. — Schabernackspossen, Kniippel und Rizinusol. — Die
Ermordung Matteottis. — Widerspenstige Unteranfihrer.

Wie bildet sich eine Sekte, wie formt sich ein Ritus? Ich habe diesen beiden Erscheinungen in ihrem Entstehen aus nachster Nahe beigewohnt, und doch blieben sie mir fast noch geheimnisvoller als zuvor. Zwei Jahre nach dem Akt seiner offiziellen Griindung erschien der Faschismus sogar seinem Begriinder „aufJergewohnlich fern" und von Mythos und Legende verschleiert.

„Er ist geboren aus einem tiefen, anhaltenden Bedürfnis „unseres von Luft und Mittelmeer umgebenen Geschlechts, „das sich im gegebenen Augenblick an wesentlichen Wur- „zeln seiner Existenz bedroht fiihlte. Ich selbst, der ich die „Vaterschaft fur diese meine so lebendige Schopfung in An- „spruch nehme, fuhle sogar manchmal, daB die Bewegung „schon die bescheidenen Grenzen iiberschritten hat, die ich „ihr zog. Sie hat kein festes Programm, das etwa im Jahre „2000 zu verwirklichen ware. Sie baut Tag fiir Tag am „Gebaude ihres Willens und ihrer Glut/* aufierte sich Mus- solini iiber den Faschismus.

Bei den Beerdigungsfeierlichkeiten fiir Aldo Sette, jenen Mailander Jiingling, der ermordet wurde, weil er Faschist war, sah ich zum erstenmal die faschistischen Reihen macht- voll geordnet durch die ganze Stadt marschieren und sich auf dem Friedhof sammeln, wo sie sich im Viereck auf- stellten. Auf ein Kommando liefien sie sich in frommem Schweigen auf die Knie nieder; schweigend verging so eine

DER ROMISGHE GRUSS

lange Minute innerer Sammlung. Dann, auf einen Trompetenstoß, erhoben sie sich schnell und entboten, immer noch schweigend, dem auf der Bahre liegenden Kameraden mit gestrecktem Arm, in romischer Weise, den letzten Gruß. Und als der Führer Mussolini, wie beim militärischen Appell, mit machtvoller Stimme rief: „Kamerad Aldo Sette?“ da donnerte ihm der einstimmige Ruf der Faschisten entgegen: „Hier!“, als wollten sie damit beweisen, daß der Tote nicht gestorben sei, sondern in jedem seiner Kameraden weiterlebe.

Niemand, der dieses miterlebte, konnte die Tränen unterdrücken.

Dann nahmen die Scharen ihren Weg wieder auf, Fanfaren erklangen, und unter kriegesischem Gesang marschierten sie ab.

Aus der Gewohnheit Mussolinis, durch Schwenken der erhobenen Hand zu grüßen, lebte, ganz unbeabsichtigt und nicht etwa als eine archäologische Ausgrabung, der römische Gruß wieder auf, der mit der ausgestreckten rechten Hand und erhobenem Kopf gegeben wird. Auch die Namen und Einteilungen des alten Roms lebten in den Scharen der Faschisten wieder auf, die Legionen, Fahnen, Manipeln, Hauptmanipeln, Centurionen und Consuln, die Einteilung in Führer und Triarier, und der Aufmarsch zu dreien im geordneten Geschwindschritt. All dieses war keine historische Nachahmung, sondern entsprang automatisch einem ursprünglichen, vererbten Instinkt. Das bot jetzt ein ganz anderes Bild als die alten Vorbeimärsche, die sich langsam und unordentlich hinschleppten, das war anders als die Umzüge der Sozialisten, denen es nicht gelungen war, ihren Scharen eine eigene Physiognomie und eine eigene Ordnung zu geben. Das Prinzip der falschen, mechanisch aufgefaßten Gleichheit — weder Gott noch einen Herrn über mir — hatte die großen Verdienste des alten Sozialismus untergraben, der, unter uns gesagt, aus deutschen und preussischen

DAS SCHWARZE HEMD

Ursprünge nach Italien gekommen war. Im Faschismus sah man dagegen, in natürlichem Wachstum, ein anderes Symbol entstehen: Nicht das einer unmöglichen Gleichheit, sondern einer tiefen Brüderlichkeit. Das Wahrzeichen dieser neuen Hierarchie war das schwarze Hemd.

Dieses schwarze Hemd war ein Nachfolger der Rothemden Garibaldis. Das den Handwerkern und den kleinen Leuten in der Stadt und in der Provinz so liebgewordene rote Hemd hatte als Zeichen kriegerischer Auslese gegolten. Das schwarze Hemd der Faschisten verhält sich heute zum roten Hemd der Garibaldianer wie die schweigsame Disziplin der heutigen Kämpfe zu der sturmischen, individuellen, romantischen Keckheit von 1848; es ist die Verkörperung des gleichen Mutes, aber ernsteres Opfer.

Erst als das schwarze Hemd sich schon von selbst eingebürgert hatte, wurde es durch Verordnungen als Bekleidung der Faschisten festgelegt.

Unzweifelhaft hat der Geist und das Gefüge der Stoßtruppen des Krieges bei der Bildung der faschistischen Scharen großen Anteil gehabt, vom Schlachtruf „A noil“, „Zu uns!“, mit dem man aus den Schützengraben sprang, bis zum Dolch, den man als Symbol trug und bis zur Hymne „Giovinezza“. Eines Tages entdeckte ich sogar zufällig, daß eine bestimmte Art die Haare nach rückwärts gekammt zu tragen, „faschistisch“, „alla fascista“, genannt wurde. Auch konnte man den Faschisten an seiner Art zu schauen, zu gehen und an einem gewissen Gesichtsausdruck selbst dann erkennen, wenn er kein Abzeichen im Knopfloch trug. Es hatte sich formlich eine Mode, ein Stil, und sogar ein physischer Typus des Faschisten herausgebildet.

„Das ist eine Nation, in der alle Männer 20 Jahre alt sind!“ sagten in den Tagen einer großen faschistischen Parade einmal einige Ausländer voll Überraschung.

Allmählich bürgerten sich noch andere Dinge ein: Standards, Wahlsprüche und Abzeichen, das Rutenbündel mit

„EJA EJA ALALA“

dem Beil, das alte Wahrzeichen der Likatoren, der Adler, der faschistische Kniappel und der Soldatenspruch „me ne frego“, den Gabriele d'Annunzio als Krieger, Redner und Dichter geheiligt hatte. Auch das „Eja eja alala“, der antike Schlachtruf, aus dem lateinischen „Eja“ (Wohlan, frisch-auf) und dem griechischen Schlachtruf „Alala“ entstanden, (d'Annunzio hatte ihn für die Flieger seiner Staff el eingeführt, als er nach Wien flog), wurde übernommen.

Mussolini, der Duce des Faschismus, sagt selbst über seine Schöpfung:

„Der Faschismus ist ein typisch italienisches Erzeugnis, „so, wie der Bolschewismus ein typisch russisches ist; keines „von beiden laßt sich verpflanzen, jedes kann nur in seinem „Jahreskreislauf“ stehen.“

Diesen beiden polaren Bewegungen ist manches gemeinsam, so die nationale Zusammenfassung, die ethische Befreiung von einer demokratischen, in abstrakter Weise gleichmachenden Ideologie, die zu allen Zeiten der Geschichte ein Prokrustesbett war; und deshalb übten sie auch außerhalb ihres Ursprungslandes einen mächtigen Einfluß aus; jede von diesen beiden Richtungen war bestrebt, eine neue Aristokratie, eine Regierung der Besten herauszuarbeiten, die den Eingebungen und den Bedürfnissen der verschiedenen nationalen Individualitäten angepaßt sei; der Bolschewismus lehrt die Russen russischer zu sein, so wie der Faschismus die Italiener aus den fremden Verwirrungen heraus, wiegedenken der alten italienischen Zivilisation zurückführt. Gewiß gedenken wir dankbar Frankreichs, das 1796 mit Trommelwirbel und Freiheitstanzen in unser Land kam und die schlaftrigen, alten Regierungen auflöste, Aber im neunzehnten Jahrhundert hatten wir schon genug von dem assimiliert, was jenseits der Alpen an Zukunftslichem und Nutzlichem zu uns kam.

Jetzt kehrt Italien zu sich selbst zurück.

Von der Monarchie der Pharaonen an bis zur Republik

ARISTOKRATISCHE OLIGARCHIE

Venedig zeigt uns die geschichtliche Erfahrung, daß die aristokratische Oligarchie zu den vollkommensten und dauerhaftesten Regierungsformen gehört. Auch die sogenannte konstitutionelle Demokratie war in Wirklichkeit ursprünglich eine große und dauerhafte aristokratische Oligarchie. In Großbritannien lösten sich durch Jahrhunderte hindurch Tausende von Patrizierfamilien in der Herrschaft ab, die sie mit weiser Vorsicht ausübten. Italien zeigt jetzt zum erstenmal, daß es den Willen hat, sich des demagogischen Joches zu entledigen; es zeigt das durch eine erstaunliche Kraftanstrengung seines großen Volkes, das sterben will.

Im Jahre 1921, noch ehe Leon Daudet, der später an Großenwahn erkrankte, seinen ungerechten Fluch gegen das „dumme 19. Jahrhundert“ schleuderte, schrieb Mussolini:

„Indem man dem Bürger den Prozeß machte, machte man auch dem ganzen 19. Jahrhundert den Prozeß. Die Folge davon war, daß die wirtschaftlichen und kulturellen Erscheinungen sich nicht natürlich und logisch folgten, sondern rein willkürlich. Das Experiment einer Regierung vieler oder aller scheitert an wirtschaftlichen Fragen. In Rußland kehrte man zur Wirtschaftsdiktatur zurück. Auch die Politik kann es nicht vermeiden, sich nach der Wirtschaft zu richten. Ich kann zwar das Endschicksal des allgemeinen Wahlrechts und der relativen und proportionalen Kniffe noch nicht genau sehen, aber binnen kurzem wird das alles ein altes Spiel sein. Die Menschen werden vielleicht noch Wohlgefallen an der Diktatur finden.“

„Wenn Relativismus und universale Beweglichkeit sich gleich sind... und wenn, wie Vaihinger verkündet, der Relativismus an Nietzsche und dessen ‚Willen zur Macht‘ wieder anklopft, so war der italienische Faschismus die mächtigste Schöpfung eines individuellen und nationalen Machtwillens und ist es noch heute.“

Und im Februar 1922 äußerte er sich noch deutlicher:

„Der Weltkrieg, dieser demokratische Krieg par excellence, der für die Nationen und Klassen die unsterblichen „Prinzipien verwirklichen sollte, dieser ‚Krieg der Democratic‘, hat, kurz gesagt, ein Jahrhundert der Antidemocratic eingeleitet. Das 19. Jahrhundert war von dem Wort „Alle‘, dem Schlachtruf der Demokratie, erfüllt. Jetzt ist „es an der Zeit zu sagen: Wenige und Auserwählte! Wir „befinden uns in einer klassischen Wiederanknüpfung, das „Leben kehrt zum Individuum zurück. Auch die Revolution „macht diesen Umschwung mit, und deshalb ist sie heilsam, „denn sie bewahrt Europa vor jenem schrecklichen Ende, „das unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Demokratie „weiter gewüthet hätte. Tausend Anzeichen weisen darauf „hin, daß dieses Jahrhundert keine Fortsetzung des verflo- „senen Jahrhunderts ist, sondern eine Antithese.“

Der aus dem Kriege hervorgegangene Faschismus weist die grundlegenden kriegerischen Tugenden auf: Mut und Offenheit, Freude am Wagemut, kameradschaftlichen Geist, Disziplin und den Geist der Initiative und der Verantwortlichkeit. Aber ihm sind auch jene Mängel der militärischen Erziehung eigen, die im bürgerlichen Leben noch viel ernstere Folgen zeitigen als im Kriege: die Impulsivität und die Neigung zur Gewalttat, die Geringschätzung sowohl des eigenen als des fremden Lebens. Infolge seiner Herkunft aus dem Volke jeder Pedanterie und Ernsthaftigkeit feindlich gegenüberstehend, setzt er sich leichten Fußes über traurige und ernste Dinge hinweg.

Der Faschismus verkörpert Behendigkeit, Lebenskraft, Eifer und vor allem Jugend. Philippe Bérard, der schöne Massenio und andere, ähnliche, Balzac'sche Gestalten erinnern stark an einige jener faschistischen Unterführer in der Provinz, die sogenannten „Ras“, die ohne besondere Skrupel den Grundsatz „à la guerre comme à la guerre“ auf das bürgerliche Leben zu übertragen versuchen; sie sind ihrem obersten Führer durchaus ergeben, den Bestimmun-

gen treu bis zum Tode und bis zum Schweigen, aber unter sich sind sie von Streitsucht erfüllt, eifersüchtig aufeinander und auf die einem von ihnen zuteil werdenden Gunstbezeugungen, und in den Ruhm verliebt, den sie leicht mit einem Heiligenschein verwechseln; sie sind egozentrische Egoisten, bereit, sich selbst für Italien zu opfern, aber auch die andern Menschen für sich; sie besitzen flammenden Patriotismus, aber sie sind doch nicht ganz gefühllos gegen erwünschte Güter; sie sind unvergleichliche Vollstrecker, aber mittelmäßige Strategen, verdienstvolle „Gaffeurs“; sie haben bereitwillige Hände, warme Herzen, aber keinen genügend kalten Kopf; in der aufständischen Tat sind sie ausgezeichnet, aber wenn es heißt zu regieren, dann sind sie gefährlich und manchmal zersetzend. Man fragt sich oft, ob die Hilfe, die der Duce in der ersten Zeit von ihnen hatte, bedeutend größer war als die ersten Unannehmlichkeiten, die sie ihm später bereiteten. Immerhin verdankt man ihnen den ersten Ansporn und die heilige Aura der Begeisterung.

Die messianischen Erwartungen der Nachkriegszeit, die durch Wilson mit seinen „14 Punkten“, als auch durch Lenin und den Bolschewismus enttäuscht wurden,— welche durch ihre Ideologien die Massen gegen Ideale mißtrauisch machten, was eigentlich ein Unrecht war, denn Entwicklungen reifen nicht plötzlich — diese Erwartungen konzentrierten sich nun um den Faschismus, der sich dem Volke mit einfacher Denkart, klaren Ideen und feurigem Temperament vorstellte. Im Faschismus waren die Triebkräfte der Kreuzzüge: Liebe und Krieg, war eine neue ritterliche Ordnung, die das Krumme gerade biegen und Ungerechtigkeiten rächen wollte; den mittelalterlichen Orden ähnlich, war er den mystischen und praktischen Bedürfnissen eines Staates entsprossen, der sich in ganzlicher Auflösung befand, und in dem er die Autorität und das Recht der Verteidigung wieder herstellte.

Dieser Drang nach Gerechtigkeit, nach einem ursprüng-

lichen individuellen Recht, der tief im italienischen Herzen verwurzelt ist, treibt manchmal aber auch den gefährlichen Schooling eines instinktiven Mißtrauens gegen das Gesetz. Der Volksmund kleidet das in die Worte: „La fa chi puo, la mangia chi deve," „Wer es kann, befolgt es, wer es muß,

Mit der historischen Wiedergeburt, die der Faschismus vollzog, erneuerten sich auch die rachsüchtigen, phantastischen, heiteren und ein wenig grausamen italienischen Schabernackpossen; zuweilen waren sie fein, meistens handgreiflich und wunderbar, und fast immer entsprangen sie teilweise einer persönlichen Rachegesinnung, die sich jenseits des Gesetzes und sogar gegen das Gesetz stellte. Die italienischen Klassiker wissen genug darüber zu berichten, denn in jener Zeit und in jenen Gegenden, wo Italien am italienischsten war, besonders in Toskana um 1300 bis 1500, war jene Posse, die wir aus den Novellen des Boccaccio, des Sacchetti, des Lasca bis zu den Komodien von Machiavelli und Bibbiena kennen, etwas Alltägliches. Und Lafontaine in Frankreich, wie auch die Elisabethianer in England, an der Spitze von ihnen Shakespeare, setzten diese Tradition fort.

Ein wirklich evangelisch gesinntes Gemüt hatte der heiteren Gevatterin sicherlich davon abgeraten, mit Falstaff so grobe Scherze zu treiben, und hatte sich wahrscheinlich ebenso zu den anderen Scherzen verhalten, die das Thema all dieser Novellen bildeten und oft mit Tragodien endeten, wie das ja leider noch in der heutigen Geschichte vorkommt. Wo Menschen ihre Belustigung darin finden, sich am fremden Leid zu ergötzen, fühlt man die Grenze der Menschlichkeit verdunkelt.

Auch die Knißpöbel der Faschisten hatten den Beigeschmack jener burlesken Scherze, die man früher in Italien auf dem Marionettentheater beim Pulcinello und Arlecchino belachte: die Handhabung des Stockes ergötzte die

Kleinen und die Großen ebenso sehr, wie ihnen die schnelle Bestrafung der t)beltater und der endliche Sieg der Gerechtigkeit zusagte. Aus dem gleichen Instinkt, der die Volksmenge einst vor den Puppentheatern aufjubeln ließ, entstanden auch die faschistischen Strafexpeditionen, bei denen eine Gruppe von Junglingen einen Lastwagen oder zwei oder drei Automobile bestieg und überraschend in einem Dorf erschien, wo der Arbeiterausschuß oder die roten Genossenschaften alien, die nicht Mitglieder waren, die Lieferung von Brot verweigert hatten, oder wo sich ein sozialistischer Verein befand, dessen Mitglieder einen Meuchelmord oder einen Gewaltakt gegen einen Faschisten verübt hatten. Da wurden dann die Möbel und die Fenster zertrümmert, die Archive zerstört, Fausthiebe und Stockschläge ausgeteilt, oder man holte sich auch den Bürgermeister oder den Vereinsvorsteher heraus, die die nationale Fahne beschimpft, das Vaterland beleidigt oder den Faschismus verleumdet hatten.

„Für die Faschisten ist Italien jetzt wie ein großer Saal, den sie von einem Winkel zum andern durcheilen; schaut nur, mit welcher Leichtigkeit sie beim leisesten Ruf sofort zur Stelle sind,“ sagte der Duce lachend. „So sehr auch die Gewaltanwendung zu bedauern ist, so muß es doch einleuchten, daß wir, um unseren Ideen in anderen Köpfen Geltung zu verschaffen, auf den widerspenstigen Schädeln herumtrommeln müssen. Die Expeditionen müssen immer den Charakter einer gerechten Revanche und einer gesetzmäßigen Repressalie haben. Wir machen aus der Gewalt keine Schule, kein System, oder, was noch schlimmer wäre, eine Ästhetik. Die Gewaltanwendung muß groß, mütig, ritterlich und chirurgisch sein,“ wiederholte der Schiiler von Nietzsche und Sorel unzählige Male. „Wir wollen nicht die kleinliche, individuelle, sporadische, oft unnütze Gewaltanwendung, sondern die große, schöne, unvermeidliche Gewalttat in entscheidenden Stunden. Im

DIE ERMORDUNG MATTEOTTIS

„ubrigen hat noch jedesmal in der Geschichte,, wenn „sich Ideen und Interessen in starkern Gegensatz gegeniiber„standen, zuletzt die Gewalt die Entscheidung herbeige„fuhrt."

Die Ermordung des Abgeordneten Matteotti warf spater, als der Duce, nachdem er die Verantwortlichkeit der Regierung {ibernommen hatte und zusammen mit den andern Fuhrern jede Gesetzeswidrigkeit strengstens verboten und unterdriickt hatte, das schiefe Licht des Verbrechens auf jene Dinge, die innerhalb gewisser Grenzen fur den Faschismus charakteristisch waren, weil sie ihm die Moglichkeit gaben auf die Volksphantasie einzuwirken — ich meine jene Abenteuer, die, fast immer mit offenem Visier und groBmutig, gegen die kleinen Ortstyrannen veriiBt wurden, welche man zum Spott in leichter, kurzer Gefangenschaft hielt, oder denen man mit Gewalt einen Becher Rizinusol einflofite, um sie von ihrer aufgeblasenheit und anspruchsvollen Allmacht durch Lacherlichmachung zu kurieren. — Oder die Faschisten erlaubten sich, wenn die nationalen Farben von irgend jemand verleugnet worden waren, den Scherz, in der Nacht die Mauern, Tiiren und Fenster eines solchen Hauses mit diesen Farben zu bemalen und manchmal auch die Kleider und die Haut der betreffenden Menschen damit zu tatowieren; in einigen bedauernswerten Fallen wurde einem besonders hartnackigen Gegner der Schadel geschoren und griin-weiB-rot angestrichen, worauf man den Mann dann auf schwankendem Karren durch die HauptstraBen fiihrte. Man darf aber nicht vergessen, dafi die Jiinglinge, die die Ehre der Trikolore an der triumphierenden roten Fahne rachten, diese Farben nicht nur trotz aller Gefahren — denn die Faschisten waren in zahllosen Fallen, sowohl im Ausland als auch in Italien, Uberfallen ausgesetzt — nicht nur im Knopfloch trugen, sondern auch im Herzen.

DER VIOLINSPIELER MUSSOLINI

Die faschistische Revolution war von zwanzigjährigen Jiinglingen, singend, gemacht worden.

„Mandolinenspieler," schmahten uns im Kriege die Osterreicher; und „Canta che ti passa" stand in einer Schlucht im Karst an die Wand geschrieben. „Sing, damit es dir vergeht!" Ja, sing, Bruder! Wie schon ist die Blütenlese unserer Krieglieder: sie enthalten die patriarchalische Schwermut der lombardischen Ebene, die Weichheit der neapolitanischen Piedigrotta, den sentimental, triiben Aufbruch des romischen schlechten Lebens. Das Schonste, das ruhmvollste Lied, das Lied der „Arditi", der StoBtruppen, übernahmen die Faschisten als Erbe und machten es zu ihrer offiziellen Hymne.

Auch der Duce ist ein Anhanger des Wahlspruches „Canta che ti passa". Ob spat ob friih, ob ihn Sorgen quälen oder nicht — sowie er nach Hause kommt, stürzt er sich mit hungrigem Zorn auf seine Violine, und je wiiten-der er ist, um so besser spielt er, besonders wenn es sich um etwas Neues handelt. Ich horte ihn einmal ein Stuck, „Primavera," das er soeben vom Komponisten, dem Venezianer Vivaldi, geschenkt bekommen hatte, mit teuflischem Feuer direkt vom Blatt spielen, und man vernahm dabei tatsachlich das Rauschen der Meeresflut, die im April an die Marmorstufen schlagt. Der Violinspieler Mussolini hat zwar einen guten Bogenstrich und guten musikalischen Ausdruck, aber er ist auch in der Musik ein gewalttatiger Mensch, er respektiert keinen Stil und keinen Aufbau, ob es sich nun um das „Lied an den Abendstern" aus „Tannhauser", oder um Corelli oder Beethoven handelt; er spielt ailes auf seine Art; und wenn sich die Melodien aus seiner Geige lösen, glattet sich sein verdustertes Gesicht zu inniger, siegreicher Heiterkeit.

Es ist iibrigens nicht ohne Interesse festzustellen, und es ist sogar recht merkwurdig, daB die alte, von Turati gedichtete Arbeiterhymne „Inno dei lavoratori", nicht nur

„IL DUCE"

das gleiche Versmaß hat wie die Faschistenhymne, sondern daß „Giovinezza" fast denselben Wortlaut, nur mit einem anderen triumphierenden Vorzeichen hat. Auch in der Faschistenhymne findet man die gleiche Richtung, die Auflehnung gegen die Verräter des gleichen Ideals, eines Ideals, das auf dem Boden des Vaterlands wieder gefestigt wurde. Der Kehrreim „per Benito Mussolini, eja eja ala-la", wurde dem Faschistenliede erst später zugefügt, so wie ja auch die majestätische Bezeichnung „il Duce" für den Führer Mussolini erst später entstand. (Bei dieser Gelegenheit sei auf einen auch in Deutschland weitverbreiteten Irrtum hingewiesen. „Duce," gesprochen „Duhtsche", heißt Führer, und ist nicht mit „Duca", gesprochen „Duhka", Herzog, zu verwechseln. D. Hrsgb.)

Wie alle lebensvollen, kühnen Geschöpfe wurde auch der Faschismus als ein Rebell geboren, und es kostete viele Abenteuer, bis dieser Form der Italianität das eingefloßt werden konnte, was dem Italiener am zuwidersten ist: Disziplin, — Disziplin, um wirklich „un Capo che precede", „ein Führer, der vorangeht" zu werden, und nicht eine Gefangener der Herde.

XLII

DIE NEUE HIERARCHIE

Mussolini, der Regenschirm für Alle. — Die erste Krise im Faschismus. Der Friedenspakt mit den anderen Parteien. — Wiederaufbau der Hierarchie. — Die neue Zeitschrift.

Als Mussolini noch offiziell dem Sozialismus angehörte, hatte er auf einem Kongress gesagt:

„Die Menschen sind nichts, denn sie verschwinden; nur die Ideen zählen, denn sie bleiben.“

Das war ein in idealistische Kleider gestecktes Überbleibsel jenes Materialismus, der die „Ideen“ als Früchte einer mechanistischen Entwicklung betrachtete. Später versuchte er vergebens, den Faschismus durch neue Anordnungen zu entpersonalisieren, ihn von seiner eigenen Person unabhängig zu machen. Die Masse der Menschen blieb mit unbesiegbarer Zähigkeit an den Mann gebunden. Jede Verantwortung bahnte sich immer den Weg zu ihm. Er war der Mann, der alle Verantwortung auf sich nimmt; aber er forderte dann auch den Oberbefehl.

„Wißt ihr, was ich bin? Ich bin der Gründer und „Großmeister des Ordens vom großen Regenschirm. Der „große Regenschirm, meine Herren, der ‚Entoutcast‘ rief er zornig aus, wenn er wieder einmal fortlaufen mußte, um für andere, die nicht bereit waren, einzuspringen, und das Gewicht seiner persönlichen Autorität in die Wagschale zu werfen.“

Die erste Krise im Faschismus ergab sich aus einer republikanischen Tendenz, die nicht die Zustimmung der ganzen Partei hatte. Das war im Juli 1921, als verschiedene ernste Verfehlungen der Regierung, — es handelte sich um

DIE ERSTE KRISE IM FASGHISMUS

die Amnestiedekrete und die Schenkung königlicher Paläste an die Frontkämpfer — das Prestige der Krone zu erschüttern schienen. Denn nicht einmal einem Heiligen ist es erlaubt, aus seinem Glorienschein Brot zu machen. Mussolini aufierte sich dariiber so:

„Wir sind in einem gewissen Sinn Republikaner, weil wir „einen Monarchen vor uns sehen, der nicht genug Monarch „ist. Warum muB ailes immer grau, mittelmaBig und nivel- „liert sein! Es wird ailes getan, um die Autoritat des Staates „zu verringern, zu verstecken und zu einer fhichtigen und „hinfälligen Sache zu machen. Die Demokratie hat kein „Verstandnis dafiir, daft die Volksmassen fur jene, die nicht „den Mut haben, das zu sein, was sie sein sollen, nur Ver- „achtung haben.“

Eine noch stärkere Krise folgte im August des gleichen Jahres, gelegentlich des Friedenspaktes, der zwischen Faschisten, Sozialisten und der klerikalen Volkspartei geschlossen wurde. Damals erhob Mussolini scharfe Vorwürfe gegen gewisse Faschisten, die aus einer gegen jede Tyrannei gerichteten Freiheitsbewegung durch ihre nicht zu dulden- den Gewaltakte eine neue Tyrannenherrschaft zu machen drohten.

„Die Nation wiirde uns zurüickweisen. Verstehen denn „diese Leute nicht, wollen sie denn nicht verstehen, dafi das „Land Ruhe braucht, um ungestört arbeiten zu können? Ich „wiirde in diesem Augenblick auch mit dem Teufel ein „Biindnis schlieBen, nur um diesem armen Land wenig- „stens fiinf Jahre — ich wiirde mich sogar mit fünf Jahren „begniigen —, ungestörten Friedens zu sichern,“ so horte ich ihn damals sagen, und dabei funkelten und spriihten seine Augen.

Nachdem das Konkordat mit den anderen Parteien unter endlosen kleinlichen Schwierigkeiten, gegen den Widerstand der rebellischen, kleinen, faschistischen Unteranfiührer unter Dach und Fach gebracht worden war, erklärte Mus-

WIEDERAUFBAU DER HIERARCHIE

solini, daft er nun als einfaches Mitglied wieder in die Reihen der andern eintreten wolle.

„Der Mann, der eine Bewegung gegründet und geleitet, und ihr seine beste Kraft gewidmet hat, hat das Recht, sich über die allgemeine Beurachtungsweise Taugendgründe zu ver-,
„s[^]jed[^]ener jpJtalerEl[^]

Jitasche und morali[^]cjie Gesamtbildjijicht. „x&n, JB[^]Jbgaaoder „von Venedig aus, sondern vom europaiscjen, ypj\$ uni- „vej[^]sden Gesichtspunkte aus, synthetisch zu iiberschauen. „Ich[^]bii|[^]tein. Haupt, das yorangeht, nicht ein Fuhrer, (jer „hinten nachfolgt, Ich gehe — auch, und sogar hauptsich- „lich — gegen den Strom, und ich werde menials schlaff „werden. Ich wache immer, ganz besonders dann, wenn ein jjunbesta[^]ndiger Wind meines Gliickes Segel schwellt.“

Aber die Geister waren zu sehr entbrannt und zu erziirnt. Die Friedensmahnung fand schwacheii Anklang unter den Scharen; aber wenigstens wurde dadurch die Legende von der „Gewalt gegen Gewalt“ entkrafet, und die Notwendigkeit einer Hierarchie, der das Oberhaupt einen weiten Rahmen vorzeichnete, bewiesen. Es handelte sich nicht mehr darum, sich als eine Reaktionsbewegung gegen den Bolschewismus mit einem beschrankten, unfruchtbaren Programm der Negation und Opposition zu erhalten, sondern es gait, sich, zusammen mit der Nation, als ein aktives, handelndes Element im Leben der Welt zu behaupten.

Eine volkstumliche und kampferische Tageszeitung eignete sich nicht recht fur die Erorterung dieser Grundlagen einer tatsächlichen und konkreten, politischen Kultur; infolgedessen dachte Mussolini oft mit Sehnsucht an seine alte kleine Zeitschrift „Utopia“ zuruick. Immer wieder kam er auf diesen Punkt zu sprechen. Und eines Tages, als wir wieder davon sprachen, sagte er mir: „Sie sollten der Haupt-, redakteur sein, und ich wuerde euch schon Artikelchen „schreiben. Ich hab' sie schon alle im Kopf.“ — Bei der Besprechung aller moglichen Titel fur eine solche Zeit-



Mussolini in den Ferien



Mussolini bei der Löwin, die er als Geschenk erhielt und auf den Namen „Italia“ taufte. Sie befindet sich im Zoo in Rom



Mussolini bei seiner Löwin „Italia“

schrift wurde auch der Name „Hierarchie“ erwähnt. „Diesen, diesen.“* Ich sprang auf diesen treffenden Titel, wie die Katze auf eine Maus.

In der ersten Nummer dieser neuen Zeitschrift „Gerarchia“ („Hierarchie“), deren Schicksal sich dann eng mit der geistigen Reifung der faschistischen Bewegung verkettete, erläuterte Mussolini diesen Titel:

„Wer von Hierarchie spricht, meint damit die Rangstufen menschlicher Werte, die Abstufung der Verantwortlichkeit und der Pflichten; wer von Hierarchie spricht, meint Disziplin. Die Weltgeschichte zeigt uns ein Panorama von Hierarchien, die entstehen, leben, sich verwandeln, welken und sterben. Es handelt sich also darum, aus Hierarchien, die ihre Aufgabe nicht erschöpfend gelöst haben, die wahren Werte zu konservieren; es handelt sich darum, auf den Stamm mancher Hierarchien neue Lebens-elemente aufzupropfen; es handelt sich darum, neuen Hierarchien den Weg zu bereiten. Auf diese Weise wird der Ring zwischen Vergangenheit und Zukunft geschlossen.“

Und später äußerte er sich über das Verhältnis des Faschismus zum Staate:

„Ein Staat, der die staaterhaltenden Kräfte nicht ausnutzt, sondern sie in der gleichen Weise behandelt, wie die negierenden Kräfte, verfolgt eine selbstmörderische Taktik. Es ist zweifellos, daß Faschismus und Staat dazu bestimmt sind, in einer vielleicht verhältnismäßig nahen Zeit miteinander identisch zu werden. Der Faschismus kann die Tür mit dem Schlüssel der Gesetzmäßigkeit öffnen, er kann aber auch, wenn er dazu gezwungen wird, die Tür durch den Schulterstoß eines Aufstandes eindrücken. Das Duell zu dreien, das paradoxer Weise nun schon seit drei Jahren ausgekämpft wurde, ist wieder zu einem Zweikampf im wahren Sinne des Wortes geworden. Auf der einen Seite der sozialistische Staat, auf der andern der

„Faschistenstaat. Der Ausgang dieses Kampfes kann nicht „zweifelhaft sein.“

Als eine logische Fortsetzung dieses durchdachten Revolutionsprogrammes, sind die folgenden Worte zu werten, die der gleiche Führer zwei Jahre später, nach fünfzehn Monaten einer Revolutionsregierung, am 1. Januar 1924 aussprach:

„Wir haben das Verdienst, aus der Regierung etwas in „Schoße der Nation Lebendes, Pulsierendes, Handelndes „gemacht zu haben. Sie ist keine haltlose Regierung mehr, die „sich in einer Art lacherlichem Duell verfolgen und be- „schimpfen läßt, für die die Opposition heilig und unan- „tastbar ist und alle Rechte hat, während die Regierung „nur die einzige Pflicht hat, eine bequeme und nachgiebige „Zielscheibe zu sein, wie das bisher verlangt wurde. Die „Befolgung einer solchen Theorie wäre durchaus selbst- „mörderisch, und ich erkläre mich offen als antiliberal, „wenn die Doktrinen des Liberalismus in solchen Theorien „bestehen.“

Nach dem Aufenthalt in Cannes, wo er den Verhandlungen beiwohnte, und nach einer Reise nach Berlin schrieb er jene prophetischen Studien in der Zeitschrift „Gerarchia“, die sich mit der auswärtigen Politik beschäftigten; er sprach darin vom französisch-englischen Konflikt, vom beangstigenden Wiederaufbau der deutschen Aktivität, hinter der er den Schatten einer Allianz mit Rußland sah, und das Wiederaufblühen des türkischen Nationalismus, Artikel, die die bezeichnenden Titel trugen: „Das Drama von Cannes“, „Masken und Gesichter Deutschlands“, „Der zunehmende Mond“.

Von da an datiert sein ungewöhnliches Interesse für die internationalen Probleme, das ihn veranlaßte, mit der liberalen Tradition zu brechen, und als Ministerpräsident auch noch das Portefeuille des Auswärtigen zu übernehmen. Ich hörte ihn damals sagen:

„Ich mochte mich mit Europa beschaffigen, mit der Stellung Italiens in Europa, aber die Leute wollen, daß ich mich für den Zwiespalt unter den Faschisten von Trapatte „interessiere.“

„Italien steckt, wie in einer Flasche, im Adriatischen Meer, diesem kleinen Wasserbecken, das gerade gut genug ist, um sich darin das Gesicht zu waschen. Im Vergleich zu den Problemen der Weltpolitik, die sich jetzt auf beide Ozeane erstrecken, ist das Mittelmeer klein. Aber ich kann mich mit all dem ja nicht beschäftigen, versteht ihr, denn der Konflikt von Peretola erfordert meine Anwesenheit, in Gorgonzola oder in Rocca Cannussia hat es Kämpfe gegeben, Resultat: ein Toter, ganz Italien denkt an nichts anderes, und der Faschismus geht ganz in diesen Angelegenheiten auf.“

Argerlich ging er davon, die Luft mit Stockhieben peitschend.

„Man muß ein Ende machen mit dem furchtsamen und „kleinlichen Apothekergeist eines kleinen Italiens,“ wiederholt der Präsident heute mehr als je.

Sicherlich ist die Stärke Englands zum Teil auch in der Tatsache begründet daß der breite Mittelstand sich dort sehr wenig mit Politik befaßt, und sich mit generellen, politischen Grundsätzen begnügt. Ist dort erst mal die augenblickliche Vorherrschaft des einen oder des anderen historischen Prinzips entschieden, so denkt Einer für alle; die Millionen von Bürgern folgen diesem Einen dann von weitem, stützen ihn, und verstehen es andererseits sehr wohl, die Last der öffentlichen Angelegenheiten auf seine Schultern abzuwalzen, um in Ruhe ihren Privatgeschäften nachzugehen. Die faschistische Regierung strebt an, den Italiener in Italien als auch den in so großen Massen über alle Weltteile verstreuten Italienern jenes starkende Bewußtsein, daß sie Italiener sind, und unter der Aufsicht, aber auch einzufloßen unter dem Schutz einer starken Regierung stehen.

DIE AKTION VON KORFU

Die Aktion von Korfu war, obgleich blitzähnlich aus dem Entschluff des Augenblickes geboren, im Grunde doch nichtes anderes als ein Ausfluff dieses neuen Gefuhls: des Respektes vor der Wiirde Italiens.

In jener Nacht, am 28. August 1923, versammelten sich 40 Schiffe und 7000 Bewaffnete mit Munition und Gepack vor Korfu, um das an Griechenland gestellte Ultimatum zu unterstiitzen.

„Ich gebe euch 70 Stunden zur Einnahme der Insel," hatte Mussolini befohlen.

„Das ist unmoglich," wurde ihm geantwortet.

„Es mu6 sein," war sein letztes Wort.

Mussolini schlief in jener Nacht ebensowenig wie in manch anderer Nacht des Septembers; mit dem Telephonhorer am Ohr, wartete er auf die ihm jeweils Ubermittelteii Funkspriiche der Marine.

„Ich kann nicht zulassen," gab er bei dieser Gelegenheit der Einspruch erhebenden Regierung der Schweiz zu wissen. „Ich kann nicht zulassen, daft ein Volk, das seit sieben Jahr-, hunderten nicht mehr kampfte, in Ehrensachen iiber ein „Volk urteilt, das in vier Jahren 600000 Tote und 400000 „Verwundete fur seine Ehre opferte."

Und anderen Machten, die verstohlen auf ein Marinebiindnis anspielten, antwortete er: „Der Export ubersteigt „den Import: tut dem Schatzamt einen Gefallen, und mir auch."

Ste Is begniigte er sich damit zu siegen, ohne den Sieg ubermaftig auszubeuten, derm „iibermal5ige Siege sind nicht von Dauer", horte ich ihn sagen, als er den BeschluB der Botschaft terkonferenz verkiindete. Und damit siegte er auch iiber seine eigene Natur, die innerlich dem „iibermaftigen Siege" sehr zugeneigt war.

XLIII

DIE ROMISCHEN STIMMEN

Nieder mit den Parteien. — Ein Volk, eine Nation, ein Staat, ein Reich.
Mussolini im Museum. — Der Ehrenbürger von Rom. — Was das Volk sagt.

Im Jahre 1919, als der „Popolo d'Italia“ von der ziirnen-
den sozialdemokratischen Flut fast erstickt wurde, hdrte
ich eines Tages den Chef redakteur Mussolini gelassen einige
prophetische Worte aussprechen, wahrend er wie ein Bar
im Kafig den engen Raum durchmafi, die Augen ins Leere
gerichtet.

„Die Italianitat ist eine Temperamentsfrage. Es wird bald
„ein Tag kommen, wo wir uns mit vielen, auch mit den
„Sozialisten und den Feinden von heute, auf dieser funda-
„mental Basis einigen und finden werden, und uns mit
„vielen, die uns heute nahestehen, oder es zu sein scheinen,
„verfeinden. Das ist eine Frage des..Gefuhls nein der
„tklifutut.“

Diese Vorstellung entsprang dem Wunsche, mit den So-
zialisten Frieden zu schlieBen, und sie diktierte ihm auch
die Worte, die er als Minister und Triumphator vier Tage
nach dem Wahlsieg von 1924 vom Balkon des Palazzo
Chigi den ihm zujubelnden Anhangern zurief: „Nieder mit
„allen Parteien, alien, auch der unseren. Die Nation soil
MgereJXQl^ifin.“⁴⁴

Der Maifeier der Sozialisten setzte er als nationale Feier
den „Geburtstag Roms“ entgegen, um die Nation im Zeichen
jener Stadt zu vereinigen, „die der Welt zwei Kulturen
„schenkte und auch noch eine dritte geben wird“.

Mussolini hat das Wort des Historikers Theodor Momm-
sen, — der nach Titus Livius, Sueton und Tacitus das Ro-

mertum am stärksten in sich aufgenommen hatte — wahr gemacht: „Niemand erfaßt Rom, der es nicht im Sinne einer Universalidee erfaßt.“

Von den drei großen Imperien, die heute den Dreifuß der Menschheit bilden, — dem englischen, das noch Länder besitzt aber anscheinend seine Leitidee verloren hat; dem russischen, das eine Idee hat, und für sie Länder im Osten und Westen sucht, und dem christlichen, das kein Land mehr hat, aber eine Idee, in welcher sich 400 Millionen (über die ganze Erde verstreuter Menschen begegnen, — von all diesen drei Reichen, glaubt Mussolini, — und scheint es zu hoffen —, daß das Schiffelein des göttlichen Hebräers Jesus immer noch besser als irgendeines der anderen auf den erregten Fluten der Geschichte schwimmt. „Es sei denn, daß alles zusammenstürzt,“ fugte er einmal in einem Augenblick schmerzlicher Verzweiflung dazu. „Es sei denn, daß im „August 1914 nicht ein Völkerkrieg, sondern ein immer „schneller fortschreitender Zusammenbruch der Zivilisation der weißen Rasse begonnen hatte, dem ein Rückfall ins „Barbarium folgte und ein Chaos, das einige Jahrhunderte „dauern kann; im Leben des Weltalls ein allerdings nur geringfügiger Zwischenfall.“ — Aber von diesem tribsinnigen Ausflug ins Nirwana kehrt er immer wieder sofort zurück, um als Lateiner und Abendländer sein Vertrauen auf den italienischen Imperialismus zu gründen, der von dem preussischen und englischen so wohl verschieden ist; vertraut er immer wieder dem Glauben an Rom, das man ehren, vor allem aber „wollen“ muß; nicht das Rom der großen Denkmäler und der berühmten Steine, sondern das Rom der lebendigen Seelen, die die harte Vorbereitung für die Zukunft auf sich zu nehmen bereit sind.

Wie es manchmal in romantischen Geschichten der Fall ist, begann auch die Liebe zwischen dem Faschismus und Rom mit einem Zusammenprall, einem Konflikt.

Als man im November 1921 im Augusteum zu Rom den ersten nationalen Kongreß abhielt, bestand die Majorität der Stadt aus klerikalischen Volksparteilern, extremen Sozialisten und einer starken Gruppe von Nationalisten. Von den Faschisten war auch nicht mal eine Spur vorhanden. — Die Masse des Volkes dachte, wie stets und auch heute noch, nur an ein frohes Leben in Frieden. Stolz, philosophisch und verachtlich, sagte das Volk: „Semo romani e tanto basta“, — „Wir sind Römer, und das genügt“. Rom, dieses prächtige Idol am Tiberflut, wollte nur bedient und angebetet sein. Was wollten denn da diese Junglinge mit den prahlerischen Mahnen und der Anmaßung, allein Ernstes die Welt neu erschaffen zu wollen? Das war eine Herausforderung, die mit dem Tode gebüßt werden mußte. Und wirklich verschwanden drei oder vier dieser Junglinge und wurden erst später mit zerrissener Brust in den Straßen des Volksquartiers von San Lorenzo aufgefunden; die anderen verteidigten sich gegen die Angriffe mit Waffen, die Kongreßteilnehmer wurden zu Belagerten, das Augusteum zu einer kleinen Festung und jede Loge darin zu einem Bunker.

Man entriestete sich in der Öffentlichkeit, daft dabei vier Türme demoliert wurden; aber man mußte in den schneidend kalten Nächten doch Feuer machen! Und im besetzten Gebiet hatten die jungen Veteranen schon ganz andere Zerstörungen gesehen.

Alle diese Vorfälle hinterließen bei den Faschisten jenen Groll, der verschmahte Liebhaber zu überkommen pflegt. Als dann im Oktober des darauf folgenden Jahres ihre Stunde schlug, stürzten sie sich singend und trunken vor Wut auf Rom. Und diese Stadt, die man nur dadurch zur Liebe erwecken kann, daß man sie erobert und tüchtig riittelt, offenbarte nun ihre Tore und ihre Arme, lief auf allen Balkonen die Flaggen wehen und schenkte ihnen Lieder und Triumph.

„Das ist der Weg den Schicksal vorzeichnet: ein
„Stamm eine Nation ein Staat ein Reich Das ist die Ge

„KAISER DER BUREAUKRATEN“

J,^hichte. Sie ist nicht von Dauer, sagt ihr? Das weili ich. LNichts was menschlich ist, ist von Dauer. Aber inzwischen r„ist es, existiert, — erlangt GroBe, — erreicht einen Hohef„punkt, und lafst in der Erinnerung der Menschen eine :„Spur zuriick," sagte der President einmal abends, wie vor sien hintraumend. Und unter eine neuere Photographie schrieb er: „Pro italico ixnperio, virtute, disciplina, hierarchia, unguibus et rostris." Ein Spruch, den man auch homerisch so auslegen konnte: „Die Parzen haben es gewollt, „die Parzen haben es so gesponnen, damit das zukunfftige „Volk etwas zum Besingen habe."

Im allgemeinen pflegte Mussolini seine Worte nicht auf einem so hohen Kothurn einherschreiten zu lassen. „Die „Regierung, sagt ihr?" so auBerte er sich ein andermal: „Die Regierung? Aber das ist ja nur *eine* grofie Bureaucratic, deren Kaiser ich bin; Kaiser der ,ronds de cuir', der „Bureaukraten. Schenken Sie mir doch, gnadige Frau, „zu meinem Festtag ein Paar der symbolischen Schreibjjarmel."

„Der Staat? Der lebt zwischen Hochzeiten, Begrabnissen „und Feiern, und ist wie ein Orchester von 60 bis 70 Trom„peten, die gewohnlich ungeordnet und triibselig, jede fur „sich, vor sich hinblasen, und die nur bei grofien Gelegen„heiten wirklich zusammenklingen."

Es gibt eine Legende, die behauptet, dafi Mussolini nach seinem eigenen Eingestandnis nur zwei bis dreimal in seinem ganzen Leben ein Museum besucht habe. Sie wird wohl, wie alle Legenden, nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Aber immerhin ist es schon sehr interessant, Mussolini beim Besuch eines Museums beobachtet zu haben. Die Gobelins des Vatikans betrachtete er beispielsweise mit einer verachtlichen Grimasse: „Gehn wir, das ist ailes Stoff, weiter nichts, Gelump". Rein Stoffliches scheint ihm nicht kiinst-

lerisch, nicht mit Beherrschtheit und Geistigkeit erfüllt zu sein. Bei einem handgewebten Stoff gefällt ihm höchstens die darin verkörperte manuelle Arbeitsleistung. — Die Große des Vatikans bewunderte er dagegen sehr: „Wieviel Räume, welche Weite! Die Leute verstanden noch zu bauen!“

Im Saal der altromischen Büsten, wo es den Anschein hatte, als befände er sich unter seiner eigenen Sippe, sagte er: „Ich meine oft die Römer zu sehen, mir ist es oft, als „verkehre ich mit ihnen, wie mit körperhaften Wesen. Ich „sehe, wie sie morgens aufstehen, nicht allzu früh, denn sie „waren spät auf in der Nacht; dann erteilen sie ihre Auf- „träge und Befehle, erledigen geschäftliche Korresponden- „ten, dann folgt ein Gang nach dem Forum; dann die Ther- „men mit Baden, Gymnastik, Nachrichten über Kriege, „Aufstände, Intrigen. Ein intensives politisches Leben, ähn- „lich dem unseren, von dem jedoch das Weib ausgeschlossen „war.“ — Und als Giacomo Boni ihm die Nike-Minerva, die die Wahlzettel in die Urne wirft, als Gegenbeweis vor- halten wollte, sagte er: „Wenn die Matrone ihr Haus ver- „läßt, so führt das zur Verweichlichung und zum Ende: „Rom verfällt.“

„Marcus Tullius Cicero, der unsterbliche Tribun, der Retter der Republik!“ erklärte ein Cicerone des Museums emphatisch einer Gruppe Amerikaner. Mussolini wandte sich unwillig um und warf sowohl dem lebenden Cicerone als auch dem marmornen Cicero einen Zornesblick zu:

„Marcus Tullius Cicero, jawohl, eine nette Sache. Ein „sehr berühmter Redner, weiter nichts, das sage ich euch. „Ein Redner von der Art wie Angelo Brofferio und Felice „Cavalotti. Der gleiche Typ der Geistigkeit, des undiszipli- „nierten aufrührerischen Redners, des verleumderischen „Wortemachers. Die gleiche demagogische Tendenz, nur den „Gegner als guten Bürger zu bewerten. Nein, sage ich. Nur „jene sind die guten Kinder, die folgsam sind, dem Vater „helfen, mit ihm zusammenarbeiten für einen besseren

„Familienzustand, und nicht jene, die dauernd kritisieren, „tadeln, sich auflehnen und Skandal machen.“

Er hiell auf einen Einwand inne. „GewiB, gewiB. Aber „der Staat darf, um stark zu sein und sich Achtung zu ver- „schaffen, nicht das Individuurn unterdriicken, das man „„standardisiert', sozialisiert, taylorisiert hat, zur Freude aller „Statistiker, wie es bei den hypertrophierten, sozialisti- „schen und burgerlichen Staaten der Fall ist: viel Oberflache „und groBere Verwundbarkeit, wenig Gehalt und wenig „Prestige. Es ist nicht notig, daB der Staat Zigaretten lie- „fert, den Telephonverkehr regelt und Briefe zustellt. Er „wird nun dann groB, wenn er von der Herrschaft iiber die „Materie absieht und iiber den Geist herrscht.“

Da Mussolini fur den Ausdruck der Kraft empfinglicher ist als fur die Anmut, erschutterte ihn Michelangelo durch den Sturm seiner vereinsamten Seele. Nach Michelangelo wollte er nichts anderes mehr sehen. „Rafael? Sehr schon, sehr schon. Wunderschon und leer. Wie kann man das nur nach Michelangelo noch ansehen.“

Aber ein anderes Schauspiel auf dem Platze des Vatikans zog ihn stark an: die Bronzetur mit ihren vier Marmorstufen, wo diesseits die Carabinieri des Konigreiches Italien standen, wahrend auf der andereu Seite die papstliche Schweizergarde in der zweifarbigen Tracht des Cinquecento unbeweglich Wache hielt. Dieses Schauspiel staatlicher Ohnmacht, beschränkter Souveranitat, aber einer geistigen GroBe, die es verstanden hatte, trotz eigener Gebrechlichkeit all der Gewalt ein unbeugsames Veto entgegenzuhalten, zog ihn an. Als ein von Natur aus im tiefsten politisches Geschopf schmerzte es ihn, und gleichzeitig genoBt er es wie ein kiinstlerisches Schauspiel.

„Meine Kunst ist die Kunst der Kiinste,“ sagte er zuweilen, „ist die schwierigste von alien, denn sie arbeitet nicht mit „totem Material, sondern mit dem labilsten und zartesten: „den Menschen.“ Und da Mussolini ungeachtet all seiner

guten Eigenschaften sich nicht sehr urn Zusammenhange kummert, schloB er seine Rede mit den triumphierenden Worten: „Seht, im Grunde bin ich ein ungeheurer Barbar und fur Schonheit ganz unempfanglich.“

DieseSeite seines Charakters konnte man als eineBestatigung der Maxime des Guglielmo Ferrero ansehen, der einmal behauptete: „Nur der Mensch kami eine Nation beherrschen, dessen Eigenschaften und Mangel dem Charakfcer der Nation entgegengesetzt sind.“ Tatsächlich verkorpert sich in Mussolini das Romertum aus der Zeit vor der Eroberung Griechenlands. Die Architektur interessiert ihn genau in der gleichen Weise, wie sie damals die alten Lateiner interessiert hatte: ihrer Brauchbarkeit wegen, um der Arbeit willen, die sie erfordert, und als auBeres Zeichen der Blute und der GroBe des Staates. — „Per Bacco, das schafft!“ pflegt Mussolini mit Befriedigung zu sagen, wenn er bauen sieht. Denn das ist fiir ihn eine politische, eine soziale Tat.

Vielleicht ist seine Empfindsamkeit fiir Musik, die ihm so zart die Nerven zu beruhigen vermag, ein t)berbleibsel aus jiingeren christlichen Atavismen. Jedenfalls gehort diese Empfindsamkeit fiir Musik zu jenem sentimentalén Musso- lini, den Mussolini nicht zeigen will. Sie ist der verwundbare Kern in ihm, den die Wasser des Styx nicht zu harten vermocht haben.

*

Das Oberhaupt der Regierung pflegt auch heute noch gern die StraBen von Rom mit dem Auto zu durchstreifen, um dann vor St. Peter haltzumachen, sich die Gesichter der durch die StraBen eilenden Menschen anzusehen, und aufmerksam auf alle Zeichen zu achten, wie es einst Harun al Raschid in Bagdad tat.

Wahrend der schwierigen Tage von Korfu, im September 1923, drangten sich vor dem Palazzo Chigi Hunderte von Mannern und Frauen aller Gesellschaftsklassen. Und wenn Mussolini abends spat, gegen Mitternacht, erschopf t von all

DER EHRENBORGER VON ROM

der Mühe, das Haus verließ, fand er sie, noch immer auf ihn wartend, vor. Still begrüßten sie ihn. Das Volk der Hauptstadt, das durch die geschichtlichen Ereignisse seiner großen Vergangenheit mit starker politischer Feinfühligkeit begabt war, empfand intuitiv die Notwendigkeit, Fühlung mit dem Führer zu suchen. „Er befiehlt, wir werden gehorchen! Er befiehlt, damit Italien respektiert werde,“ meinten die Leute.

„Sie wissen, daß ich für sie arbeite!“ sagte Mussolini, indem er mit ernstem Lächeln ihren Gruß auf römische Art erwiderte.

Aus dieser Erkenntnis schöpfte er Trost.

Denselben Barometer befragte er auch in den tragischen Wochen der Schandtät an Matteotti.

Wenige Tage zuvor hatte ihn das ihm auf dem Kapitol verliehene römische Bürgerrecht tief gerührt. Am gleichen Tage, dem 7. Juni, war es ihm durch eine wirksame Vermittlungsrede im Senat gelungen, den Haß zu entwaffnen und ungeheure Macht und Ehrungen zu erlangen. Aber: „Am dritten Tag kommt der Frost, und dachte der wackere Mann leichtsinnig, daß seine Größe nun sicher reife, so zerstört sie der Frost in der Wurzel,“ sagt Shakespeare.

Am „dritten Tage“ danach, am Freitag, den 12. Juni, fehlte nicht viel, und er wäre auf dem Eise dieser teuflischen Missetat zu Fall gebracht worden.

Aber die Hunderte, die wieder vor dem Palazzo Chigi auf ihn warteten, sagten: „Er wird den Befehl zu Gerechtigkeit und Ruhe geben.“

Und er, der taub ist gegen die Stimmen der Fureur, der Konvenienz oder des Affekts — auf diese Stimmen hört er.

XLIV

MUSSOLINI ALS REDNER

Dante und das Wort. — Das in Vergessenheit geratene „Nein“. — Die Überwindung des Pessimismus. — Der Kontakt mit dem Volk#.

Der Mann der Tat weiß, daß das Wort eine Tat ist; die Tat „an sich“: das schöpferische Wort

„Dante ist groß," sagte Mussolini einmal, und dabei leuchteten seine Augen in einer Art mystischer Andacht. „Dante erfaßte, was viele Schriftsteller nicht wissen: daß „Wort^ele^eendi^e Gesdb^efe^esjad. Und wenn er die Worte „bewegt, sie freilaßt, um sie dann wieder in Reih und Glied „einzuordnen, so vergißt er dabei nie, daß jedes Wort ein „lebendes Wesen ist. — Wenn ich schreibe ‚Sterne‘, so „sind diese Buchstaben keine toten leblosen Zeichen. Sie „bilden zusammen eine reale organische Substanz. Das Wort „ist eine magische Lebenserscheinung.*'

Mussolinis Beredsamkeit ist schlicht und gradezu. Er rundet dabei weder die Arme noch die Perioden. Er gibt sich nicht mit Nebengedanken ab, sondern geht immer gerade aufs Ziel, selbst wenn ihn Zwischenreden zum plötzlichen Improvisieren zwingen.

Jemand, der die Notizen sah, die sich Jean Jaures in seiner herrlichen letzten Ansprache gemacht hatte, als er 1914 die Tagung der internationalen Sozialisten am Vorabend des Weltkrieges hinriß und in Raserei versetzte, versichert mir, daß auf dem weißen Papier der eine Satz hervorstach, den Jaures sich notiert hatte, während der Deutsche Liebknecht sprach: „Das entfesselte Pferd des Attila". Seine Beredsamkeit nahm ihren Anlauf vom Sprungbrett solcher intuitiver Vorstellungen.

DAS IN VERGESSENHEIT GERATENE „NEIN“

An diese Art erinnern auch die Notizen, die Mussolini sich manchmal während einer wichtigen Rede macht; er packt die Dinge aus nächster Nahe, lautert sie im Feuer der Tatsachlichkeit und driickt sie dann mit wenigen kurzen Silben aus. Beim Reden geht er immer vom Wesentlichen zum Wesentlichen, ohne schmiickende Beiworte, die Obergange werden mit kurzen aufblitzenden Worten angedeutet, und wenn er bildhaft wird, so ist das immer nur kurz und voriiibergehend, aber stets sehr anschaulich. Seine Art zu reden erinnert an die massive Architektur jener alten italienischen Palaste, die auf roh behauenen Blocken in die Hohe wachsen, mit luftigen Hallen und Saulen, durch die man den klaren Himmel sieht.

Diese durch ihre Vorstellungskraft den Grund des VolksbewuGtseins aufriihrende Beredsamkeit ist der Vorzug eines Condottiere, der Geschichte „macht“; aus seinen persönlichen Erfahrungen leben die geschichtlichen Erfahrungen wieder auf. Er ist wie ein Lotse auf jenem Fluft, der Menschheit heifit; er fiihlt, daS ailes flieBt, daB ailes voriiibergleitet, aber er weiBt auch, da6 ailes wiederkehrt und dali der Flufi in tausend Jahren trotz aller Veranderungen unverändert bleibt. Fur ihn gibt es die Illusion der Zeit nicht: die Schiffer, die vor ihm hier steuerten, sind ihm nah und gegenwartig.

Als eine klassische Bewegung ohne romantische Maftlosigkeit, trachtet der Faschismus danach, auch dem Wort jenen Wert wiederzugeben, der gottlich ist, weil er im höchsten MaBe menschlich und von religiöser Wahrheit erfüllt ist.

„Zur Wiederherstellung des Staates habe ich ein kleines „geheimnisvolles Wortchen der Vergessenheit entrissen: das „Wort ‚Neinr“ stellte Mussolini als Oberhaupt der Regierung einmal fest. „Der italienische Staat hatte von Jahr zu „Jahr immer mehr an Ansehn und Vertrauen verloren, weil „er immer allem zustimmte. Aber wer regieren will,muB .jaujohJ^ig,,^^ .“

Auch beim Redner Mussolini ist das „Ja“ ein „Ja“ und das „Nein“ ein „Nein“. Was darüber ist, ist vom Obel, wie die Bibel sagt. Und selbst wenn man der faschistischen Erneuerung andere Verdienste streitig machen wollte, so bliebe ihr doch dieses eine, so unscheinbare, aber dauernde Verdienst: die Herrschaft der unerbittlichen Wahrheit wieder aufgerichtet zu haben, und das noch dazu in einem Lande, wo man an „Abkommen“ und „Vergleiche“ und an ein Regime ohne Dauer, das deshalb keinen Sinn für die Verantwortung hatte, gewohnt war. Auch die individuelle und kollektive Erziehung der Menschen wird durch das Wort vollzogen, und wer das Wort in häufigem Kontakt mit der Menge angewandt hat, kennt auch seine Explosivkraft, die um so starker ist, je mehr die Wirkung hinausgeschoben wird.

Sowohl am Vorabend der Intervention als auch nach Caporetto, sowohl während als auch nach der Revolution, hat Mussolini mit den Italienern stets als Mann zu Mannern gesprochen und sie nicht als ein Volk von Kindern, denen man etwas vormachen muß, behandelt. Sein geistiger Optimismus verleugnet zwar den Pessimismus nicht, aber er nimmt ihn in sich auf, assimiliert ihn und überwindet ihn, weil dieses Obel nun mal existiert; aber es ist nicht von Bedeutung, denn es ist etwas Materielles und kann also durch die unbeugsame Kraft des Geistes überwunden werden.

Mussolini besitzt als Redner eine ursprüngliche Vehemenz und Eindringlichkeit; er hat die Glut eines Lavastromes, der nicht nur von einem starken Willen geschaffen, sondern auch von ihm genährt und zusammengehalten wird. Wenn man ihn in der Öffentlichkeit sprechen hört, lernt man ihn besser kennen als in Privatgesprächen. Man merkt ihm dabei an, wie sehr es ihn quält, sich selbst Gewalt antun zu müssen, und deshalb erledigt er seine Rede so rasch als möglich, sozusagen in Form eines Selbstgespräches, ohne jedes Wohlgefallen, sich selbst zu hören.

Die Menschen braucht er als Werkzeuge; er mußt sie an sich reifen, erobern und besiegen, um sie hohen Zielen entgegenzuführen; aber es widersteht ihm, die Zustimmung der Menge zu erlangen oder sie gar zu erbitten. Er braucht die Popularität, sie gefällt ihm, aber gleichzeitig leidet er darunter.

Aus diesem Gegensatz erwacht ihm der Mut eines strengen Erziehers. „Ich bin ein strenger Faschist," sagt der Duce von sich. „Ich werde streng sein, und ich werde heute „in meiner Rede hart sein/' Das ist eine seelische Vorbereitung für ihn, aus ehrlichem Asketentum entspringend, und deshalb wiederholt er das sooft: „Es wird eine strenge Rede „werden."

Ein ähnliches asketisches Schamgefühl veranlaßt ihn, alle Beifallsbezeugung mit der gleichen Inbrunst zu fliehen, mit der sie andere aufsuchen. Und während die Beredsamkeit eines Dutzendmenschen sich an den eigenen Worten und ihrer wohlüberlegten Steigerung erhitzt, wirkt bei ihm die Furcht, sich innerlich aufzuregen und in Ruhrgung zu geraten, wie eine sich selbst auferlegte Kandare.

Sein Verkehr mit dem Volke ist wie ein magnetischer Strom, der keine Verstellungen zuläßt. Das Volk begreift ihn, empfindet ihm nach, fühlt sich mit ihm durch einen geheimnisvollen Kontakt verbunden, der um so inniger ist, je weniger der Führer dem Volke gestattet, sich in leichtem Beifallsgemurmel zu entladen.

XLV

VON DEN BARRIRADEN ZUR HERRSCHAFT

Generalstreik. — Karl Marx gleitet aus. — Die Mobilmachung der Faschisten. — Der „Marsch auf Rom“. — Am Ziel!

Inzwischen war dem Ministerium Nitti ein Ministerium Bonomi gefolgt, das sehr bald von der Regierung Facta abgelöst wurde. Luigi Facta war ein wackerer Mann mit einem rosigen Gemüt; seine Lieblingsworte waren: „... ich vertraue darauf, daß ...“ usw., je nachdem, worum es sich handelte. Er „hegte“ immer „Vertrauen“.

An dem Abend, als der Generalstreik der Eisenbahner in ganz Italien ausbrach, hatte sein Vorgänger Bonomi, der zugleich Minister des Inneren war, ganz ruhig im Theater gesessen, um der Duse zuzuhören. Und da Eleonore Duse die strikte Weisung gegeben hatte, sofort nach Beginn der Vorstellung die Türen des Theaters zu schließen, um nicht durch Zuspatkommende gestört zu werden, bemühten sich an diesem ereignisvollen Abend die Abgeordneten und die Ministerialbeamten vergeblich, den Chef der Regierung zu erreichen.

Ein neuer Generalstreik im August, der sich über das ganze Volk verbreitete, hatte sich den schonen Namen eines „legalen Streiks“ gegeben. Der Faschismus sprang den Streik an und zerriff ihm die Lenden. Ingenieure, Männer aus allen Berufen und zukünftige Minister traten an die Stelle der aufständischen streikenden „Zukünftigen“, um die Betriebe und die Verkehrsmittel weiterzuführen. Darüber

herrschte bei den Hauptanfuhrern der Bewegung grofte Wut, was aber nicht verhinderte, dafi der Streik mit einer Niederlage endete.

Man sah damals Studenten wacker 10 bis 12 Stunden Fabrikarbeit verrichten oder Strafenbahnen durch die aufruhrerischen Stadtteile fiihren, dabei mit ungewohnter Hoflichkeit Schaffnerdienste verrichtend.

Gegen das Rathaus von Mailand, wo die Sozialisten seit acht Jahren herrschten, lief en die Faschisten Sturm mit einer Flut von Fahnen in den nationalen Farben, die uberall, an alien Fenstern, an alien Saulen und auf dem Dache des Rathauses befestigt wurden.

Aber dann begann die Wasserleitung zu streiken, die Straftenbahnen blieben stehen, das elektrische Licht erlosch, der offentliche Verkehrsdienst, der Stolz jedes piinktlichen Mailanders, war nur noch eine Kette von Ungliicksfallen, und die unvorhergesehene Verstadtlichung, die eine Unzahl von neuen Beamten schuf, lastete auf den Steuerzahlern. Seit die Strafenkehrer Ministergehalter erhielten, blieben die sonst so sauberen Strafen schmutzig, und im Winter konnte man des Schnees wegen sie kaum beschreiten, was bei den Mailiindern Verwiinschungen ausloste. Auf diesen ungekehrten Straften, auf diesem Schnee kam Karl Marx in Italien zu Fall.

Auch aus dem Gebiete von Bozen und der oberen Etsch kamen unerfreuliche Nachrichten. Die volksfremden Minderheiten dort wollten sich nicht einfiigen, obgleich sie doch an die osterreichische Autoritat gewohnt waren, die weder KompromiB noch Schonung kannte. Noch nach drei Jahren waren dort die k. k. Hoheitszeichen noch immer unversehrt. Die Faschisten erhoben energische Einwendungen gegen diese Zustande.

„Aus Liebe zum Vaterland muft ich diesen Staat in den „Staat einfiigen und die aufriihrerischen Krafte in die „Staatserhaltenden. Es darf nicht zwei oder drei Staaten in

MUSSOLINIS DROHUNG

„einem Staate geben," sagte Mussolini in diesem Zusammenhang später.

Inzwischen war in Italien soviel von Revolution geflüstert worden, und die schlaunen Leute des alten Regimes hatten diesen Gerüchten so oft Glauben geschenkt, daß sie nunmehr so etwas für ausgeschlossen hielten.

Aber als sie im September und Oktober 1922 von ihrem Ferienaufenthalt wieder beruhigt nach Rom kamen, da wurde nicht mehr geflüstert, da schrie man es schon durch die Gassen: Revolution.

Am 20. Juni hatte der Abgeordnete Mussolini in einer großen Rede in der Kammer seinen Gegnern gedroht, das Parlament gewaltsam auflösen zu lassen, wenn dem Faschismus noch weiter so entgegengearbeitet werde. Sollte diese Drohung nun wahrgemacht werden? Darin mußte man schnell, hinter den Kulissen, ein schmerzstillendes Ministerium zusammenstellen und auch Mussolini einen Platz darin anbieten. Aber das brauchte nicht (überlegt zu werden, der Mann war ja noch Jung, er konnte noch ruhig ein wenig warten. Dann wurde man ihm schon einen hübschen Ministerposten ohne Portefeuille geben, mit einer Viertelstimme, einem ganzen Titel und dem vollen Recht, sich „Exzellenz" nennen zu lassen. Was will man mehr? — so dachten die Herren oben.

Mussolini war etwas anderer Meinung: „Jawohl, so ist's „recht, ich werde grade noch den großen Regenschirm für's „Ministerium machen! Minister ohne Portefeuille — wohl so „wie jener Simon von Cirene, der arme Kreuzträger Bisso- „lati! Wir sind das neue Italien und seine einzige Hoffnung „auf Rettung, wir können uns nicht mißbrauchen lassen."

Aber er mußte noch Zeit gewinnen, und deshalb machte er einige elegante Fechtergänge. Klarer denkende Menschen hatten seine übrigens sehr gemäßigten und legalen Vorschläge wahrscheinlich sofort angenommen; allerdings wäre wohl der Konflikt doch früher oder später ausgebrochen,

denn die Systeme und Temperamente der beiden Lager liebten sich schwer vereinbaren.

„Jetzt ist der Moment vorbei,“ erklärte er, als man auf seine Vorschläge mit kummerlichen Zugeständnissen und allerhand Umschweifen antwortete. Und als sie sich dann entschlossen, die Verhandlungen mit ihm auf neuer Basis aufzunehmen, waren wieder inzwischen kostbare Augenblicke vergangen, und von neuem hieß es: „Der Moment ist vorbei.“

Am 20. September hatte Mussolini in Udine zu seinen Faschisten gesprochen und dabei die alte Garibaldi-Losung: „Rom oder der Tod“ verkündet. In dieser großen Rede, in der er wider seine Gewohnheit sehr ausführlich war, streifte er auch die große Frage: „Monarchic oder Republic“ und sagte dabei:

„Wenn sich ein Volk in seiner Republik wohlfühlt, so denkt es nicht daran, sich einen König zu wünschen. Aber ein Volk, das eine Republik nicht gewohnt ist, wird immer die Wiederkehr der Monarchic ersehnen. Man hat dem deutschen Quadratschädel die phrygische Mütze aufgestülpt, aber die Deutschen hassen die Republik, sie stehen ihr feindlich gegenüber, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Republik ihnen von der Entente aufgezwungen wurde und für sie eine Art ‚Ersatz‘ ist. — Ich glaube, daß sich ein Regime von Grund aus ändern läßt, ohne daß man deshalb das Königtum anzutasten braucht.“

Am 24. September sprach er dann zu den Faschisten in Cremona und stellte „Rom und Revolution“ nicht mehr als ein mögliches, sondern als notwendiges Ziel hin. Am 5. Oktober sprach er in der „Scala“ in Mailand über das Problem der „beiden Italien und der beiden Staaten“, ein Problem, das er einmal mit den Worten ausdrückte: „Es gibt nunmehr zwei Staaten im Staat, zwei Heere, zwei Regierungen, zwei Befehlsstellen. Ich bin der Mustafa Kemal Pascha eines reißend schnell daherbrausenden sieg-

„reichen Mailand-Angora, im Gegensatz zu dem kraftlosen „paralytischen Rom-Konstantinopel, dem ewigen Byzanz.“

Am 24-Oktober fand dann in Neapel die große Faschistentagung statt, auf der er allen, die den Faschisten und der Nation nachstellten, den Krieg ohne Pardon erklärte.

Das waren keine geschwellenen Worte, die er auf all diesen Gelegenheiten sprach; es waren große Worte, Silbe für Silbe mit ruhiger Stimme und mit festen starken schneidenden Gesten gesprochen. Es waren Worte konkreter Wirklichkeit. Aber die anderen hielten das alles für rhetorische Metaphern. Sie sollten sich bald von ihrem Irrtum überzeugen.

Die feierliche Rede im Teatro San Carlo in Neapel bekam noch einen Nachtrag durch die auf der Piazza del Plebiscito gesprochenen Worte. Kurz und bündig, wie die Proklamationen eines auf dem Feldzug befindlichen Heeres, enthielten sie den Befehl an die faschistischen Führer und die Schwarzhemden von ganz Italien, sofort in ihre Wohnorte zurückzukehren und dort auf neue Befehle zu warten.

„Entweder geben sie uns die Regierung, oder wir nehmen „sie, fallen über Rom her und packen die elende herrschende „politische Klasse an die Gurgel.“

An jenem Tage trug er zum erstenmal auf dem schwarzen Hemd die Scharpe in den Farben Roms.

„Was sollen wir in Neapel tun; hier regnet es, und in Rom scheint die Sonne," rief nach Mussolinis Abreise sein Stellvertreter Bianchi. Die Versammlung ging auseinander, mit einem Geheul, das im Rhythmus des Trummelschlages die Worte wiederholte: „Ro—ma, Ro—ma, Du—ce, Du—ce, a Ro—ma, a Ro—ma." Nach Rom! Nach Rom!

Aber der Duce saß am Abend des 26. Oktober in Mailand im Theater und horte sich eine Wagneroper an; und nachher, auf der Redaktion des „Popolo cTalia", sagte er zu dem Musikkritiker: „Wenn Sie der gleichen Meinung „sind wie ich, so schreiben Sie doch, daß man das nicht

„dirigieren nennen kann, wenn der Kapellmeister nichts anderes zu tun versteht, als einen Eimer mit Noten zu füllen und ihn dann über die Zuhörer auszuschütten.“

Und am Abend des 27. Oktober, als ich mit den Meinen in einer Loge des Manzoni-Theaters saß, erschien er als unverhoffter Gast, um ruhig und aufmerksam einem komischen Zwischenspiel auf der Bühne zu lauschen.

In der zweiten Hälfte des zweiten Aktes klopfte es an die Logentür: ein Kollege aus der Redaktion kam, korrekt, aber aufgeregt, herein und wandte sich an Mussolini:

„Chefredakteur, man hat telefoniert. Es hat angefangen.“

Der Chefredakteur erhob sich rasch, aber ruhig. „Wir sind bereit. Addio.“

Er verschwand.

In Cremona hatten die Schwarzhemden ihre Aktion einige Stunden vor der planmäßig festgelegten Zeit begonnen und Telefon, Telegraph, Post, Präfektur und die anderen Sitze der Behörden besetzt. Sie erlitten dabei den schmerzlichen, aber unvermeidbaren Verlust von zehn jungen Menschenleben.

Gegen Mitternacht begann man in Mailand fieberhaft Barrikaden beim „Popolo d'Italia“ zu bauen. In rasender Eile fuhren die letzten Lastautos fort, bis obenauf mit den letzten Exemplaren des faschistischen Manifestes beladen, das seit vielen Tagen schon insgeheim fertiggestellt worden war und morgen in ganz Italien angeschlagen werden sollte.

Das Geniale des Planes von Mussolini bestand, wie bei jedem genialen Plan, im Unvorhergesehenen; er schuf Verwirrung, indem er die Dinge, Personen und Situationen (überraschend, von nicht warts anpackte.

Während alle den Sturm auf die großen Städte erwarteten, so wie es im Ausland traditionell war, hatte er sich einsichtsvoll der italienischen Wirklichkeit angepaßt und arbeitete von der Peripherie aus, mit zahlreichen Aufstandsherden

in den kleinen Städten, weniger auf Ausdehnung Wert legend, als vielmehr auf die Intensität. Auf diese Weise gliückten die einzelnen Angriffe viel leichter, und ein gelegentlicher Misserfolg wurde nicht von Bedeutung, denn er blieb nur eine kleine lokale Angelegenheit, die leicht eingedammt und durch andere Erfolge an anderen Stellen aufgewogen werden konnte.

Perugia, das geographische Zentrum des italienischen Festlandes, war zum Sitz des militärischen Quadrumvirats der Faschisten ausersehen worden. Die 260000 Schwarzhemden, von denen 100000 mobilisiert worden waren, langten in Eilmärschen planmäÙig an den vom Duce bezeichneten Punkten an. Er hatte durch das Zentrum Italiens drei groÙe Diagonalen geföhrt, durch welche die wichtigsten Knotenpunkte beherrscht wurden. Sie liefen alle auf Rom zu, das sozusagen dadurch in die Umklammerung einer dreizahnigen Zange geriet: die Linie Pisa—Civitavecchia, die Parallele dazu Perugia—Monterodondo, und die dritte Linie, vielleicht die wichtigste, vom Po-Tal ausgehend, an der adriatischen Küste entlang, über Rimini—Ancona—Castellamare. Langs einer jeden dieser Linien hatte er Vertrauensleute und Reserven aufgestellt, und jede Linie mündete in einen Kern von Führern und bewaffneten Soldaten.

„Unser Schicksal als Nation nagelt uns an Rom fest,“ versicherte der Führer Mussolini. „Vom umliegenden Italien her muß man auf Rom zielen, als auf das letzte Ziel.“

Unterdessen „hegte“ Herr Facta noch immer „Vertrauen“⁴¹. So sehr, daß Mussolini von da an sich für seinen eigenen Gebrauch das Motto zu eigen machte: „Ich hege Mißtrauen,“ und sich niemals gestattete, zufrieden zu sein. „Pah, soso, „nicht schlecht,“ pflegte er zu sagen, wenn die Sachen nach Wunsch gingen. „Ihr wißt ja, daß ich immer unzufrieden „bin. Ich muß unzufrieden sein. Wehe dem, der zufrieden „ist. Er setzt Bauch an und schläft auf dem Amt ein. Man „muß wachen, mißtrauen und vorwärtsgen.“

REVOLUTION

Doch Herr Facta „hegte“ solange „Vertrauen“, bis er schließlich den Kopf verlor. Das Lamm wurde wild und erklärte den Belagerungszustand.

Der König, der schon im Ernste Krieg geführt hatte, soll sehr erziirnt gewesen sein, als er das lacherliche Bild der beim Ponte Milvio aufgestellten ganzen vier Berittenen sah — beim Ponte Milvio, wo Konstantin einst den Maxentius in die Flucht schlug. Das Volk lief herbei, um sich dieses Schauspiel anzusehen. Ein Krieg ist immer schrecklich und furchtbar, aber ein Biirgerkrieg ist furchtbar und schimpflich; es ziemt sich nicht, aus ihm eine Operettenparodie zu machen. Es wird erzählt, daß der König, als man ihm das Dekret iiber die Verhangung des Belagerungszustandes vorlegte, scharfe Worte brauchte: „Ich kenne mein Volk besser als Sie, meme Herren. Ich unterzeichne nicht.“

„Aber euer Mussolini ist ja nicht mal Sekretar ia Staatsdiensten gewesen. Er mußt doch erst mal anfangen!“ hatten die Herren der Regierung zu den braven faschistischen Vertrauensmännern in Rom gesagt, und diese jungen Leute fiihlten sich im Bewufttsein ihrer Jugend so unsicher, daß sie sich von den fuchsschlaunen Anhangern des „Amtstrotts“, der „Ochsentour“ und der parlamentarischen Oberlieferungen iiberzeugen ließen und ein Ministerium Salandra mit beschränkter Teilnahme der Faschisten akzeptierten.

Nicht so der Duce, nicht so die Miliz. Ihr Fiihrer, der General Fara, gab den in Kolonnen in Santa Marinella, Monte Rotondo, Tivoli, Orte versammelten Legionen den Befehl: „Montag frxih, sobald es dammert, marschieren die Kolonnen auf Rom zu, koste es, was es wolle.“

Ein Aufatmen befreite die von Empörung iiber die ewigen Vergleiche beengt gewesene Brust.

Der Duce hatte sein Gewehr in den Arm genommen. Der Sieg durfte nicht zerstüekelt werden.

Der Morgen des 28. Oktober kam. Mussolini stand in Mailand, in seinem Arbeitszimmer in der Redaktion des

„Popolo d'Italia", (iber Karten gebeugt. Auf den Karten lag ein Blatt Papier, darauf hatte der Umstirzler mit resoluten raschen Schriftziigen eine Liste der Minister, die er fiir den Wiederaufbau Italiens fur notig hielt, entworfen. „Ich beabsichtige keine Parteiregierung zu schaffen," sagte er. „Nur ein Teil der Minister sind Faschisten."

„Wirklich, ich weiii nicht recht —, ich kann mich noch nicht entscheiden —, ich muft erst ineine politischen Freunde fragen — die Partei anhoren," sagte ihm einer dieser von ihm in Aussicht genommenen zukunfftigen Minister, — kein Faschist, — der mit einigen Abgeordneten zu ihm gekommen war, urn Nachrichten einzuholen.

„Ach was Freunde/' hatte ihm Mussolini geantwortet. „Ach was Partei. Ich brauche dieses Spielzeug nicht. Dich „rufe ich, nicht deine Partei."

Zwischendurch klopf ten an die Tiir seines Arbeitszimmers junge Krieger und junge Fihrer, traten mit romischem Graft ein, nahmen Befehle entgegen und gingen wieder. Alles vollzog sich schnell und schweigend. Das Hauptquartier der faschistischen Revolution war das Haus des „Popolo d'Italia" in der Via Lovano und das Haus des „Fascio" in der Via San Marco, das zwischen dem Erdwall der Bastion und dem Kanal liegt, und dadurch *eine* wundervoll befestigte Kaserne bildete. Der Zugang von den anderen VerkehrsstraBen her war durch Lastautos, Stacheldraht und Kordons gesperrt.

Die in der „Casa del Fascio", in der nahen Gemeindeschule, in den Toreingangen der Hauser und auf der StraSe untergebrachten Kampfer waren schone, gliihende, heldenhafte Jiinglinge, den Gestalten der homerischen Dichtungen vergleichbar. Sie erhielten keine Lohnung; jeder muftte seine Ausgaben selbst bestreiten. Und diese Arbeiter und Landleute, diese kleinen Beamten und Studenten waren zufrieden mit ihrer Mihsal, zufrieden mit dem biBchen Strohlager, mit dem Stiickchen Brot, der Schiissel Sol-

datenkost, wenn sie nur ihren Duce sehen, und ihm gehorchen durften.

Diesseits und jenseits des triiben Wassers des Kanals, an den beiden Geländern der kleinen Brücke, war sozusagen eine Grenze improvisiert worden.

„Was ist das für ein Rang? Ich glaube, er ist meinem gleich. Wir können also du zueinander sagen," meinte der Leutnant des regulären Heeres, der auf dem rechten Bürgersteig auf und ab marschierfe, zum Zehnerführer des faschistischen Pickets, der auf der anderen Seite im gleichen Takt auf und ab ging. Eine paradoxe Situation des Gleichgewichts, das durch ein Federgewicht zu einem blutigen Gemetzel umschlagen konnte.

„Wir werden vielleicht einen brauchen, der das Signal „gibt, der die Hand aufhebt, um die Dinge aus dem Zustand „der Ruhe und der Stille in die revolutionäre Bewegung „überzuleiten," hatte der Duce in den Tagen der Vorbereitungen gesagt. „Dieser eine muß ich sein." Und deshalb war er in Mailand geblieben, als es so weit war.

Um die Mittagszeit des 28. Oktober horte man plötzlich unter dem Fenster der Redaktion Gewehrschüsse. Wie sich später herausstellte, handelte es sich um den Irrtum eines Schützen. Mussolini ergriff so fort sein Gewehr, lief hinunter, sprang auf die Barrikaden: „Ruhe! Was ist los? Was geht hier vor?"

Seine Erscheinung und sein Wort genigten, um die sich erhebenden Schatten zu zerstreuen. Aber ein junger Fanatiker der Schwadron, der Mussolini mit dem Blick eines anbetenden Hundes gefolgt war, legte, als er ihn so ohne Deckung auf der Barrikade stehen sah, vor Angst um das Leben des Duce sein Gewehr auf die Gegner driiben an, der Schuß ging los und streifte den Duce am Kopf. „Wer ist denn dieser Idiot?" wandte sich der Duce um. Aber wäre er nicht gleich darauf lachend für den unglücklichen Schützen, der von dem Unglück, das er fast angerichtet hatte, noch

ganz betäubt war, eingetreten, so hatten die Kameraden den Unglückswurm beinahe gelyncht.

Die einzige „terroristische“ Maßnahme der Faschisten in Mailand war die sofortige Suspendierung der extremistischen roten Presse und die Einführung der Prezensur für alle Zeitungen. Eine einzige unter ihnen, die verbreitetste, der „Corriere della Sera“, wollte sich nicht fügen. Sie hatte in ihrer, an jenem Samstagmorgen, dem 28. Oktober, erschienenen Ausgabe das Heer aufgestachelt, sich einzusetzen und die Revolution gründlich zu schlagen, — jene Revolution, an deren Spitze die dekorierten und verwundeten Waffenbrüder aus dem großen Krieg marschierten, und die Generale Gustavo Fara, Emilio de Rono, Gandolfo Cecherini, Zamboni.

„Aber was zum Teufel scheren uns Ihre Proteste, Herr Redakteur? Wir sind bereit, nicht nur die Zeitungen zu erdrücken, sondern auch den Journalisten, wenn es nötig ist; es geht um Italien, das ist etwas anderes, als solche Wertlosigkeiten, wie Ihr Leben!“ hatte ein Windbeutel von faschistischem Leutnant der Redaktion auf ihre Beschwerde am Telefon geantwortet.

Ernsther, ich mochte fast sagen, hoheitsvoller, drückte sich der Duce dem Richterstatte der Zeitung gegenüber aus, der als Kriegsparlamentar von dem Kollegen zu ihm gesandt worden war.

„Sie verstehen, mein lieber R.: ich bin der Führer, ich „bin verantwortlich für jeden Tropfen Blut des einfachsten „Soldaten, der sein Vertrauen auf mich setzt. Eine Zeitung „wie der „Corriere della Sera“ kann mit einem Wort die „Ereignisse sich überstürzen lassen. Deshalb: keine Zugeständnisse, keine Schwäche, wenn ich auch persönlich die „hartnäckige Haltung Ihres Chefs achte. Es ist meine „Pflicht, auf keinen Kompromiß einzugehen.“

Der also Angeredete, ein wackerer Kriegsbeschädigter, gab ihm im Herzen recht. Der Chefredakteur des „Corriere

DER „MARSCH AUF ROM“

della Sera" hat die 24stündige erzwungene Unterdrückung seines Blattes aber nie verziehen.

Ein atemloser Jiingling erschien und verlangte, dem Duce fünf, mit 60 Gewehren beladene Leute vorführen zu dürfen. Er hatte mit ihnen zusammen die Gewehre am Morgen sechzig Leuten abgenommen, die soeben einberufen worden waren und in Begleitung von zwei Korporalen durch eine Strafe zur Kaserne gingen. Er hatte sie überrumpelt, und zu überzeugen vermocht.

„Bravo," sagte Mussolini lachend. „Du bist gewandt. Bleib an meiner Seite."

Allein die nächste Beute dieses braven Burschen waren sechzig allerfeinste Männerhemden, sechs Dutzend Krawatten, vier Dutzend Paar Handschuhe, ich weiß nicht mehr, wieviel Pyjamas und Seidenstrimpfe —, insgesamt für 11000 Lire Waren aus den feinsten Geschäften Roms. Er hatte die Sachen erlangt, indem er sich (überall mit den Worten vorstellte: „Ich komme im Auftrage seiner Exzellenz Mussolini. Seine Exzellenz wird die Sachen bezahlen. Ich bin der Generaladjutant Sr. Exzellenz." Dieser Mann, und noch ein anderer, der sich als Mussolini selbst ausgab, waren die ersten burlesken Mißgeschicke aus den ersten Regierungstagen, die dem Marsch auf Rom folgten.

Einen Tag nach dem Marsch auf Rom — der von den faschistischen Generalen geleitet wurde, während Mussolini sich in Mailand bereit hielt —, also am 20. Oktober 1922, rief um die Mittagszeit der Generaladjutant des Königs von Rom aus den Abgeordneten Mussolini auf der Redaktion in Mailand an. Mussolini ging an den Apparat:

„Ja, gut. Ich danke Seiner Majestät. Ich wünsche die „Bestätigung **der** offiziellen **Berufung** telegraphisch zu erhalten. Ich werde dann sofort nach Rom abreisen.*"

AM ZIEL

Er hangte den Hörer an, öffnete die Korridortür und rief mit belegter Stimme seinen Bruder:

„Arnaldo, mach' sofort alles fertig. Wir müssen mit „einem Extrablatt herauskommen.“

„Was Neues?“

„Ja, der Auftrag.“

Eine halbe Stunde danach, als die Rotationsmaschinen schon drohten, kam aus Rom das bestätigende Telegramm an.

„Ich fahre um drei,“ sagte Mussolini. „Nein, um acht. „Ein Extrazug wurde zuviel kosten.“

Als er dann auf der Straße an seinen Schwadronen vorbeikam, die von dem Triumph bereits in Kenntnis gesetzt worden waren, jubelten sie ihm ungestum zu: „A Roma, a Roma.“ Nach Rom. Nach Rom.

Auf dem Bahnsteig sprach er ein paar kurze Worte: „Morgen früh hat Italien kein Ministerium, sondern eine „Regierung.“ Dann wandte er sich an den Stationsvorstand:

„Ich möchte mit fahrplanmäßiger Pünktlichkeit abfahren. Von jetzt ab muß alles vorzüglich happen.“

In Civitavecchia, in Santa Marinella nahm er während des Zugaufenthaltes über die auf dem Bahnhof versammelten Faschisten Revue ab: „Der Sieg ist unser, man „darf ihn nicht beschmutzen. Italien ist unser, wir werden „es wieder auf den Weg zur alten Größe führen.“

So machte er sich auf den Weg nach Rom.

XLVI

DIE ANKUNFT IN ROM

Mussolini beim König. — Die Arbeit der ersten Tage. — Abtransport der Faschisten. — Die Krise der Revolution.

Man hat Mussolini allerlei tonende Worte in den Mund gelegt, die er bei seiner Ankunft in Rom gesprochen haben soll, als er sich unmittelbar nach Ankunft des Zuges zum König begab. Aber eine ähnliche, geschmacklose Theatralik paßt nicht zu seinem strengen Stil.

Die Tatsachen drangen.

Um die Mittagszeit verlief er den Quirinal, den Palast des Königs, und begab sich in sein Hotel. Bis nachmittags um drei Uhr traf er dort die größten Entscheidungen, vergaß aber dabei auch nicht, für jene kleinen Einzelheiten vorzusorgen, die oft das größte Unternehmen zum Scheitern zu bringen vermögen.

Er entfernte eine Schar eleganter Schwarzhemden, die bei Exzellenz Facta die Ehrenwache hielten, ließ die strategischen Punkte und die Redaktionen der gegnerischen Zeitungen in Rom und in der Provinz besetzen, erteilte den Beauftragten, den Vertrauensmännern und den Präfekten Befehle und bildete die Regierung, die mit Zustimmung des Königs schon um 7 Uhr ihr Amt antreten konnte. Dann rief er sich den Chef des Eisenbahndienstes ins Hotel. Kein Zwischenfall sollte diesen Tag stören.

„Ich gebe Ihnen, von heute abend acht Uhr gerechnet, 24 Stunden Zeit, um mir die 40000 faschistischen Legionäre aus Rom fortzuschaffen, und sie nach ihren Wohnorten zu befördern.“

„Aber Exzellenz, das ist unmöglich. Das ware nicht einmal in der Kriegszeit gegangen. Dazu sind mindestens drei Tage erforderlich.“

„Ich habe gesagt: 24 Stunden. Unmöglich ist kein Wort, fiir mich. Ich bitte, sich an meine Befehle zu halten.“

Und mit raschem tbergang vom bef ehrenden zum wohlwollenden Tone, lachte er ihm zu:

„Los, Commendatore, es muft sein. Wer sich urns Vaterland verdient maecht, wird von meiner Uegierung im Auge „behalten werden.“

Es ist schwer, einem Bef ehl zu trotzen, es ist unmöglich, einem Lacheln zu widerstehen. Ohne daft der normale Verkehr gestort wurde, gingen noch am selben Abend sechzig endlos lange Ziige in raschen, kurzen Abstanden von Rom ab, urn die faschistischen Legionare in ihre Heimat zu bef ordern. Dienstag um Mitternacht war kein einziger faschistischer Soldat aus der Provinz mehr in den Strafen der Hauptstadt. — Die armen Schwarzhemden! Viele von ihnen waren zum erstenmal in ihrem Leben nach Rom gekommen und hatten sich schon so gefreut, von der Stadt Besitz zu nehmen, nachdem sie sie erobert hatten. Aber sie gehorchten stillschweigend dem Bef ehl des Fihrers.

Beim Morgengrauen zogen dann die ersten Legionen der romischen Faschisten von Ponte Milvio aus in die Stadt ein. Nur ein Zwischenfall ereignete sich dabei: die Kolonne Botai wurde in dem Volksviertel Sau Lorenzo aus den Fenstern eines Hauses beschossen. Es flofi Blut, aber es gab glicklicherweise keinen Toten. Aus Klugheit enthielt man sich aller Repressalien.

Mit Gesang, Neckereien, Zurufen uberflutete die Menschenmenge mit dichten Wellen die Piazza del Popolo, die sie wie ein marmornes Becken aufnahm. Nur der Obelisk war noch zu sehen. Sogar die Stufen seiner Basis verschwanden unter der Flut von Jugend.

Um drei Uhr erklangen Trommelwirbel, flatterten die

DIE ARBEIT DER ERSTEN TAGE

Fahnen auf. Der Duce stellte sich an die Spitze der faschistischen Truppen, die nun in Kolonnen, in der neuen Marschordnung zu dreien, in prachtiger Ordnung durch die Stadt marschierten, fünf Stunden lang; den Corso hinunter, bis zum Grabmal des unbekannten Soldaten auf der Piazza Venezia: dort beugten sie ehrfurchtig die Knie vor jenem Opfer, das keinen Namen hat als nur den Ruhm, den Tod auf sich genommen zu haben, damit die anderen leben.

Dann fiihrte der Duce die Sieger auf den Hugel der alten Stadt, zum Palast, wo der Konig stand, neben sich die Befehlshaber des Heeres und der Flotte, General Diaz und Admiral Thaon de Revel, die, wie Mussolini prophezeit hatte, nachher zum „Duca della Vittoria“, Herzog des Sieges, und zum „Duca dell Mare“, Herzog des Meeres, geadelt wurden. Der Konig sah die Flut der Schwarzhemden an sich voruberziehen, die ihm unermudlich ihr „Alala“ zjubelten.

Nachdem Mussolini vom Konig dem Gefolge vorgestellt worden war, zog er sich wieder zuriick: „Nun wollen wir „an die Arbeit gehen.“

Ober 1900 neue Gesetzesverfiigungen wurden von der faschistischen Regierung in weniger als zwei Jahren erlassen. Darunter einige aufierst wichtige. Nachdem das Werk des „Auskehrens“, — die Liquidation der Vergangenheit und die Einsetzung der Gegenwart — beendet war, widmete man sich mit Eifer den Vorbereitungen fur die Zukunft.

„Wir haben ja doch noch nichts getan,“ behauptete der unbefriedigte Ministerprasident nach diesen beiden Jahren der Miihe und Hetze. — Erst heute, nachdem die „allerfaschistischsten“ Gesetze vom Herbst 1925 und Sommer 1926 von Stapel gelaufen sind, beginnt er zuzugeben: „Ja, etwas haben wir schon getan.“ —

Damals aber sagte er: „Nein, wir haben noch nichts ge-



Mussolini im Arbeitszimmer des Palazzo Chigi



Mussolini bei einer Feier zu Ehren der Gefallenen



Mussolini als Ehren-Korporal der faschistischen Miliz

DIE ARBEIT DER ERSTEN TAGE

„tan. Noch nichts Neues. Das Schöne wird erst kommen, „wenn wir die Hände von den rückständigen Passiven freihaben werden. Jetzt haben wir nur die Arbeit des Liquidators. Ich saubere den Weg in die Zukunft von all den ungelosten Fragen und Problemen, die sich zwischen Tintenstromen bis zu der Zeit von vor fünfzig Jahren hinziehen. — Eine Regierung muß vor allem stetig sein. „Schon seit langer Zeit hatte man in Italien kein Ministerium von Dauer mehr. Im Durchschnitt hielt sich jedes sechs Monate. Wie konnte man da an etwas Ernsthaftes denken, oder ein Werk von Dauer in Angriff nehmen? „Wie konnte man da sich jene Verantwortung anmaßen, die doch erst durch die Zeit gerechtfertigt werden kann. Besser „eine mittelmaßige Regierung, die stetig ist, als eine Reihe „vorzüglicher Minister ohne Dauer/*

Seit Monaten, seit Jahren war ja in Italien nichts mehr unter dem Gesichtspunkte des „Morgen“ geschehen. Man hatte immer nur für das „Heute“ gearbeitet. Jenes wahre englische Geschichtchen vom Krieg, der in einer entfernten Kolonie ausbrach, weil der Beamte des „Foreign Office“ sich auf ein Aktenheft gesetzt hatte, und dadurch verhindert wurde, die darin befindlichen dringlichen Depeschen durchzusehen, war eine Sache, die in Italien zu den alltäglichen Dingen gehört hatte. Man hatte nur offene Augen für die parlamentarischen Machenschaften gehabt.

„Gewahren Sie sich doch eine Stunde Ruhe, President,“ wurde Mussolini von seinen besorgten Freunden gebeten.

„0, das macht nichts. Ich nehme einfach meine Kräfteenergien in Anspruch.“

„Aber Sie können das doch nicht auf die Dauer fortsetzen. Gönnen Sie sich doch eine Stunde, eine Minute Ruhe bei dieser furchtbaren Arbeit.*“

„Ich kann nicht. Wir sind nahe am Bankrott. Noch drei „oder vier Monate der Untätigkeit, und wir stürzen. Wir „stehen schon mit einem Fuß am Rande des Abgrundes.“

DIE ARBEIT DEK ERSTEN TAGE

„Aber die Krafte des Menschen haben ihre Grenzen, Au ch Ihre Krafte!"

„Das macht nichts. Jetzt oder nie. Wir sind Chirurgen „am Bett eines in Todesgefahr schwebenden Kranken. Es „verschlagt nichts, wenn der Chirurg miide ist. Man mußt „sofort, ohne Zogern, operieren. Ich konnte heute abend „bersten, aber ich kann mir keinen Augenblick Ruhe gon- „nen."

Die Sitzungen des Ministerrates folgten sich, taglich viele, viele Stunden. In den ersten beiden Monaten der Regierung wurden zweiunddreifig Sitzungen abgehalten. Doch die ungeheure Last der Verantwortung haufte sich ganz auf den Fuhrer, der audi iiber wichtige Einzelheiten entschied.

Der Minister des Schatzamtes, Professor Tangorra, noch jung an Jahren, bekam durch die Uberarbeitung mitten in der Sitzung einen Schlaganfall, an dem er verschied.

Er hinterlieft Frau und Kinder in trauriger Lage. Der Faschismus war iiberhaupt reich an heroischer Armut, die oft verleumdet und verkannt wurde. Als der faschistische Abgeordnete Casaliniirn August 1924 auf der StrafteinGegenwart seines kleinen Tochterchens ermordet wurde, eri'uhr man, daft dieser Setzer, Autodidakt und Soziologe, der trotz seiner Einaugigkeit freiwillig am Kriege teilgenommen hatte, mit seiner Frau und funf Kindern in Armut lebte, und all seine Zeit und Arbeit der faschistischen Partei widmete. Und als der Ministerprasident Mussolini es fiir notig hielt, die Anordnung zu treffen, daft die Minister bei feierlichen (ielegenheiten, vor allem bei den Empfangen des Konigs und des diplomatischen Korps, in einer ihrer Wurde angepaftten Uniform erscheinen miiftten, war en viele der Exzellenzen der faschistischen Regierung nicht imstande, diesem kostspieligen Befehl Folge zu leisten.

„Was mich b^trifft, so bin ich stolz, meinem Lande in „jenen wichtigsten und schwierigsten Amtern, von denen „hauptsajchlich seine Zukunft abhangt, unentgeltlich zu die-

DIE KRISE DER REVOLUTION

„nen," sagte der Ministerpräsident, als er noch das magere Gehalt des Innenmiiiisters bezog, urid daneben auch noch unentgeltlich das Minislerium desAuftern verwaltete. „Man „muft nackt ans Ziel kommen. Das ist schon. Das gibt einem „Kraft. Schade, daft das nur wenige zu begreifen ver- „mogen."

„Nackt ans Ziel," wiederholte der Duce, als man ihm den Titel eines „Herzog on Rodi" anbieten wollte, um die Annexion der Insel dadurch zu weißen. „Noch habe ich nichts „getan, um eine Belohnung zu verdienen. Fur den Augen- „blick strebe ich nur danach, zu arbeiten."

Leider waren nicht alle in der Partei von solchem idealen Streben beseelt. Es gab einmal einen Augenblick, wo auch der Faschismus die verhangnisvolle Krise aller siegrreichen Revolutionen durchmachen mufrte, jenen Punkt, wo sich die Revolution auflöst und auseinanderlauft, sobald der Ruf nach Beute die Begehrlichkeit erweckt.

Wenn das Feuer der Leidcnschaften und Affekte, der Ideale und der Interessiertheiten, die Menge erhitzt, findet man obenauf sowohl Rahm als auch Abschaum. Nicht nur die Jungen, die Reinen, die Begeisterten kommen, sondern auch die Finsteren, die Gewalttatigen, jene, fur die „riihrig zu sein", das Ziel ihres Ehrgeizes ist. So kornint die Revolution plotzlich zwischen zwei Extreme: auf der einen Seite sind die Anhangcr des Alten, auf der anderen Scite die fiir das Neue Begeisterten, zusammen mit den vom Leben Enttauschten und den Verbreeherischen, die im Triiben fischen wollen; Menschen, die im Augenblick der Tat zum Teil gut zu brauchen sind, die aber in ihrer tJberheblichkeit durchaus Kopfe im Rat sein wollen. Bei jedem groBen Geschehen, wie bei jeder Katastrophe, kommen jene angestiirzt, deren Losungswort ist: „Geh du weg, und laft mich ran."

DIE KRISE DER REVOLUTION

An diesem Scheideweg zwischen Blut und Geld scheitern meist die Revolutionen, wenn die Unehrllichkeit einzelner der Opposition eine willkommene Waffe in die Hand driickt. Das Hetzen der Opposition fordert dann wiederum zu blutiger Vergeltung heraus, der dann wieder eine blutige Riickwirkung folgt. Die faschistische Revolution vergofi bisher kein Blut, aufter bei Wiedervergeltung, und beim Widerstand gegen Gewalt, oder durch Verbrechen einzelner. In der Fihrung der Herrschaft war sie gemaBigt, wie alle Revolutionen in ihrer ersten Zeit. Wird es so bleiben kormen? In der Nacht des 4- August 1789 entauBerten sich die Aristokraten f reiwillig ihrer Privilegien und ailes schien f riedlich zu bleiben. Bis dann die zweite Phase kam, bis die einen anfangen zu lamentieren: das war keine richtige Revolution — wir waren als Sieger zu grofimutig; und die anderen: wir haben nicht genug Widerstand geleistet — und dann das Blutbad kam.

Aber die faschistische Revolution war nicht, wie die franzosische, ein Aufstand neuer sozialer Klassen, die um die Anerkennung und Verteidigung ihrer tatsachlich schon eroberten Rechte kampf ten, — sie war vielmehr eine ethische Revolution; ahnlich der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts kampf te auch sie, von einer sehr festen Hand geleitet, um die Einheit des historischen Geschehens. Moge sie sich die Besonderheit ihrer Entwicklung bewahren und fromm das bleiben, was sie nach dem Willen ihros Fuhrers ist: eine geistige Erneuerung.

XLVII

DIE WIEDERGEbURT DES FÜJHRERS

Der neue Ordnungsmensch. — Ein Volk in Waffen. — Die Generation aus dem Laboratorium. — Hierarchie.

Das Glück ist ein relativer Begriff, die Freiheit aber, so behauptet Benito Mussolini, ist eine Angelegenheit des Raumes. Viel Land, viel Freiheit; wenig Land, wenig Freiheit.

In Italien ist das Land beschränkt und die Rasse lebhaft. Die Straßen sind, wie sehr man sie auch verbreitert und verlängert, stets von Menschen überfüllt; soviel Häuser man auch baut, so sehr die Städte sich auch ausbreiten — niemals gemigt es. Kartoffeln und Mais erobern sich terrassenförmig jeden Berg, und jede Erdscholle wird immer wieder gewendet und gewendet, wie der Mantel eines sparsamen Mannes.

Zweiundvierzig Millionen Italiener stoßen mit den Ellbogen aneinander, wie die Schüler in der Schule oder die Rekruten in der Kaserne. Dieses undisziplinierteste, am individuellsten gesinnte Volk der Erde ist gezwungen, sich in irgendeiner Weise den Bestimmungen der „gemeinsamen Schlafstube“ zu fügen, will es ohne unertragliche Reibungen und Rippenstoße leben. Das ist nicht leicht und nicht angenehm, aber es ist leider nur allzu notwendig. Die italienische Frage ist eine psychologische Angelegenheit, die durch eine Raumfrage kompliziert wird, genau so, wie es, in größerem Umfange, die europäische Frage ist. Die Nähe und der Neid verschärfen die Gegensätze und die Unduld-

DER NEUE ORDNUNGSMENSCH

samkeit, daher wird alles in der Hauptsache zu einer Nervenfrage.

In der Vorbereitungszeit für den „Marsch nach Rom“ tauchten im Hintergrunde der wohlgeordneten Truppen der faschistischen Schwarzhemden auch die äußerst eleganten Blauhemden der Nationalisten auf, die Rothemden der Republikaner und Sozialisten, die unansehnlichen Khakihemden der Liberalen. „Es fehlte noch die Vereinigung der rosa Unaussprechlichen,“ schlug irgend jemand scherzhaft vor.

„Das sind Fragmente einer zugrunde gegangenen Staatsautorität,“ sagte der Duce mit schneidender Stimme. „Es ist nicht leicht, eine Aufstandsbewegung in eine gesetzliche Situation überzuleiten. Das sind Probleme, die mir Sorge machen und schlaflose Nächte bereiten.“

Die Einordnung der faschistischen Schwarzhemdenformationen in die Miliz, und die Einfiigung der Miliz in den Staatskörper, war die größte staatsmannische Tat, die er leistete; eine jener „einfachen Selbstverständlichkeiten“, die des einstigen Staatssekretars von Florenz würdig gewesen wäre.

In England und in Amerika ist in den Detektivgeschichten immer der Polizist der Held, während in Frankreich, dem lateinischen Lande, stets der Verbrecher die Sympathien auf sich lenkt. Das ist sehr vielsagend! Und deshalb war Mussolinis Tat, in Italien den Ordnungsmenschen populär gemacht und den jugendlichen Garstoff in den Dienst der Ordnungskräfte gestellt zu haben, ein Geniestreich, so ähnlich wie jener von Tom Sawyer, der den Taugenichtsen in der Schule einzureden vermochte, daß es ein besonderes ruhmliches und vergnügliches Vorrecht sei, in den Ferienstunden die Mauern neu anzustreichen.

Ich will damit aber nicht behaupten, daß nun alle Schwarzhemden mit einem Schlage lauter Musterknaben wurden. Aber die Losung, die Parole war durch Mussolini

gewechselt worden, ein Ideal war durch ihn geandert, ja geradezu gesturzt worden, er hatte den Ideen, den Neigungen eine andere Richtung gegeben, und den Bestrebungen andere Werte.

Was ta ten je die groBten Reformatoren aller Zeiten Grofieres? Die groBte moralische Urnwalzung der Geschichte, das Christentum, war gleichzeitig die grofite Zerstörung der herkommlichen Ideale.

„Gehorchen“ ist das Wort, das Mussolini an die Spitze stellt. Er hat die Freude, die Wurde, den hohen Wert des Gehorchens, die bescheidene kriegerische Tugend des Gehorsams wieder erneuert. Disziplin und Verantwortungsgefühl sind die Folgen da von.

Heute ist Italien eine bewaffnete Nation, ein „Yolk in Waff en“ — was fur Demokraten und Antimilitaristen ja stets ein Postulat war. Da ist die grofie Masse der dreihunderttausend in die Miliz eingereihten Faschisten, die zehntausend Jiinglinge von 15—18 Jahren der Vorhut, und die zehntausend „Balilla“. (So heifft die faschistische Jugendorganisation, die die Kinder umfaßt. Sie ist benannt nach einem Knaben Balilla, der einst in Genua beim Aufstand gegen die Osterreicher ein Geschutz mit Steinwiirfen angegriffen hatte. D. Ilrsgb.). Diese Jungsten sind die Lieblinge des Fihrers, und wenigstens die Kleinsten unter ihnen werden zuweilen von den alteren Genossen der Miliz bei den Umzügen als Gliicksbringer auf den Schultern getragen.

„Es hat in der Weltgeschichte niemals eine Regierung gegeben, die sich ausschliefilich auf die allgemeine Zustimmung, die verandcrlich ist wie die Sanddiinen am Meeresufer, gestiitzt hatte. Aus diesem Grunde ziehe ich eine „Macht von funfhunderttausend Gewehren der Zustimmung „von 5 Millionen Wahlstimmen vor,“ sagt Mussolini. Ahnliche aiitideniokratische Ketzereien gehoren eben zum Stil dieses unduldsamen Zerstörers des Parlamentarismus und anderer Wahlformen.

DER UNDULDSAME STREITER

„Nicht mehr ‚Freiheit‘, Wohl aber Ordnung, Hierarchie, „Disziplin — das sind die Worte, die heute die herbe, un- „ruhige, unerschrockene Jugend auf Leben und Tod bezau- „bern," sagt er mit Recht. Aber wenn er damit schlieBt, „daB der Faschismus „schon einmal iiber den mehr oder „weniger deformierten Korper der Freiheitsgottin hinweg- „geschritten sei und, wenn es nötig sein sollte, nochmals „ruhig dariiber hinweggehen wiirde," so werden diese Aus- „driicke manchen von uns, die wir im Grunde des Herzens im Kultus der gottlichen Freiheit jene auBere Form des freien Willens sehen, die den inneren Menschen würdig macht, sich zu Gott zu erheben, ein wenig zu stark erscheinen.

Aber Mussolini gibt seinen Gedanken immer eine eigene Auslegung, indem er zum Beispiel sagt, „daB er, wenn Freiheit darin bestehe, daB man das Leben der Nation mut- „willig storen und religiöse und patriotische Sinnbilder be- „speien diirfe, die Freiheit ablehnen müsse."

Allerdings liebt der Polemiker, der Künstler, der Politiker in ihm, der in die gefährlichen geistigen Abenteuer verliebt ist, die drastischen Effekte und findet einen Genuß darin, ohne Scheu die extremsten Punkte der eigenen Gedanken zu erforschen. Von einer großen Idee erfüllt, ist er gegen jede Opposition innerlich erregt und unduldsam. Ohne diese Schwäche wäre er nicht stark. Duldsamkeit ist etwas sehr Schönes und für das Gemeinschaftsleben Notwendiges, aber der Mann, der große Pläne hegt und mit seinem Blute nährt, der wahre Bauherr, kann nicht ohne Haß auf jene sehen, die seine Ideen storen, durchkreuzen oder hindern; ja, er kann sich sogar zum Brudermord hinreißen lassen, wenn es sich um einen Gegner handelt, der, unfähig seine eigene Stadt zu bauen, über die vom andern kaum begonnenen Mauern springt und skeptisch über deren Zukunft lacht. Ohne ein wenig kriegerischer Tätigkeit lassen sich keine Fundamente zu einem Rom legen.

DIE GENERATION AUS DEM LABORATORIUM

Die Große der Vision, mit der er sein Werk sieht, der Eifer für dieses Werk, die ungeduldige Überzeugtheit von der Notwendigkeit und der Güte seines Werkes, der Wunsch, schnell zu handeln, weil die Probleme eilig sind und sich verschieben — all das vergrößert Mussolinis Unduldsamkeit in bezug auf jeden Aufschub und jedes Hindernis.

„Die Verfassung, die wir noch immer haben, ist wie ein „buntes Schürzchen, das für ein zwölfjähriges Mädchen angefertigt wurde und nun von einem blühenden, zwanzigjährigen Weib getragen werden muß. Im Jahre 1848 existierte ein Italien noch nicht, und Piemont war ein zwar „starker, aber kleiner, embryonaler Staat. Die Presse, das „Stadttertum, die Großindustrie und die großen Verkehrsmöglichkeiten mußten erst noch geschaffen werden, waren „erst in Bildung begriffen. Das Schürzchen ist heute zu „kurz und zu eng, abgenutzt und voller Locher. Trotzdem „schreit man: Nur nicht anrühren! Warum? Es ist doch „so oft gerissen und geflickt, daß es doch nicht mehr halten „kann; man muß es erneuern. Das jetzt ist nur ein Anfang „und nur ein Mittel. Man muß in Italien ein neues Geschlecht aus dem Laboratorium erzeugen.“

Wenn er von diesem „Laboratoriumsgeschlecht“ spricht, leuchten seine Augen in strahlendem kalten Licht; man fühlt, wie sich die Inspiration in seinem Willen kristallisiert.

„Zweihunderttausend führende Köpfe: Lehrer, Ingenieure, Bankfachleute, Führer der Großindustrie, fünftausend Offiziere, dreitausend Verwaltungsräte, zehntausend Beamte, alles Leute ersten Ranges, spezialisiert und „mit organischem Technizismus bis auf die Knochen getränkt: das braucht Italien! Diese muß ich für das Land „präparieren. Vierzig- bis fünfzigtausend Mann, deren Räderwerk mit äußerster Vollkommenheit funktioniert, ein „Uhrwerk, das die Stunden der Große anzeigt. Es darf nicht „vorkommen, daß man einen Major des Heeres eigenhändig

DIE GENERATION AUS DEM LABORATORIUM

„seinen Kinderwagen schieben sieht. Die Tugenden eines „guten Familienvaters sind nicht die Tugenden eines Officers, diirfen es nicht sein. Diese Unbegreiflichkeiten, diese „Vernachlassigungen, diese Art, die Dinge leicht zu nehmen — das ailes muB verschwinden, sonst verschwindet „Italien und wird ganz of fen von irgendeiner fremden „Macht aufgesaugt. Entweder erleben wir ein Jahrhundert „der GroBe Italiens oder ein Italien, das zu einer Fremden- „kolonie wird. Es darf keine Nachsicht geben, man muB „sich entscheiden. Und man muft das Werk der Aus- „lese und der Charakterbildung schon in der Schule be- „ginnen."

Beim Gedanken an diese „Laboratoriumsmenschen" hat man unwillkiirlich die Vision einer schrecklichen Landschaft auf einem iiberalterten Planeten, wo die Organismen entweder unterernahrt oder (iberentwickelt sind und fur die Funktionen der Allgemeinheit in Retorten aufgezogen werden; und die Frage entringt sich einem: „Aber der Mensch, Ilerr President, der Mensch?"

„Jede groBe Berufung ist ein Priestertum und muB alien „Handlungen ihren Stempel aufdriicken: der Offizier muB „seine Ehre wahren und freudig sein Leben einsetzen, der „Verwaltungsbeamle muB unantastbar, ja, fast asketisch „sein, der Polizist hoflich, auBerst gerecht, und wo es notig „ist, auch barsch. Ich spreche von Fiinfzigtausend solcher „Spezialisten, nur um einen Begriff von dem Umfang der „leitenden Klasse zu geben, die die Nation braucht. Mit Po- „litikern sind wir bis zum Ekel iibersattigt. Dbrigens habe „ich die Verwirklichung dieser Plane schon begonnen, durch „das Gesetz iiber die Beamtenschaft und durch das Gesetz „uber den korporativen Staat. Ich habe alle Beamte und „Angestellte in dreizehn Rangstufen geteilt, in denen etwas „weniger als eine halbe Million von Italienern wie in einer „Pyramide untergebracht sind. In der obersten Abteilung „befindet sich nur ein einziger: das Oberhaupt der Justiz-

DER FASCHISMUS: EINE RELIGION

„behorde. Darum war es auch nötig, in Italien nur ein Kassationsgericht zu haben.“

Man denke an die Worte zurück, die Mussolini im Jahre 1913 im „Avanti“ zu veröffentlichen den Mut hatte:

„Man kann nichts Unmögliches verwirklichen, das scheint wahr; aber ist nicht die ganze Weltgeschichte voll von Unmöglichem, Absurdem, Unvorhergesehenem, das durch Him und Muskeln der Menschen verwirklicht wurde? Niemand kann die ozeanischen Gezeiten der Weltgeschichte beeinflussen, der nicht aus der eigenen Tiefe enthusiastischen Mystizismus schöpft.“

Auch aus diesem Grunde ist der Faschismus in erster Linie eine Religion, und dann erst eine Partei; und der Schwur der Miliz, „Gott und dem Vaterland zu dienen,“ ist mit kriegerisch-aristokratischem Mystizismus durchtrankt.

So entstehen der Menschheit immer wieder neue Streiter eines strengen, tatkräftigen Idealismus, die im Glanze ungewohnter, bezaubernder, neuer Riten für die Kraftigung der Menschheit wirken. Wenn dann später die hauptsächlichsten und erreichbaren Ziele verwirklicht sind, verläßt der Geist des ewigen Ideals die überholte Bewegung, der das Leben den Saft ausgepreßt hat —, und das immer noch ruhelose Schwungrad bewegt sich dann immer schneller in anderer, oft entgegengesetzter Richtung. Der gealterte Phoenix baut sich selbst seinen Scheiterhaufen.

*

Nur selten ist Einzelmenschen das große Schicksal beschieden, zwei aufeinanderfolgenden Generationen sogar über eine sie spaltende Krise hinweg Führer zu sein, und dadurch zum Antagonisten seiner selbst und zum Ketzer an seinen eigenen einstigen Idealen zu werden. Napoleon, Instrument und Haupt der Revolution, verwandelte sich so in den Begründer eines Kaiserreiches.

„UND EIN RICHTER IST WIEDER AUF ERDEN“

In seinem Kriegstagebuche nannte sich der Korporal Mussolini jene Worte als denkwürdig an, die Giuseppe Mazzini im Jahre 1832 unter der Überschrift: „Über einige Ursachen, die bis jetzt die Entwicklung der Freiheit in Italien hinderten“, ausgesprochen hatte:

„... Es fehlten die Führer, es fehlten die wenigen, um die vielen zu leiten, es fehlten die Männer, die stark im Glauben und im Opfern waren, die den Sinn der höchsten Leidenschaft der Massen voll und ganz erfasst hatten, die sofort die sich daraus ergebenden Folgen begreifen würden und durch ihre eigene, heiße, großmütige Leidenschaft alles zu einem einzigen Ding zusammenschmelzen: zum Sieg! Es fehlten die Männer, die alle zerstreuten Elemente mit in ihre Berechnung zu ziehen vermögen, die für alle ein Wort des Lebens und der Ordnung fanden, die vorwärts blickten und nicht zurück, die sich mit der Ergebung von Menschen, die verurteilt sind, Opfer des einen wie des andern zu sein, zwischen das Volk und die Hindernisse stellen würden und die auf ihre Fahne schrieben: Ans Ziel gelangen oder sterben! und dieses Versprechen auch hielten.“

Der Krieg und die ihm folgenden Unordnungen der Nachkriegszeit gaben den Menschen jenen religiösen Sinn des Lebens wieder, der sich in einer ehrfurchtigen Verehrung des obersten Führers offenbart. Die Massen sehnten sich aus dem kleinlichen Despotismus der hunderttausend unbekannten Vereinsvorsteher nach der bewußten Herrschaft eines einzigen Verantwortlichen und riefen seinen Schutz gegen ihre kleinen Tyrannen an.

„Denn geendet nach langem verderblichen Streit war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und ein Richter ist wieder auf Erden!“ sang Schiller.

Die Theologen betrachten die irdischen Vorgesetzten als Vertreter der göttlichen Macht; in kleinerem Maßstab ist das auch im faschistischen Italien der Fall, das eine Hierarchie repräsentiert, die zu dem einen Mann hinaufführt,

HIERARCHIE

dessen unbestrittene Berufung auch die ihm auf der Stufenleiter Nachfolgenden heiligt.

In der Maschine der Bureaukratie wird die Möglichkeit, (überlegene Menschen zu erzeugen, oft durch Menschenhaß und Scheu vor Verantwortung im Keime erstickt. Als Gegensatz dazu schuf der Faschismus aus dem Nichts die Person des Regierungsoberhauptes, die neben und unter der unverantwortlichen Macht des Staatsoberhauptes, des Königs, für die Regierung verantwortlich ist. Die andern neuen Schöpfungen sind Ableitungen und harmonische Folgerungen dieser Hauptperson; so wurde an die Stelle der bisherigen gewählten Gemeinderäte und Bürgermeister von der Regierung der „Podesta“ gesetzt, der der Regierung gegenüber die Verantwortlichkeit trägt, ferner wurden die Praefekten neu geschaffen, die, mit großen Befugnissen ausgerüstet, eine zentralisierte Autonomie der Verwaltungsbezirke verkörpern und der Regierung unmittelbar verantwortlich sind.

Der Faschismus kämpft dafür, das Proletariat wieder in die Nation einzufügen; die Möglichkeit dazu schafft er, indem er die Teilung in Klassen aufhebt und an Stelle dessen Körperschaften setzt. Dem Staat gibt er seine klassische Souveränität wieder, indem er ihn außerhalb der Klassen stellt und ihm dadurch die Rolle des Vermittlers „zwischen alien** zuteilt. Im Gegensatz zu den liberalen Anschauungen, welche die Regierung als ein Vollzugskomitee der bürgerlichen Klasse ansahen, das sein Mandat von der Mehrheit erhält — so etwa wie der Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft —, will der faschistische Staat Herr über alle sein, zum Wohle aller.

Die Menschen brauchen ein Oberhaupt; leider wird ihnen nur selten eines gegeben. Aber wenn das der Fall ist, so erblüht den Menschen daraus eine Freude und eine fast körperliche Heiterkeit des Geistes, der nun aus seiner Atrophie befreit wird. — Auch die nationale faschistische Re-

DIE ALLGEMEINE FESTSTIMMUNG

gierung konnte nicht einfach zaubern, sie forderte von den Menschen Arbeit, Entsagung und den Verzicht auf chaotische Anarchie. Und trotzdem herrscht in Italien eine allgemeine Feststimmung. Ohne die eifrige Arbeit zu unterbrechen, wird jede Gelegenheit benutzt, um dieser inneren Freude Ausdruck zu geben. Sogar die Bezahlung der Auslandsschulden bot Gelegenheit dazu, denn kaum war das Abkommen mit den Vereinigten Staaten über die Regelung der Kriegsschulden unterzeichnet, so beeilte sich das Volk mit einem Eifer, als ob es zum Tanz ginge, nicht nur eine, sondern vier Millionen Dollar an freiwilligen, außerordentlichen Steuerzahlungen zu leisten. Und dabei sagte Mazzini, daß es leichter sei vom Italiener das Leben zu fordern, als den Geldbeutel.

Es ist mir oft begegnet, daß ich die Maßnahmen Mussolinis in seiner Abwesenheit bitter tadeln horte; aber niemals habe ich es erlebt, daß irgend jemand in seiner Gegenwart über eine seiner Anordnungen oder Verfügungen diskutierte. Andererseits sah ich auch niemals, daß Mussolini viel Zeit brauchte, um eine Verfügung zu treffen. Die Entschlüsse schienen in seinem Kopfe mit instinktiver Sicherheit und Obereinstimmung fix und fertig geboren zu werden.

Deshalb waren sie aber durchaus nicht unfehlbar; je größer die Arbeit und die Verantwortlichkeit, um so größer ist auch die Möglichkeit des Irrtums. Auch Mussolini irrt zuweilen, weil er ein Mensch ist; aber da er kein Mensch von Mittelmacht ist, irrt er im Großen. Im übrigen bleiben seine Irrtümer nicht unfruchtbar. Er schöpft aus ihnen Erfahrungen, denen er immer bis auf den Grund geht; und der Mut, mit dem er selbst ernsthafte Folgen seiner Irrtümer auf sich nimmt, erzeugt rings um ihn jene Atmosphäre des Vertrauens, die ein weiteres Element sicheren Erfolges ist.

Jemand sagte einmal ganz auf richtig: „Mussolini ist so eigenartig beschaffen, daß ihm sogar die Hindernisse auf

DER MYTHUS

seinem Weg als Sprungbrett dienen, um noch besser und noch weiter springen zu können."

„Ein Gluck, daft Mussolini da ist" — „Mussolini willes!" Solche und ahnliche Redensarten waren zu Beginn seines Regimes fast sprichwortlich. Viczig Millionen Italiener waren glucklich, die Last ihres eigenen Bundels auf die Schultern dieses neuen Atlas abwalzen zu können. Der mit Mussolini in jener ersten Zeit getriebene Fetischismus reicht ans Absurde und war oft grotesk, allerdings auch oft riihrend, besonders bei den einfachen Leuten, wo er von harmlosem Aberglauben begleitet wurde. Eine romische Zeitung beschrieb einmal sogar ganz ernsthaft den Kampf der gliihenden Augen Mussolinis gegeu die gliihenden Lavaströme des Atna.

„Ja, warum war denn Mussolini noch nicht da?" rief in Orvieto ein Besucher der etruskischen Graber ganz naiv aus, als er horte, daft die etruskische Sprache noch irriner nicht entziffert sei. „Jetzt, wo Mussolini am Ruder ist, wird man sie sicher entziffern, Sie werden schon sehen!"

Als Mussolini durch die Abruzzen reiste, wollten ihn die Frauen, besonders die Kriegsmütter und Wilwen, mit ihren Händen beriihren, so wie das in antiken Zeiten bei Heiligtümern und Reliquien iiblich war. In Sizilien lief der Bürgermeister eines Dorfchens dem Automobil Mussolinis nach: „Wir verlangen ja sonst nichts; aber vielleicht kommt Ihr niemals mehr in unser Land, steigt doch deshalb aus und setzt den Fuß auf unseren Boden!" — Ein andrer Bürgermeister empfing ihn mit den Worten: „Heute fruh bei Sonnenaufgang erschienen mir meine beiden im Kriege gefallenen Briider im Traum und sagten: „Steh auf, geh dem Ministerpräsidenten entgegen, knie nieder und sag' ihm, daft wir, die stummen Toten, ihn segnen und daft wir ihm danken, Italien gerettet zu haben, für das wir starben," und dabei kniete er mit entblofttem Haupte auf der Strafte

DER MYTHUS

vor Mussolini nieder. Die ringsum knienden Frauen brachen in Schluchzen aus und hoben die Arme betend zum Himmel.

Durch solche, das Wunder heischende Seelenstimmungen wird die Legende befruchtet, kann das erwartete Wunder oft auch wirklich erzeugt werden; aber sie bergen auch die große Gefahr der Enttäuschung. Einen großen Mann beurteilt man nach dem Mythos, der sich um ihn bildet, und nach der Verehrung, die er zu erwecken vermag; aber gerade deshalb besteht immer die Gefahr, daß die Macht allzu chimarischer Hoffnungen ihn stürzen konnte, wenn sie enttäuscht werden.

Wer handelt, der irrt auch, erregt Anstöße, verletzt. Es ist unvermeidlich, daß eine Partei, die aus jungen Leuten besteht, selbst wenn sie durch strenge Disziplin gebändigt sind, nicht manchmal die Grenzen überschreitet angesichts der herausfordernden Meute jener Italiener, die auf den Untergang Italiens gesetzt hatten, das Spiel verloren und nun nicht zahlen wollen. Eine Krise war also unvermeidlich und notwendig; vermeidlich wäre aber die Art gewesen, wie sich diese Krisis auswirkte, die besonders grausam war und Persönlichkeiten, die dem Führer sehr nahe standen, in peinliche Situationen verwickelte. Mussolini litt unsagbar darunter. Aber es ist den Menschen nicht gegeben, sich das Maß der Leiden selbst zu bestimmen.

Ein Teil des sagenhaften Gewebes, das Mussolini umhüllte, zerriß durch den Rückstoß, den der Mord an Matteotti verursachte; der Kern des Menschlichen aber blieb, frei von verhüllenden Wolken, konkret und lebendig: Ein Mann, der fähig ist, Geschichte zu machen, die einst wieder Mythos werden wird.

*

Manchmal, an gewissen Tagen, wenn halb Italien mit Kommissionen, Vertretungen, Denkschriften, mit Registern, Protesten, Gesuchen und Anfragen in seinem Amtszimmer

im Palazzo Chigi an ihm vorbeiüberzog, kam mir die Frage: „Wie können Sie nur mit alldem fertig werden?“

„Ja,“ sagte er, „es ist wie ein unaufhorliches Gehammere „tausend verschiedener Probleme; alle sind sie dringlich und „alle klopfen und klopfen, um Einlaß in meinen Kopf zu „finden. Manchmal will es mir fast scheinen, als müßte „mir auch rein physisch der Schadel zerspringen. Aber jetzt „habe ich Italien ganz im Kopf, wie eine grofie Landkarte, „mit alien Knotenpunkten seiner Lebensprobleme: hier ist „eine Strafe nötig, dort eine Eisenbahn, da eine Briicke; „Neuaufforstungen, Docks, Bodenverbesserungen, Einge- „meindungen, ein grower Bahnhof für Mailand, Wohn- „hauser für Rom, Wasserleitung für Apulien, Wohnraume „iii Kalabrien und Messina, Automobilverbindungen und „Straßenbau in Sizilien, Kampf gegen die Malaria in Sar- „dinien

Als er am Tage nach dem Wahlsieg von 1924 unter dem Jubel der Bevölkerung durch eine Stadt der Emilia kam, waren seine ersten Worte die Frage nach der Eisenbahnverbindung, die er kürzlich angeordnet hatte: „Ist sie schon in „Ausführung? Ist die Linie schon gezogen? Ist ailes schon „abgesteckt? Ich mochte Naheres wissen!“ Und als er keinen klaren Bescheid bekam, beauftragte er den Praefekten, ihm telegraphisch darüber Auskunft zu geben.

Als Sohn Roms ein guter Strafenbauer, will er den idealen Wiederaufbau Italiens auch durch den realen Wiederaufbau mit Zement, Stein und Erdmassen fordern.

„Ich kann nicht schlafen,“ vertraute er mir nach seiner Reise nach Sizilien an, „ich kann nicht schlafen, wenn ich „an die schmachvollen Baracken denke, in denen noch jetzt, „nach 15 Jahren, die vom Erdbeben Betroffenen dicht zu- „sammengepfercht hausen. Sobald ich Hauser gebaut habe, „verbrenne ich diese Baracken eine nach der anderen. Aber „es geht nie schnell genug. Das sind ailes Knoten, die gelöst „werden müssen, ehe ich an ein wenig Ruhe denken kann.

„AUSHALTEN!“

„Mag auch die Opposition wettern, ehe ich diese Frage nicht gelöst habe, gehe ich nicht von meinem Platz. Und eine Regierung, die nicht gehen will, die geht nicht! Aushalten! — Seht, darin liegt alles. Wer ausharrt, hat zuletzt immer recht. — Man muß die beiden fundamentalen, sich widersprechenden Instinkte der Massen befriedigen: den Wunsch nach Abwechslung — *rerum novarum cupidi* —, und den Drang, den Dingen Dauer zu verleihen.“

Sismondi sagt, daß die Hegemonie in einer Geschichtsperiode schicksalhaft jenem Volke zusteht, das zuerst die dieser Periode am besten angepaßt und später von den andern Völkern nachgebildete Regierungsform findet. So war es mit dem deutschen Feudalismus, dem englischen Konstitutionalismus, der französischen Revolution von 1789. Gewisse Ideen, die Art und Weise ihrer Verwirklichung, die Art, die Probleme anzupacken, der Mut, die Klassen aufzuheben und sie in Körperschaften umzuwandeln, und sie dadurch aus einem zersetzenden Element zu einem Baustein der nationalen Einheit zu machen, — diese neuen Formen politischer Herrschaft und sozialen Zusammenlebens sind Originalschöpfungen Italiens.

In Frankreich, in England, in Deutschland gibt es Faschisten: eine italienische Parole wird zur allgemeinen Losung für die Schlachten der entflammten Liebe und des Hasses.

XL VIII

DIE PERSONLICHKEIT MUSSOLINI

Mussolini über sich selbst. — Der Journalist. — Die „Wechseldusche“.
Jugend: eine göttliche Krankheit. — Der einsame Mensch.

Aus all den wirklichen und scheinbaren Widersprüchen und Gegensätzen drängt sich einem die Frage auf: „Kurz gesagt: was ist nun eigentlich, wer ist nun eigentlich dieser Mann Mussolini?“

Vor längerer Zeit hatte die faschistische Tageszeitung einer großen Stadt den Einfall, unter ihren Lesern eine Rundfrage über die beste Definition der Persönlichkeit Mussolinis zu veranstalten.

Mussolini telegraphierte daraufhin an den Präfekten der betreffenden Stadt:

„Lassen Sie jenen Chefredakteur rufen und ersuchen Sie ihn, diese Rundfrage mit folgender Autodefinition zu be-
„schließen: ‚Da der Abgeordnete Mussolini erklärt, selbst
„nicht genau zu wissen, was er ist, so werden es die andern
„wohl auch schwerlich wissen.‘ — Er möge also seine Rund-
„frage mit dieser Erklärung vorläufig unterbrechen. Viel-
„leicht kann er sie in fünfzig Jahren wieder eröffnen.“

„gez.: Mussolini/“

Es ist ein literarisch-physiologischer Irrtum, anzunehmen, daß die Ausleger nicht mehr von dem Menschen wissen, als die Verfasser selbst. Aber diese Erklärung ist ein Dokument, und vielleicht ein auf sich tages.

An Großindustrielle, die einen bekannten Agitator, der sich allzu viel um Arbeit und* Löhne kummerte, an die Luft setzen wollten, richtete Mussolini die Frage: „Warum habt

DER JOURNALIST

„ihr ein Vorurteil gegen die Möglichkeiten, die in der Zukunft dieses Mannes liegen? Konntet ihr im Mussolini von 1914 den Mussolini von heute voraussehen?"

An eine andere befreundete Zeitung, die ihn aus Anlaß eines gefährlichen Fluges oder eines gegnerischen Angriffes gebeten hatte, vorsichtiger zu sein und „sich als geheiligt zu betrachten", schrieb er, daß sie ihm seine gesunde Profanität unangetastet lassen möge.

Aus all diesen Antworten geht wenigstens das hervor: Mussolini ist und bleibt ein Journalist I

Bei einem Empfang der Kollegen von der Presse bekannte der Ministerpräsident einmal:

„Ich habe auch beim Eintritt in die Regierung nicht aufgehört, Journalist zu sein, und nehme oft und gerne ein Blatt Papier, um etwas aufzuschreiben, was die Italiener interessieren konnte; man nennt zwar diese Blätter in der feierlichen Amtssprache ‚offizielle dienstliche Notizen', es sind aber nur kleine Artikel, Akte, die von meinem Heimweh nach dem alten Beruf ein Zeugnis ablegen."

Und tatsächlich zeichnete er sich einmal in eine offizielle Liste ein als „Herr X. Z., von Beruf Volksvertreter", und in einem Brief, der ein amtliches Dokument war und gedruckt wurde, schrieb er: „Wir sind von Pädagogen und Mentoren umgeben, jeder hat uns irgend welche Vorschläge zu machen, die im Grunde immer ein Dilemma sind." Oder er spricht vom Volkerbund und definiert ihn als „un couvent de laïques, fantasques, impuissants, et par cela même dangereux." — Den viertausend Bergarbeitern von Monte Amiata, deren „strengen Freund" er sich nennt, vertraut er an: „An dem Tage, wo die Oppositionen von den lastigen Schwatzereien zu konkreteren Taten übergehen, würden wir aus ihnen Spreu für die Feldlager der Schwarzhemden machen."*

Als ihm eine ungeschlachte Persönlichkeit von einflußreichen Leuten für einen Senatsitz vorgeschlagen wurde,

DIE „WECHSELDUSCHE“

antwortete er: „Gewift, gewifil Kann er lesen und schreiben?“ — Und seinem treuen Stellvertreter in der Leitung der Partei, der ihn gebeten hatte, zum nachsten Verkehrsminister doch vor allem einen von den alten Faschislen „der ersten Stunde“ zu ernennen, antwortete er protokollarisch, dafi er dann diesen Posten mit dem Chauffeur Cirillo T. besetzen werden, „der seit 1919 an meiner Seite ist und sehr „mitteilsam („communicativo“, ein unubersetzbares Wort-„spiel“) ist/* — Zwei hochstehenden auslandischen Damen, die ihn eines Abends bei Tisch um die Wette uber schwierige politische Themata belehren, schnitt er die Rede mit der t)berheblichkeit eines grofien Herrn ab: „Lassen wir diese Gesprache, die sich fur andere Kopfe schicken.“

Sind das ailes nur Einfalle und Ausspruche eines „enfant terrible*“?

Nein. Denn sie gehoren groBtenteils zu jenem System, das ich die „Wechseldusche“ nenne: sie kommen heifS, kalt, plotzlich, immer unerwartet und verwirrend. Die Fahigkeit, eine Sache blitzschnell mit einem Blick zu erfassen und ebenso schnell einen kurzen treffenden und folgerichtigen Ausdruck dafur zu finden — das gehort zu den Instinkten, die der Journalismus ausbildet und scharf t. Der ungestiime, kaustische, zuweiJen zornige Journalist, der klare, niemals ausschmiickende Polemiker sind in ihm oft starker als der Staatsmann. Der Journalist in ihm lehnt sich gegen die Diplomatic der alten Schule, die hinter Fachern flusterte, auf. Mussolini, der Staatsmann von heute, pf legt die weise und brutale Taktik der wahren Diplomatic; wo andere nur undeutlich murmeln, spricht er die Dinge mit klarer Stimme, Silbe fur Silbe, deutlich vernehmbar, aus. Und man kann sicher sein, daS das Wort dann bei den Empfängern unentstellt ankommt. Wenn er aber den Wunsch hat, zu vermeiden, dafi Sachen herumgesprochen werden, so erreicht er das mit einem ganz einfachen Mittel: indem er sie absolut niemand anvertraut.

„Der Journalismus," bestätigt der Journalist Mussolini, der sich nie ganz von seinem Beruf losloste, „der Journalismus hat meinen Geist gebildet, der Journalismus hat „mich dazu gebracht, das Menschenmaterial, mit dem man „Politik macht, kennenzulernen. — Noch ehe ich im Palazzo „Chigi die Kommissionen durch mein Amtszimmer ziehen „sah, die mich taglich mit ihren Denkschriften bombardie- „ren, mit Denkschriften, die heilig sind, weil in ihnen ge- „rechte Interessen vertreten werden — noch ehe ich das „erlebte, zogen durch meine Redaktionszimmerchen Tau- „sende von Italienern aller Berufe, jeden Alters und aller „Farbungen, und wenn ich daran denke, habe ich fast die „plastische Vorstellung von einem Italien, das unterging, „und einem anderen Italien, das emporstieg. — Der Jour- „nalismus hat mir eine gewisse Ausdauer im Arbeiten an- „erzogen, denn das Regieren ist ja nichts Transzendentes, wie „mancher meint, es ist nur eine Muhe, man muB taglich „zehn bis zwolf Stunden am Schreibtisch sitzen, so viel „Zeit ist notig, um ein Tagewerk zu erschöpfen."

„Ihr wiBt, daB ich den Journalismus hochachte," sagte er einmal zu den ihn besuchenden Journalisten, „und ich „habe es auch bewiesen. Ich wiinsche nur, daB der Journa- „lismus sich gewisser geschichtlicher Notwendigkeiten, ge- „wisser geschichtlicher Unabwendbarkeiten bewuBt werde. „Ich wiinsche, daB der Journalismus mit der Nation zu- „sammen arbeite. — Teilnahmsvoll und brüderlich gebe ich „euch den Rat, recht mutig zu sein, denn wenn auch nicht in „eurem Tornister, so kann doch in eurer Redaktions- „mappe der Marschallstab liegen/'

Nachdenklich und impulsiv, Realist und Idealist, wahn- witzig und weise, romantisch in seinen Bestrebungen, konkret in der praktischen Ausführung — so ist dieser Mann, und seine t)berlegenheit besteht darin, diese Mangel im Gleichgewicht zu halten.

Eines kann man von ihm mit Sicherheit, ohne Einschrän-

JUGEND: EINE GOTTLICHE KRANKHEIT

kung sagen: er liebt die Gefahr. Feigheit gegenüber zeugt er eine fas! körperliche Unduldsamkeit.

Allzugern spielt er mit der stolzen rotblonden Ld win, die ihm einst als kleines Lowenbaby geschenkt wurde. Er taufte sie damals auf den Namen „Italia“ und hielt sie, solange sie noch klein war, in einem Kammerchen neben seinem Arbeitszimmer. Später brachte er sie im Zoologischen Garten in Rom unter. Und sooft er sie dort besucht und sie mit zärtlicher einschmeichelnder Stimme ruft: „Italia, Italia bella!“ springt sie ihrem Herrn mit narrischer Freude entgegen. Der Direktor des Zoologischen Gartens warnte, aus Furcht vor der Verantwortung, ihn einstmals, in den Käfig zu gehen, weil die Lowin jetzt schon herangewachsen sei, und die andern vier, im selben Käfig untergebrachten Lowen ihm fremd waren. Aber er ließ keine Furcht gelten und spielte auch weiterhin, glücklich wie ein Kind, mit dieser Katzenschönheit, in die er verliebt war, weil sie in jeder Linie ihres Körpers Macht und beherrschende Kraft zeigte.

„Ich bin ein Mensch wie ihr!“ sagte er einmal brüderlich zu den Grubenarbeitern, „ein Mensch wie ihr, mit euren „guten und euren schlechten Eigenschaften, mit allem, was „das Grundelement jener besonderen Menschennatur ausmacht, die die italienische ist!“

Was ist er also eigentlich? Ist er ein Caesar, ist er ein Militarist, ein Diktator oder Imperialist?

In einer berühmten gewordenen Senatsrede sagte er einmal: „Man wirft mir vor, daß ich reite. Ich bin noch jung. „Die Jugend ist eine göttliche Krankheit, von der man von „Tag zu Tag ein wenig kuriert wird.“

Den ersten Teil dieser Rede, die Erklärungen über die auswärtige Politik enthielt, hatte er langsam, zurückhaltend Silbe für Silbe vorgelesen, aber als er nachher seine Jugend vor diesen ehrwürdigen alten Senatoren verteidigte, da

„DER FINSTERE SOHN DES SCHMIEDES“

hatte er mit wilder Freude zu improvisieren begonnen. In solchen Fällen erinnert er an einen Fechter, der den Gegner zwar nicht herausfordert, aber gesammelt dasteht, jederzeit zum Angriff bereit. Und in solchen Momenten zuckt sein reenter Fuß in der gleichen Weise, wie Napoleon das einst Las Cases als unbewußtes Zeichen seiner inneren Erregung schilderte.

Wer den Duce des Faschismus in der Nähe sieht und sprechen hört, ist von seiner Jugend, seiner freimütigen, fast herzlichen Jugendlichkeit überrascht, und alle Besucher sind sich darüber einig, daß er auf den Bildern viel finsterner und älter aussieht, als er in Wirklichkeit scheint. In den Abruzzen drangte sich sogar einmal eine Frau aus dem Volke durch die Menge und sagte, kühn und schüchtern zu gleicher Zeit, zu Mussolini: „Aber warum machen euch die Bilder alle häßlicher? Warum habt ihr auf den Bildern immer eine solche zornige Stirnfalte?“

Tatsächlich haben ihm die Amerikaner mit der schonen Phantasie junger Völker einen homerisch klingenden Beinamen gegeben: „Der finstere Sohn des Schmiedes“. Und doch ist dieses legendäre Bild wahrer als die Wirklichkeit selbst. Mussolini kennt die Menschen, und wenn er es vermeidet, sich ihnen zu nähern, so geschieht das nicht nur aus Abneigung, sondern auch aus Kenntnis der Gefahren. Den idealen Erholungsort stellt er sich so vor: „Sehr fein, sehr vornehm, und keine Leute.“ Die ideale Gesellschaft besteht für ihn höchstens aus vier Personen; was darüber ist, grenzt schon an die Masse. Wenn er seinerzeit im „Popolo d'Italia“ bei feierlichen Anlässen die Abhaltung eines kleinen Trinkgelages gestattete, saß er nicht am Tisch mit den anderen, sondern kam ab und zu hin, stürzte einen Becher Wein hinunter und ging wieder. Er ist schon von Natur aus ein gesellschaftsfeindlicher, den Tafelfreuden abholden Individualist; aber er entwickelt in sich diesen Trieb sogar noch, er fordert ihn und zieht ihn groß, als eine Waffe der

„DER FINSTERE SOHN DES SCHMIEDES“

Selbstverteidigung. Daher sein finstere Wesen. Der Wille zur Attitude hilft ihm dabei; durch die Pose legt der Mann ein Bekenntnis ab über die Art und Weise, wie er den anderen Menschen erscheinen mochte.

Niemand fand ihn je hochmütig oder abstoßend; aber auch niemand kann sich eines vertrauten Umganges mit ihm rühmen.

Ich sah oft Leute, die sich auf ihn stürzten, um ihn zu küssen; zum Beispiel im Oktober 1924: damals dekorierte er persönlich einige alte Arbeiter einer lombardischen Fabrik mit dem „Orden des Arbeitskreuzes“. Die bei diesem Zeremoniell vorgeschriebene Umarmung mit Küssen auf beide Wangen wickelte sich zwischen ihm und den ersten schuchternen Arbeitern sehr formlich ab, fast wie eine Bühnenvorstellung; aber allmählich wurden die guten Leute von einem Sturm wachsender Begeisterung erfaßt, der die Zeremonie mit klingender Herzlichkeit erfüllte, es schien, als hätten die Arbeiter in ihm, dem jungen Manne, einen Bruder, einen Genossen, einen Vater gefunden. „Jetzt wasch' ich mir einen Monat lang das Gesicht nicht mehr!“ meinte einer von den Arbeitern mit tiefer Befriedigung.

Aber wenn ich auch Mussolini zu wiederholten Malen geküßt werden sah, und sah, wie er manche Männer umarmte, manchen Damen die Hand küßte, manches Kinderköpfchen zärtlich liebte, so ist er trotz allem, sogar in diesem Lande leichter Kameradschaftlichkeit, stets ein Mann geblieben, dem noch niemand einen freundschaftlichen Rippenstoß zu verabfolgen oder die Hand auf die Schulter zu legen wagte, weder als er noch Sozialist war noch als Journalist und Volksvertreter, und ich war sehr gespannt, mir auszumalen, welche Katastrophe wohl einem solchen Versuch gefolgt wäre. Sogar diejenigen, die ihn, wie sein Bruder und alte Kameraden, beim Vornamen, Benito, nennen, tun das mit einem unbewulsten Beiklang von Respekt, ja fast von Ehrfurcht in der Stimme.

EINSAMKEIT IM LEBEN

Stets hat er sich im Leben seiner ganzen Umgebung gegenüber fremd gefühlt, allem und alien. Es ist fast, als sei über den zum Herrschen bestimmten Mann der biblische Urteilsspruch gefällt: „Du, o Mensch, wirst von der Gemeinschaft der anderen Menschen ausgeschlossen sein.“ — Für Geschöpfe dieser Art gibt es wohl Vorbilder, denen man gehorcht und die man zu (übertreffen sucht, Untergebene, denen man befehlt und die man beschützt, gibt es Genossen und Kameraden, Anhänger und „Getreue“ (ein Wort, das von seinen Lippen mit der besonderen Betonung männlicher Festigkeit fast wie ein Titel klingt), aber es gibt für sie keine Freunde. Wohl empfindet er die ganze Tragweite des schönen Ausdruckes „Kamerad“ und den inneren Wert dieses Wortes, und aus Solidarität zu seinen Waffengefahrten bringt er zuweilen auch persönliche Opfer. Aber Freund, im banalen Sinn des Wortes, nein, Freund ist er von niemand. Auch nicht in der intimen Bedeutung der geistigen Bruderschaft.

„Wenn der himmlische Vater zu mir sagen würde: ‚Ich bin dein Freund* — so würde ich ihn gleich mit den Faustengriffen angreifen!“ rief er argen in jenen bosen Momenten aus, wo er wieder irgendeinen Verrat oder Betrug witterte. Und: „Wenn mein Vater auf diese Welt zurückkehrte, so würde ich auch nicht einmal ihm vertrauen!“ sagte er ein andermal.

„Keine intimen Freundschaften, ein Minimum persönlicher Gefühle“ — diesen Grundsatz der christlichen und buddhistischen Seminare und aller asketischen Freundschaften wendet er auch auf seine Person an. Für seine eigenen Leiden hatte er nur ein paar Worte trockener Gleichgültigkeit: „Es geht mir sehr schlecht, aber das macht nichts, ist nicht von Bedeutung,*“ und dann geht er zu anderen Dingen über und bekämpft seine Ermüdung mit Arbeit, und das Fieber mit Strapazen.

Aber im Asketen gibt es eine Fähigkeit, die über seine

Gleichgültigkeit gegen das Individuum hinausragt: die Sympathie, die unter mittelmäßigen Menschen etwas Mittelmäßiges ist, wird bei Künstlern und Mystikern zu der besonderen Fähigkeit im Geschöpf den Schöpfer zu erkennen; sie ist dann nicht mehr eine oberflächliche und lebenswürdige Berührung mit dem Alltagsleben, sondern die Fähigkeit eines Sichversenkens in die ganze Tiefe des: „Tat twam asi," — „Das bist du!" des alten Asiens, — die Fähigkeit, sich selbst im anderen Menschen zu finden, wenn für einen Augenblick die Schranken zwischen beiden fallen.

Der Tatmensch, der Herrscher, wird für seine harte Aufgabe innerlich gepanzert geboren; die Notwendigkeit und sein Wille schließen ihn noch immer harter von der Außenwelt, von der Gemeinschaft der Mitmenschen ab. Aber wehe, wenn dabei jeder moralische Berührungspunkt mit den anderen Menschen verloren geht. Das ist eben die Aufgabe der „Sympathie", sich selbst in den anderen zu erkennen, aber auch die anderen aus dem eigenen Ich heraus zu verstehen und solcherweise niemals die seelische Verbindung mit den Menschen zu verlieren.

„Der persönliche Lebenslauf der mich umgebenden Personen interessiert mich nicht, ich kenne ihn nicht, ich sehe die Menschen nur unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit," sagt der Duce.

Als wir noch beim „Popolo d'Italia" waren, sagte er einmal witzig: „Alle meine Redakteure haben viel Genie, ja wohl; es gibt ja auch Dummköpfe unter ihnen, aber ich ziehe es vor, ihnen allen zusammen das Patent des Genies zu geben; das ist einfacher als eine Teuerungszulage."

Nicht nur seine Gegner, auch seine Bewunderer fragen sich oft: Kennt dieser Mensch die Menschen, und versteht er sie auszuwählen?

Aber wenn er diese Fähigkeit nicht besäße, so wäre er nicht der Duce, nicht Regierer, nicht Führer. Er kennt die Menschen im allgemeinen und beurteilt sie nach der

MENSGHENVERAGHTUNG

praktischen Tätigkeit, die ihm am Herzen liegt; aber er hat keine Zeit, das heißt keine Lust, kein menschliches Interesse, um sie in ihrer Wesenheit als Persönlichkeit kennenzulernen. Er nimmt von vornherein an, daß sie als Menschen mittelmäßig und feig sind, er weiß, daß sie verschieden sind, denn er glaubt nicht an die Einheit und die Dauer der seelischen Entwicklungen.

„Es ist schwer, die Menschen kennenzulernen. Sie handeln fast nie aus ihrer natürlichen Charakteranlage heraus, sondern fast stets unter dem Einfluß irgendeiner geheimen augenblicklichen Leidenschaft, die in den tiefsten Falten ihres Herzens ruht. Man kann sie nur nach den Handlungen des Augenblicks, und nur für diesen Augenblick beurteilen,“ mahnte einst Napoleon.

Der persönliche Lebenslauf der Menschen hat nichts mit der Arbeit zu tun, die sie zu erledigen haben. Der große Ingenieur achtet nur auf den Gang der ganzen Maschine. Wenn er unter tausend obskuren Stücken eines entdeckt, das sich gut in das Räderwerk einfügen läßt, so benutzt er es sofort. Aber der Mensch ist ein wunderliches Radchen, mit vielen unwagbaren Verzahnungen, und will sich nicht damit zufriedengeben, nur als Transmission zu dienen, die die Kraft vom Motor auf das Räderwerk überträgt. Es kam auch vor, daß irgendein großtölpelhaftes Radchen plötzlich glaubte, selbst als Motor geboren zu sein, und sich in einer Richtung zu drehen begann, die ihm vom erfahrenen Ingenieur nicht vorgeschrieben war; oder es ließ sich von einem anderen Magneten anziehen und folgte nicht mehr der Hand des Ingenieurs, und er mußte es fortwerfen, ohne Groll, nur mit einer leichten Bewegung des Zornes. Als Ersatz bekam er dann oft nur noch Schlimmeres.

Im Haushalt seiner Tätigkeit betrachtet Mussolini den Irrtum als ein unvermeidliches Übel, denn das Leben ist arm an Menschen ersten Ranges, man muß nehmen, was vorhanden ist, und sich darin ergeben, daß es den Anforder-

rungen nicht gewachsen ist. Aber ein so universelles Mißtrauen konnte zusammen mit den satanischen Versuchungen des Hochmutes oft leicht zu den gleichen Fehlern führen, die sich aus einem rosigen Allerweltsvertrauen ergeben.

Der Duce neigt nicht dazu, boshafte Verdachtigungen zu beachten. So etwas tun nur furchtsame, despotische Naturen. Und außerdem veranlaßt ihn sein verachtendes Mißtrauen, stets auch die Person und die Worte des Verleumders zu wagen und unklaren, hinterlistigen Beschuldigungen keine Beachtung zu schenken. Aber er ist auch nicht der Mann, der aus bedingungslosem Glauben Verdächtigung von vornherein ohne weiteres zurückweist; das tut er nicht einmal dann, wenn es sich um die ihn am nächsten Stehenden handelt. Er zuckt dann nur die Achseln: „Pah, nach allem ist es doch möglich. Warum auch nicht? Ich habe so vieles erlebt!“ und dabei verziehen sich seine Lippen im Ekel zu einer Grimasse, die so lebhaft und ursprünglich ist, daß sie fast kindlich wirkt.

Niemals aber horte ich ihn irgend jemand wegen irgendeiner Schuld schmahen, mit Ausnahme von solchen Fällen, wo Abtriinnige ihr Italienertum verraten hatten. Jede Ungerechtigkeit vermeidet er strengstens und unterdrückt sie mit aller Strenge. Er tut das aus persönlicher Abneigung gegen Ungerechtigkeiten, und auch, weil er das als Norm einer weisen Regierung betrachtet. Aber auch niemals sah ich ihn zornig werden, wenn er selbst mißbraucht worden war oder von einem einzelnen ein Unrecht erlitten hatte. Im Grunde seines Herzens weiß er, daß die Ungerechtigkeit von Mensch zu Mensch ein Gesetz ist, durch das die Natur eine gerechte Vergeltung gegen die Art ausübt. Das soziale Ideal besteht darin, diese Ungerechtigkeiten zu mildern und nicht sie mit fruchtloser Wut zu unterdrücken.

Diese Anschauung Mussolinis, in Verbindung mit duldsamer Gleichgültigkeit, wurzelt in einer unerschöpflichen Verachtung; er hat die Menschen gewogen und sie zu leicht

DIE INNERE TRAGODIE

befunden. Das ist eine innere Tragodie, die den pathetischen Adel seines Schicksals als geborener Herrscher ergibt.

Das drückt sich bei ihm auch in seinem Verhältnis zur Kunst aus, denn von den Kunstformen liebt er am meisten jene, die in seinen Augen einen politischen Hintergrund haben: die Weltgeschichte, die kondensierte Politik ist, — die Architektur, die für seine sozialen Zwecke die Verkörperung einer praktischen Politik bietet, und das Theater und die dramatische Musik, weil sie die Seelen der Massen, für den Augenblick ihrer Dauer, vollständig in Bann zu schlagen vermögen. Dort aber, wo die Kunst in eine höhere Welt eindringt, — in eine Welt, die sich weit über jene andere Welt erhebt, die nur eine Welt des Zufalls ist und wo die Politik herrscht, — in eine Welt, wo sich das Unerkennbare enthüllt und man von dem Ewigen, der unmittelbaren religiösen Verbindung zu Gott, Besitz ergreift, — diese Seite der Kunst ignoriert der Tatmensch mit gutmütiger Ironie.

Vielleicht ist das seine Pflicht.

Die einzige, wirklich tiefe Verbindung zwischen seiner abgeschlossenen Wesenheit und anderen Wesenheiten ist in seinen Beziehungen zu jenen, ihm teuren Menschen enthalten, die er nicht als seinesgleichen betrachtet, sondern als seine Geschöpfe, die zutiefst sein eigen sind: Weib und Kind. — Obgleich er den Frauen mit viel Großmut das Gemeindewahlrecht gegeben hat, hat die Frau für diesen romagnolischen Volksführer immer noch nur die eine Bestimmung: schon zu sein und Freude zu erwecken. „Das ist das oberste Recht dieser anbetungswürdigen Geschöpfe, um derentwillen allein es schon der Mühe wert ist, auf der Welt zu sein. Wenn das Weib nicht Gefallen erregt, so wird es traurig und wird mit Recht nervös,“ sagte er einmal gesprächsweise zu der englischen Frauenrechtlerin Lady M., die ihm zornig und argertlich antwortete: „Mit solchen

DIE INNERE TRAGODIE

Ideen hatten sie in England kein Glück," worauf ihr Mussolini antwortete: „Ich gelie nicht nach England, und im „übrigen glaube ich auch nicht, daß selbst in England alle „Frauen nur politisierende Quaker sind. — Wehe der Welt, „wenn wir Männer nicht in den Seelen der Frauen aus- „ruhen können."

Und in den Kindern verehrt er die zarte rührende Kraft des gewaltigen „Morgen!"

Im Krieg antwortete der Korporal Mussolini einmal einem Kameraden, der ihm den guten Rat gab, sich, auch seiner Kinder wegen, nicht allzusehr der Gefahr auszusetzen, mit barscher Aufrichtigkeit:

„Was macht denn das? Gerade weil ich Kinder habe, „kann ich sterben. Denn das ist der Gedanke, der mir die „größte Ruhe gibt: sono continuato, — ich werde fortge- „setzt."

Wer voll Leben und Kraft ist, fürchtet den Tod nicht, denn er fühlt in seinem Innern, das er niemals ganz ausgelöscht werden kann.

„Wenn ich kampf, so vertraue ich dabei auf meine „Krafte, nur auf meine eigenen Krafte. Ich bin ein Individualist, der keine Gefährten sucht. Ich finde sie nicht, „aber ich suche sie auch nicht. Ich verachte die Furcht vor „der Isolierung und die Neigung, sich in der Herde wohlzu- „fühlen," sag te er ein andermal.

Um seinen Nächsten lieben zu können, bemitleiden zu können, muß man ihn entweder mit Nachsicht betrachten, sich in gewisser Weise über ihn lustig machen, ihn so unvollkommen nehmen, wie er ist, — oder sich Illusionen hingeben.

Deshalb ist es nicht möglich, daß Mussolini die Menschen liebt, denn er sieht sie mit erbarmungsloser Offenheit so, wie sie sind. Da er sie regiert, will er sie bessern, und er hat sich von Italien im Abstrakten eine so hohe, erhabene Idee gebildet, daß wir armen lebenden Italiener ihn unvermeidlich wohl enttäuschen werden müssen.

„UND DENNOCH, JA!“

Seine moralische Persönlichkeit weist drei hauptsächliche Charakterzüge auf: der Ehrgeiz erfüllt und verzehrt ihn, die Größe ist ihm Maß und Sein, die Verachtung Schatten und Zügel. Kleinliche Dinge schlagen bei ihm keine Wurzeln, und weil er im Leben um den Preis, den man für jedes Ding bezahlen muß, nicht feilscht und jeden Preis zahlt, so erwirbt er auch die großen Dinge, die wichtigen Dinge, auf die sich sein Ruhmesdurst richtet.

Zuweilen lachte er ironisch:

„Wenn alles gut geht, werde ich vielleicht in dreißig Jahren in irgendeinem öffentlichen Garten eine Büste haben, „Treffpunkt der Ammen und Dienstmädchen. „Hinter der „Büste von Mussolini, um acht Uhr,“ werden sich die Verliebten verabreden. Eine schöne Befriedigung.“

Er verstummte und schwieg eine Weile.

„Was habe ich denn überhaupt schon bis jetzt geleistet? „Nichts! Ich bin ein kleiner Journalist, und ein Minister wie „viele andere,“ sagte der Niezubefriedigende nach einer Pause. „Man muß diesem Volk eine Ordnung geben, dann „werde ich eine Aufgabe erfüllt haben. Dann werde ich „mich als etwas fühlen.“

Wieder hielt er inne, wieder schwieg er. Sein Gesicht verzog sich leicht.

„Und dennoch, ja!“ sagte dieser Tatmensch und wurde ernst. „Ja!“ sagte der Führer, und seine Augen leuchteten von einem inneren Feuer, das kaum von dem Willen gebandigt war. „Ja! Ich bin von dieser Sucht besessen. Sie „brennt, sie zermißt und verzehrt mich innerlich wie ein „körperlicher Schmerz: Einritzen, mit meinem Willen, ein- „ritzen will ich ein Zeichen in die Zeit, wie ein Löwe mit „seiner Pranke: Sol!“

Und seine Hände erhoben sich in einer raschen zupackenden Bewegung.

Ende

NAMEN- UND SACHREGISTEK

- Aeneas 4i
 Agadir, Drama von 172
 Albanien 249, 2 52
 Alpen, Bollwerk der 22
 Amerika 54, io5
 Anarchie 62
 Annemasse 79
 Annexion v. Bosnien i54
 d'Annunzio, Gabriele 187,
 238, 25i, 261
 Antisophen in
 Aristokratie, neue 2 3o
 Arnaldo da Brescia i5
 —, s. Mussolini, Arnaldo
 Auswanderer 54, io5
 Autobiographic Mussolinis 2 1
 „L'Avanguardia" 98
 „Avanti" 52, 85, 141, i47,
 i53, i55, i58, i65, 235,
 252
 „L'Avvenire" 119
 — del Lavoratore" 60, 98,
 i33
 d'Azeglio, Massimo i53

 Babeuf 5i, 77
 Bainsizza, Fall von 2o4
 Bakunin 3, 83
 Balabanof f, Angelica 83, 85,
 86
 Baiilla3n
 Balzac 263
 Barbaren d. Nordens 97
 Barrikaden 294
 Batlisti, Cesare 117, 124,
 128, i34
 Beatrice, Dantes 8
 Bebel 83
 Beethoven 268
 Belanqui 179
 Belgien 186
 Belgische Sozialislen 174
 Berlin, Museum in i32
 Binchi, Michele 224
 Bissolati, Leonidas i53, 2 i5,
 291
 Boccaccio 265
 Bologna 3
 Bolschewismus 218, 23o,
 261, 264
 Bonaparte 46 (s. auch Na-
 poleon)
 Bonorni i54, 289
 Borgia, Gesare i46
 Bosnien, s. Annexion
 Botschafterkonferenz 276
 Bozen 133, 290
 Bruno, Giordano 108
 Brotauf stand 139
 Buddha 79
 Biilow, Fiirsl 185
 Buonarotti 51
 Biirgertum 2 3, 54
 Bvzanz 75

NAMEN- UND SAGHREGISTER

- Casar 4i
 Cairolì, Adelaide 121
 —, Benedetto 153, 186
 Camorra 190
 Cannes 275
 Caporetto 196, 202
 Garducci, Giouse 39, 45, 77,
 100, 220
 Carlyle 1, 122
 Carnavon, Lord 27
 Caspar 206
 Casus foederis 170
 Cavalotti 54
 Chamberlain, Houston
 Stuart I 3 I, 132
 Chaos 112
 Christentum 113, I 5 I, 3 n
 Christus, s. Jesus
 Clemenceau 1, 214, 225
 Collegio dei Salesiani 31, 33,
40
 Corridoni, Filippo 183, 191,
197
 „Corriere della Sera" 299
 Costa, Andrea de 3
 Crispi 45, 48, 54
 „Critica Sociale" 145
 Curzon, Lady 49
 —, Lord 49, 66
 Dante 38, 285
 Darwin 112
 Daudet, Leon 262
 Deutsche Literatur 68
 —, kritische Studien über
 120
 — Philosophic 77
 Deutscher Block 175
 Deutschland 130, 172, 214,
 250, 322
 — turn 129
 Dies sacri natalis 35
 Diktatur 202
 — des Proletariats 86, 200,
 249
 Dore, Gustav 38
 Do via 5
 Dschingiskhan 21
 Duce 35, 87, 261, 264, 266,
 269
 Dumas 124
 Duse, Eleonore 259
 Edvige, s. Mussolini
 Eleaten 101
 Elisabeth v. England 21
 Engels 87
 England 54, 186, 275
 Facta 295, 302
 Faenza 33
 Faschismus 17, 167, 248,
 258, 263, 267, 269, 278,
 286
 —, Verhältnis z. Staate 273
 Faschisten 251, 252, 257,
 266
 Fasci di combattimento 184,
 230
 Ferrero, Guglielmo 283
 Feudalismus 166, 322
 Fiume 238, 254
 Forlì 32, 137
 Forlimpopoli 45
 Frank, Abgeordneter 174

NAMEN- UND SACHHEGISTER

- Frankreich 175, 186, 214, 261
 Franz Ferdinand 169
 — Joseph 117, 169
 Freimaurei 42, 156, 157
 Friaul 105
- Garibaldi 53, 260
 Gasparotto 208
 Generalstreik 96, 151, 289
 „Gerarchia“ 102, 273
 Geschichted. Philosophic 122
 Giolitti 144, 185, 233, 251
 „Giovinezza“ 258
 Gobineau 131
 Goethe 8, 14, 81
 Gorki, Maxim 63
 Gott 43
 Gorz 197
 Griechen 101
- Heine 220
 Heraklit 161
 Herzen, Alexander 83
 Hierarchie 163, 270, 272
 Hugo, Victor 30
 HuB, Johann 122
- ImperiaKsmus, italienischer 278
 Internationale, Idee der 10
 Internationalismus u. Nation 126
 Internationale, dritte 233
 Interventionisten 223
 Isonzo 192
 Italianisierung 133
 Jaures, Jean 76, 285
- Javorzek 192
 Jesus 43, 77, 79, n3
- Kapitol 2
 Karfreit s. Gaporetto
 Karst 196
 Katholizismus 42
 Kemal Pascha 292
 Kerensky 86
 Klassenkampf 137, 155
 Klerus u. klerikale Partei. 4^, 127, 271
 Klop stock 120
 Kongreft in Ancona 157
 — in Mailand 144
 — in Rom 279
 Konig v. Italien 200, 296, 302
 Kreml 2, 87
 Krieg 180
 Kriegsministerium 29
 Kriegstagebuch, Mussolinis 191, 193, 208
 Krieg und Sozialismus 175
 Kuk 192
 Kulischkoff, Anna 189, 145, 155, 178, 207
- „La Lotta di Classe“ 13, 52, 137, 141
 Landru 225
 Lassalle 83
 Lausanne 56
 Lenin 2, 86, 232, 249, 250, 264
 Leninismus 205
 „11 Leonardo*“ 130
 Leopardi, Giacomo 245

NAMEN- UND SACHREGISTEK

Liebknecht 83, 285	Nietzsche, Friedrich 77, 79,
Lloyd George i, 2i4	101, in , 112, i4, i55,
Luzern 58, 88	193, 248, 262, 266
Lybien, Expedition nach 144,	Nitti 237, 243, 289
i48, i5i	
	Oligarchic 262
Machiavelli 100, IOI, 265	Opposition,parlamentarische
Maffia 190	148
Ma rani, Silvio 10	Orlando 208
Marinetti i30	Osterreich i35, i54, 169,
Martini, Ferdinando 171	170, 175, 214, 250
Marx, Karl 5i, 60, 83, 87,	
i83, 289, 290	Palazzo Chigi 27, 67
Marxismus i42, 166	Papini 130
Materialismus 1	Pareto, Vilfredo 73, 167,
Matteotti 267, 284	224
Mazzini 52, i83	Pascoli 123
Medici, Katharina von i40	Pestalozzi 59
„Messias" s. Klopstock	Philosophic der Gewalt 111
Michel, Luise 121	Piave 213
Michelangelo 282	Platen 121
Milite Ignoto s. Unbekannter	Plato i40
Soldat	Poincare 66
Milton 120	„I1 Popolo" 120, 123, 124
Mommsen, Theodor 277	„Popolo d'Italia" i5, 47, 69,
Mussolini, Alessandro 4? 5,	71, 179, 208, 277
23, 3i, 56.	Porro, General 172
—, Arnaldo 10, i5, 19, 32,	Predappio 3
48, 3oi	Prezzolini i30
—, Benito 2 u. ff.	Proletariat, osterr. i33
—, Signora Rosa 5, 6, 36,	Prole ta rier 162
56, 73	„11 Proletario" 98
	Proudhon 5i, 83
Napoleon 179	
Narcisa 23, 24	Rafael 282
Nationalokonomie 5i	Realpolitik 186
Negri, Ada 2i3	Realschule 186
Neutralist Italiens 172	Reformsozialisten 52, i64

NAMEN- UND SACHREGISTER

- Regierungsprogramm 159
 Reiner I 3 I
 Religion 11, 42
 Renaissance 54, 136
 Republik 57
 Republikaner 271
 Revolution 148
 Rom 33, 41, 44
 Romagna 4, 5.
 Rom und Revolution 292
 Rossato, Arturo 8
 Rosso, Medardo 52
 Ruskin, John 167
 Russen und Russinnen 75
 Russische Revolution 176
 Rußland (s. auch Sowjet-
 rufiland) 84, 175, 186,
 214, 262

 Saint-Simon 21
 San (iuliano, di 172
 Sansculotten 167
 Sarfatti, Roberto 212
 Savonarola, Girolamo 155
 Schiller 120, 316
 Schopenhauer 79, 101
 Schweiz 56, 276
 „Il Secolo“ 56, 58
 Serbien 175
 —, Ultimatum an 169
 Sette, Aldo 258
 Shakespeare 265
 Slowenen-Kroaten 215
 Sokrates 160
 Sorel, George 72, 266
 Sowjetregierung 86
 — rußland 81

 Sozialismus 50, 77, 86, 127,
 140, 141
 Stirner, Max 101, in
 Sulla 21

 Tacitus 41
 Tell, Wilhelm 61
 — —, die Frauengestalten
 in Schillers 120
 „Times“ 27
 Tolmezzo 108
 Tolstoische Utopie 17
 Trentino, veduto da un so-
 zialista 129
 Treves, Claudio 146, 155,
 206
 Trient 117
 Trotzki 249, 250
 Turati, Filippo 129, 13g,
 146, 164, 205
 Turk in
 Tiirkischer Nationalismus
 247
 Tutankamen 27

 Udine 292
 Uebermensch 112, 272
 Unbekannte Soldat 1, 34
 Utopia 116, 272

 Vaihinger 262
 Valona 252
 Vandervelde 76, 205
 Varona di Costa 3
 Vaterland 96
 Vatikan 282
 Villehardouin 21
 Verdi, Giuseppe 46

NAMEN- UNO SACHKEGISTEK

Vereinigte Staaten Europas	2i4	Wiener Ballplatz	172
La Voce	i3o	Wille zur Macht m,	112
Volkerverständigung,	Idee	Wilson, President	214, 215,
der i			264
Volksabstimmungen	i39	Wirtschaftsdiktatur in Rut-	
Vorwärts	i83	land	262
Vrzig	192	WoltmannI	3 I
		WyB, Dr., Abg. v. Genf	97
Wagner	293	Yverdon	57, 58
Wahlrecht, Erweiterung	i4o	Zar und Zarin	83
Weltkrieg	1, 92, i3o, 263	Zibordi	52

Im gleichen Verlag erschienen ferner

HENRY FORD

Mein Leben und Werk. Einzig autorisierte
Ausgabe. Deutsch von Curt und Marguerite Thesing. Geheftet . Rm. 6.—
In Halbleinen Rm. 8.—
In Ganzleinen Rm. 9.—
In Halbledr Rm. 12.50
In Hunderttausenden von Exemplaren ver*
breitet.

Dieses Buch müßte, wie sich ein führender deutscher
Industrieller äußerte, jeder deutsche Leiter eines Be-
triebes lesen und auf seinem Schreibtisch liegen haben.

Reichsverband der Deutschen Industrie. Berlin.

Ein Buch, das der deutsche Kaufmann, vor allem der
industrielle Nachwuchs, lesen sollte. Berliner Tageblatt.
Unwillkürlich wünschte man, daß deutsche Unter-
nehmer bei Ford in die Lehre eingen und sich mit
seinen Grundsätzen vertraut machen. Vorwärts.

Von diesem Werk erschien auch eine
Volksausgabe.

Steifkartoniert. Rm. 3.—

HENRY FORD

Das Große Heute — Das Große Morgen.
Einzig autorisierte Ausgabe. Deutsch
von Curt und Marguerite Thesing. 1. bis
30. Auflage. Geheftet . . . Rm. 6.—
In Ganzleinen Rm. 9.—
In Halbledr Rm. 12.50

Der Name Ford wurde zu einem Programm. Er und seine
Organisation sind heute über jeden Vergleich hinaus*
gewachsen. Was ist auch alles seit dem Zeitpunkte
der Niederschrift des ersten Buches geschehen, und in
welchem Rasetempo haben sich die Fordbetriebe weiter
entwickelt! „Die Zukunft liegt nicht in einer Automati-
sierung der Welt. Wir leben nicht in einem Maschinen-
zeitalter, sondern in einem Zeitalter, da es möglich ist,
Kraft und Maschine im Dienste der Allgemeinheit und
gleichzeitig zu persönlichem Nutzen zu verwenden.“

Technischer Anzeiger.

Fords Darstellung ist interessanter als alle kaufman-
nischen Lehrbücher, und es lehrt mehr, weil es aus der
Praxis schöpft. Deutsche Presse.

Wie der erste Band „Mein Leben und Werk“ leb-
haften Beifall und außerordentliche Beachtung fand,
so geht es auch dem neuen Buche und es verdient es
noch mehr. Hannoverscher Kurier.

Ausführliche Verzeichnisse stehen gern zu Diensten.

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Im gleichen Verlag erschienen ferner:

FREIHERR VON ECKARDSTEIN

Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten. Zwei Bände. Band I in

Halbleinen. Rm. 8.—

Band II in Halbleinen . . Rm. 9.—

In Halbleder, vom Autor

gezeichnet, beide Bände. . Rm. 33.50

Die Isolierung Deutschlands, (III. Band der
Erinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten). In Halbl. . Rm. 6.—

In Halbleder. Rm. 12.50

Ein Buch von großem historisch-politischen u. anekdotischen Interesse. Kreuzzeitung

OTTMAR VON MOHL

Fünfzig Jahre Reichsdienst. In

Halbleinen. Rm. 7.—

Man kann sich kaum ein Werk drücken, das die Memoiren der Großen besser ergänzt und vieles verständlicher macht, was sich in unseren Beziehungen zum Auslande entwickelt hat. Neue Leipziger Zeitung.

Ägypten. (2. Band der „Fünfzig Jahre Reichsdienst“). In Halbleinen Rm. 7.—

Das maßgebende wirtschaftlich-politische Werk über Ägypten.

JOSEF GRAF STORCKH

Im großen deutschen Hauptquartier. In

Halbleinen. Rm. 5.—

Ein geschichtliches Erinnerungswerk bedeutenden Formats.

Politische und militärische Erinnerungen aus meinem Leben. In Halbleinen Rm. 8.—

In Halbleinen auf holzfreiem

Papier. Rm. 9.—

Das wichtigste österreichische Memoirenwerk

WOODROW WILSON

Memoiren und Dokumente über den Vertrag von Versailles. ANNO MCMXIX.

Herausgegeben von R. St. Baker. 3 Bde.

In Halbleinen je Rm. 5.—

Gestützt auf das Quellenmaterial der amerikanischen Regierung.

Das wichtigste von all den hundert Memoirenbüchern beider Erdteile. 8-Uhr. Abendblatt, Berlin, Natztg.

LLOYD GEORGE

Ist wirklich Friede? Ins Deutsche übersetzt und eingel. vom Reichsaußenminister a. D. Dr. W. Simons. Geheftet Rm. 3.50

In Halbleinen gebunden . . Rm. 4.50

In Ganzleinen gebunden . . Rm. 5.50

Eine scharfgeschliffene Waffe gegen den Versailler Diktatfrieden.

Ausführliche Verzeichnisse stehen gern zu Diensten.

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

